

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 27

31. Januar 1980

Nr. 1

Zur Baugeschichte der Ebinger Martinskirche

von Dr. Walter Stettner (Schluß)

Um zu dem stattlichen, hohen Kirchengehäuse zu passen, wurde der Kirchturm von 1670/72 um 14 auf 50 Meter erhöht und erhielt einen äußeren Umgang, von dem die Stadtmusikanten bliesen. Eine neue Turmuhr lieferte der Uhrmacher H. Perrot in Calw.

In die neue Kirche sollte auch eine neue Orgel eingebaut werden. Den Auftrag dazu erhielt nach Billigung durch das Konsistorium die Ludwigsburger Orgelfabrik E.F. Walcker. Angestellte des Trittwerts ließ der Kirchengemeinderat nachträglich auf Anregung des Organisten, Musikdirektor Strecker, elektrischen Orgelantrieb einrichten.

Glocken

Im Turm hingen (nach der Oberamtsbeschreibung von 1880) vier Glocken: eine kleine neue und drei größere alte. Die größte trug die Jahreszahl 1465 und die Namen der Evangelisten in Minuskeln (= kleinen Buchstaben); die mittlere die gleichen Namen in alten Majuskeln (= großen Buchstaben); die dritte wieder in Minuskeln mit der Jahreszahl 1467. Jetzt nach dem Neubau der Kirche und der Erhöhung des Kirchturms kam eine weitere große Glocke mit dem Ton d hinzu.

Sie war von Fabrikant Friedrich Haux gestiftet und aus der Werkstatt der Fa. Bachert in Kochendorf hervorgegangen. Sie trug die Inschrift: „Land, Land, Land, höre des Herrn Wort!“, darüber ein Kreuzifix. Die alten Glocken hätten zwar nach einem Gutachten von Heinrich Kurtz in Stuttgart noch 50 bis 100 Jahre benützt werden können, da sie jedoch zusammen mit der neuen Glocke kein befriedigendes Geläut ergaben, mußte Meister Kurtz erst die drei größeren Glocken und dann auch noch das Schulglocklein umgießen. Danach zeigte die zweite Glocke in f mit 788,5 kg Gewicht einen Lutherkopf und die Inschrift „Ein feste Burg ist unser Gott“, die dritte Glocke in as mit 470 kg „Ehre sei Gott in der Höhe“, die vierte in h mit 275,5 kg die Figur St. Martins und die Inschrift „Lasset uns Gutes tun und nicht müde werden.“ Auf der Schulglocke in d mit 161 kg war zu lesen, „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht“.

Weltkriege und ihre Folgen

Die größte und die vierte Glocke mußten im ersten Weltkrieg 1917 an die Heeresverwaltung abgeliefert werden. 1922 beschloß der Gemeinderat, sie durch neue zu ersetzen, die Glockengießer Kurtz im September gerade noch vor der schlimmsten Inflation lieferte. Die neue große Glocke hatte einen Durchmesser von 1,32 Meter und wog 1315 kg. Ihre Inschrift lautete: „1905 ursprünglich gestiftet von Friedrich Haux und Lydia geb. Kauffmann, zer schlagen 1917 zu Deutschlands Wehr, neu erstanden 1923. Ich läute Frieden nach Krieges Not. Kommt her, ihr Müden, kommt zu Gott!“. Die vierte Glocke in b hatte 0,83 Meter Durchmesser und wog 325 kg. Ihre Inschrift: „Zum Gedächtnis unserer gefallenen Krieger die dankbare Gemeinde“.

Noch viel härter griffen im zweiten Weltkrieg die nationalsozialistischen Machthaber in den Bestand der Ebinger Glocken ein: Im Januar 1942 (die Hoffnung auf ein rasches Ende des Rußlandfeldzuges war geschwunden) mußten fast alle Bronzeglocken abgeliefert werden. In der Martinskirche wurde am 18. Januar eine Art Abschiedsgottesdienst gehalten, bei dem zuerst jede der Glocken einzeln ertönte und dann alle zusammen zum letzten Mal läuteten. Schon am folgenden Tag wurden alle vier Glocken abgeseilt.

Zahl (in Klammern) und Gewicht in kg der abgelieferten Glocken seien hier zusammengestellt: Martinskirche (4) 1315, 788, 470, 325, Friedenskirche (3) 689, 405, 280, Kapellkirche (3) 304, 172, 94, Josefskirche (4) 1215, 690, 474, 362.

Dazu kamen diesmal auch die kleinen städtischen Glocken. G. F. Hummel nennt zwei vom unteren Torkasten (Roter Kasten), zwei von der Hans-Schemm-Schule (Kirchgrabenschule), zwei vom Krankenhaus. Auch die beiden Glocken, die im Heimatmuseum standen, wurden hinabgeschafft, aber das war voreilig, denn sie waren aus Gußstahl gegossen und durften (bis zur Bombardierung des Rathauses 1944) wieder oben aufgestellt werden.

Neben der Ablieferung der Glocken brachte der zweite Weltkrieg durch einen Bombenangriff am 11. Juli 1944 schwere Schäden für die Martinskirche. Eine Bombe fiel zwischen Turm und Chor und zerstörte den Konfirmandensaal, beschädigte die Chordecke und deckte das Dach der Kirche ab. Die Kirche konnte zunächst nicht benützt werden. Die katholische Kirchengemeinde stellte auch für evangelische Gottesdienste ihre Josefskirche zur Verfügung. Aber „schon während des Krieges griffen viele willige Hände zu, um die wund geschlagene Kirche zu retten und zu heilen, soweit dies bei der Knappheit der Baumaterialien überhaupt möglich war. So konnte die Ebinger Gemeinde am Sonntag Cantate, dem 29. April 1945, die Martinskirche wieder in Benützung nehmen“ (so Pfarrer Mack 1954). Im Februar 1954 wurde der Innenraum der Martinskirche unter Leitung des Stuttgarter Baurats Heim umgestaltet. Anstatt der mit allerlei Stuckverzierungen versehenen Decke wurde eine Holzdecke mit Stabwerkmuster eingebaut, die dem Raum einen wärmeren Charakter verleiht. Die Hartfaser- und Schaumgummiplatten, die hinter dem Stabwerk verlegt sind, geben eine gute Akustik. Demselben Zweck dient die Holzverkleidung der Emporebrüstungen und das Holzwerk an den Decken unter den Emporen. Die übergroßen Fenster auf der nördlichen und südlichen Empore wurden auf zwei schöne Rundfenster reduziert.

Die Käfig-Laternen wurden entfernt, dafür neue Kronleuchter eingesetzt, deren Enden trompetenförmig auslaufen. Der bisherige Altar wurde umgearbeitet und vorgerückt, damit stärker ins Blickfeld und Leben der Gemeinde hineingestellt. Der Taufstein, ebenfalls aus dem alten umgearbeitet, wurde gegenüber der Kanzel am anderen Pfeiler des Chorbogens aufgestellt. Die Bänke im vorderen Teil des Schiffs und in den beiden Seitenschiffen unter den Emporen sind in einem großen Halbbogen um Altar und Kanzel ausgerichtet.

Die Wand über dem Chorbogen nimmt eine groß angelegte Darstellung von Szenen aus der Offenbarung des Johannes ein. Oben der thronende Christus, der Weltenrichter, inmitten der vier Tiere, zur Linken die Anbetung der 24 Ältesten, auf der Wand gegenüber der Kanzel der Erzengel Michael mit dem Drachen und die Auferstehenden. Ein Engel mit Posaune neben der Kanzel will der Gemeinde zurufen: Wachtet! Der Entwurf zu diesen Zeichnungen stammt von Prof. Yelin, Stuttgart. Der Crucifixus stammt aus der Kapellkirche; nach deren Zerstörung 1944 gelangte er in den Chor der Martinskirche; hier kam er bei der Erneuerung an das große Balkenkreuz hinter dem Altar. Er stammt wohl aus den Jahren nach dem Dreißigjährigen Krieg. Der Chor erhielt drei farbige Fenster, Werke des Stuttgarter Adolf Saile. Damit hat das Gebäude, das vorher mehr einem Festsaal glich, den Charakter einer Kirche. „Man erkennt beim Hereintreten sofort, daß dies ein Raum ist, wo eine Gemeinde sich sammelt um Gottes Wort und Sakrament“ (Oberkirchenrat Pfeifle).

Quellen: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Stadtarchiv Albstadt, Akten der Kirchenpflege Ebingen, Oberamtsbeschreibung Balingen 1880, G. Fr. Hummel, Geschichte der Stadt Ebingen 1936, der Kirchenbezirk Balingen 1954.



Die Ebinger Martinskirche nach dem Umbau von 1954

Foto: Dr. Hell

Die Balingen Malerfamilie Weiß

Von Fritz Scheerer

Vor 400 Jahren, am 25. Februar 1580, verstarb zu Überlingen der Balingen Maler Marx Weiß der Jüngere als Siebziger unter Hinterlassung der drei Malersöhne Josef, Christoph und Jesaias. Er entstammte dem in Balingen ansässigen Künstlergeschlecht der Weiß, das in der südwestdeutschen Kunstgeschichte des 15./16. Jahrhunderts eine Rolle spielte.

Weitab von den Kunstzentren Konstanz und Ulm gediehen auch kräftige Reiser am Baum der Kunst in unserer Gegend angesichts der zahlreich erhaltenen Schnitzwerke im Umkreis von Balingen und Rottweil (s. Heimatk. Blätter November 1979) – es seien genannt die Altarfiguren von Weilen u. d. Rinnen, von Schömburg, von Geislingen, Neukirch, Neufra und der heute im Freiburger Münster aufgestellte Schrein von Heinstetten (ca. 1510-1525). Fast 100 Jahre hindurch blühte die Kunst bodenständig, geknüpft an die heimische Malerfamilie der Weiß. Ihr Stammvater ist Marx Weiß der Ältere, der 1518 oder wenige Jahre danach starb. Möglicherweise ist er aus Rottenburg oder Tübingen zugezogen, da zu Rottenburg, der ehemaligen Residenz der kunstfördernden Herzogin Mechtilde (gest. 1482) im Jahre 1503 mehrere Maler arbeiteten. Einer seiner Söhne, Samson, war um 1520 fürstbergischer Landschreiber und später Hofgerichtsprokurator in Rottweil. Dieser errichtete dem verstorbenen Vater, der Mutter wie den Großeltern zu Donaueschingen bzw. Bräunlingen ein Jahrgedächtnis.

Im Anniversum (Jahrzeitbuch) ist unter 1518 u. a. verzeichnet: „Max Weyßen, des malers zuo Balingen und Magdalena Lohbererin, seiner ehlichen hauffrowen und Sampson Weyßen von Balingen, ir bayder ehlicher sohn und ir beeder vater und muotter . . .

Deren aller jahrzeyt soll begangen werden um Valentini von den hayligen pflegers S. Joannis mit zweyen pryestern und sundt geben ainem kilchherren III ß hl (3 Schilling Heller) und ainem caplon II ß hl und dem meßmer I ß hl“. Zwei andere Söhne, Joseph und Marx d. J., ergriffen den Beruf des Vaters.

In Thalheim, Kreis Tübingen, stand noch in der 1. Hälfte des vorigen Jahrhunderts in der dortigen Cyriak-Kirche ein Flügelaltar, der sich heute in Stuttgart befindet, mit den trefflich geschnitzten Figuren der Muttergottes, des hl. Cyriak und des hl. Pankraz im Schrein, auf den Flügeln Verkündigung und Heimsuchung, Geburt und Anbetung der Weisen, auf der Staffel Christus mit den 12 Aposteln. Dieses Altarwerk, gestiftet nach den Wappenschilden durch Simons von Stetten und seiner Frau Ruffina von Adelheim sowie Ludwig von Stetten wurde zeitweise Marx Weiß d. Ä. zugeschrieben, doch dieser Zuschreibungsversuch wird heute „als sehr hypotetisch beurteilt“ (Hannmann).

Joseph Weiß

Der 1487 geborene Joseph Weiß ist bis 1568 nachweisbar. Er übernahm in Balingen die Werkstatt des Vaters und bekleidete verschiedene Jahre das Amt des Bürgermeisters. Ab 1521 ist er als selbständiger Künstler in Balingen tätig: „Joseph mähler“ und Klaus Scherer sind bei der Rechnungslegung am Sebastianstag die neuen Pfleger der Sebastiansbruderschaft. „Joseph mauler“ (Maler) schuldet ihr 6 ß 8 h und 1 1/2 Pfund Wachs. 1522-1525 ist er Pfleger der Bruderschaft. Sein Haus befand sich neben Dachtler und Holtzhauer. Bei Musterungen 1534 und 1536 erscheint er mit Hellebarde und Spieß (Musterungs-rodell). 1541 vergoldete er den siebenstrahligen Stern auf dem Turm der Stadtkirche (Dekan Meißner 1914 im „Volksfreund“). Zur Türkensteuer hatte er 1542 1 Gulden 3 Batzen zu entrichten. Im Balingen Urbar (1543) heißt es bei der St. Afra-Kaplanei: „Joseph, maler, zinst uff martini X ß, uff sinem wingarten in Engelstalen an Gallenhalden . . . Mer zinst Joseph, maler, uff martini X ß uff sinem hus by dero pfarrkirchen, ist ain eckhus, lyt an Balthasar Zollingern“. 1544 zog er mit drei anderen Balingen Bürgern die Türkensteuern ein und unterzeichnete eigenhändig deren Bezahlung („Wyr dys nach genannte Conrat Bychter (Beuter), Joseph, maler, Conrat Miller und Hans Koch haben uff hut (heute) . . . geantwurt acht hundert fünf gulde zwelf batzen . . .“ StaStg. K. 103 F 2). Nach dem Lagerbuch von 1560 zinst er 1565 aus seinem Weingarten im Englestäl 7 ß Heller. Er war also damals 78 Jahre alt.

Da Balingen nach der Rückkehr Herzog Ulrichs 1534 evangelisch geworden war und bei den neuen kirchlichen Zuständen die Aufträge zurückgingen, war er gezwungen, bei den katholisch gebliebenen Städten, Klöstern und Familien der Umgegend, wie Rottweil, Heiligkreutzal, den Grafen von Zollern, den Herren von Zimmern und Bubenhofen wie andern Adeligen sich Aufträge zu verschaffen. Auch in Haigerlocher Rechnungen von 1535/36 begegnen wir ihm: „Item (ebenso) ain batzen dem maler gen Balingen“, ferner „Item XIII ß der mauler und die furleit verzert über nacht in minem hus“.

Wiederholt wurde Joseph Weiß von der Forschung mit dem sogenannten Meister von Meßkirch in Verbindung gebracht. „Mangels signierter oder eindeutig zuschreibbarer Bilder ist diese Verbindung als reine Spekulation zu bewerten“ (Hannmann). Die kunstbegeisterte Äbtissin des Klosters Heiligkreutzal bei Riedlingen, Veronika von Rietheim, ließ neben dem Langhausgewölbe und dem Lettner den Chor mit bedeutenden Wandmalereien zieren, die heute wieder freigelegt sind.

An Tafelgemälden ist neben einer Bubenhofen-Tafel in den zwanziger Jahren das treffliche Porträt des 1525 verstorbenen Zollerngrafen Eitelriedrich entstanden. In seiner Werkstatt dürfte sein jüngerer Bruder Marx mitgearbeitet haben.

Marx Weiß der Jüngere

Marx ist seit 1536 nachweisbar. Er war damals in Diensten der württembergischen Herzöge. Wahrscheinlich hat er zu jener Zeit im Tübinger Schloß gearbeitet, das 1535 von Herzog Ulrich begonnen wurde zu bauen. Anfangs der 30er Jahre verheiratete er sich mit einer uns Unbekannten, die bald darauf starb unter Hinterlassung eines Töchterleins Anna. 1538 heiratete er dann Magdalena Dornvogel, sehr wahrscheinlich eine Nichte des aus Rottweil stammenden Pfarrers zu Meßkirch, Adrian Dornvogel, die er wohl anlässlich seiner Arbeiten in Meßkirch für Gottfried Werner von Zimmern kennenlernte. In Balingen wurden ihm dann die zwei Söhne Josef d. J. und Andreas geboren.

1539 ist der junge Maler wieder in Balingen, wo er die Grabtafel des Grafen Christof von Tengen-Wehrstein malte, die in der Begräbniskirche der Nellenburger zu Empingen über der Sakristeitür aufgehängt wurde. Bis 1858 war sie noch vorhanden, ist aber heute verschollen. „Uff Marie geburt marxens, malers von Balingen, vom epitaphium XII gl“. „Item denen so das epitaphium von Balingen hergetragen XXXII kr.“ (Kreuzer). Bei dieser Grabtafel handelt es sich um den auf Wehrstein (bei Fischingen) gestorbenen und in Empingen beigesetzten Grafen, über dessen ungeheure Leibesfülle und Körpergröße die Zimmernsche Chronik sich in derben Späßen ergeht. Aus seinem geringen Vermö-

gen gegenüber dem zehnfachen seines Bruders Joseph (Joseph 255 fl., Marx nur 20 fl.) ist zu schließen, daß Joseph der Werkstattinhaber und Leiter war und Marx in jenen Jahren die Stelle eines Gehilfen innehatte.

Wohl 1543 verließ Marx seinen Heimatort und die brüderliche Werkstatt, um sich in Rottweil als selbständiger Meister niederzulassen. Gegenüber dem Rathaus hatte dort Graf Werner von Zimmern ein Haus erworben. Dieses Haus zierte Marx innen und außen mit schönen Fresken (Zimmernsche Chronik II 182). Aus dem Jahr 1543 datiert auch ein in Zürich erhaltener Scheibenriß für den Probst von Bischofszell, Hercules Gödlin, dem Konstanzer Domsänger und Züricher Domherren.

Ob Marx Weiß die Werkstatt des Meisters von Meßkirch (bekannt durch die Tafeln im Louvre, zu Meßkirch, Wildenstein u. a.), wie vermutet wurde, übernahm, ist ungeklärt. Bald nach 1550 siedelte der Meister nach Überlingen am Bodensee über. In den folgenden Jahren malte er die Chorwölbung auf der Reichenau zu Mittelzell aus und die Deckenfelder des Langhauses im Überlinger Münster. 1560 schuf er für die Meersburger Liebfrauenkirche einen Kruzifixus. Von den Fürstenberg auf Heiligenberg erhielt er Aufträge. 1562 bezog „maister Marxen, maler zu Überlingen von ain fenlin uff die neuen bruck ze machen“ 1 fl.

Einige Marx Weiß zugeschriebene Werke befinden sich in den fürstlichen Sammlungen von Donaueschingen: Das Bild mit der Darstellung des hl. Wiborad für das Kloster Rubacker (1559) und zwei in der Zeit von 1567 bis 1573 gemalte Flügelaltäre für die Ablachkirche in Meßkirch. Stilistisch verwandt sind auch die auf der Burg Wildenstein und in der Überlinger Ratskanzlei befindlichen ornamentalen Malereien.

Schade ist, daß von all diesen Balingen Malern überaus wenig in ihrem Heimatort vorhanden ist. Nur in Urkunden begegnen wir ihnen, wie dem 34jährigen Joseph in der Kirchgasse, wo er zunächst der hochragenden Stadtkirche seine Werkstatt führte und daselbst das Amt des Rechners der seit 1468 bestehenden Sebastiansbruderschaft versah. Aber auch die Bestände der Archive sind recht bescheiden, da durch zahlreiche Stadtbrände vieles vernichtet wurde. Doch aus dem wenig Erhaltenen kann geschlossen werden, daß im 15./16. Jahrhundert auch unsere Gegend fernab der Kunstzentren Ulm und Konstanz am Kunstleben Anteil hatten.

Auszug aus der Geschichte der Kath. Kirchengemeinde St. Gertrud Winterlingen

von Pfarrer Jäger, Harthausen a. d. Sch.

Die Patronin der vorreformatorischen Kapelle

Im „liber proclamationum et investitarum“ vom Jahr 1487 lesen wir: „Die 22. Oktobris data est confirmatio ad missiam perpetuam altaris sanctae Gertrudis virginis in capella villae Winterlingen sub parochia opidi Ebingen“. Das heißt, nach dieser Mitteilung war die heilige Jungfrau Gertrud die Patronin der alten Kapelle in Winterlingen bei Ebingen.

Bis 1892 gehört Winterlingen kirchlich zu Lautlingen. 1892 wird eine eigene Stadtpfarrei Ebingen errichtet, der nun Winterlingen zugeteilt wird (damals 14 Katholiken). 1900 zählt Winterlingen 30 Katholiken, 1910 sind es 40.

1918 Errichtung einer eigenen Pfarrei Tailfingen, der Winterlingen verwaltungsmäßig bis 1936 zugeteilt wird.

Seit 1912 gibt es in Winterlingen katholischen Religionsunterricht, der vom H.H. Kaplan Bogenbüsch von Benzingen erteilt wird. Von 1912 bis 1927 wird Winterlingen kirchlich von Benzingen betreut. Seit 1927 wird Winterlingen kirchlich wieder von Ebingen und zwar vom dortigen Vikar betreut.

Bezüglich Benzingen ist folgendes interessant: in vorreformatorischer Zeit bestand unmittelbar bei Winterlingen das Frauenkloster Weinstetten. Die Klosterfrauen blieben auch nach der Reformation katholisch und suchten nach dem Abfall von Winterlingen um Aufnahme in den Pfarrbezirk Benzingen nach. Ihrer Bitte wurde entsprochen. Zum Dank dafür vermachten die beiden Schwestern Katharina und Gertrud ihre Klause St. Wald, Wiesen und Güter der Kirchengemeinde Benzingen. Aus den Einkünften dieser Stiftung wird die Kaplanei Benzingen unterhalten.

Genehmigung eines zunächst monatlichen Sonntagsgottesdienstes für die 76 Katholiken in Winterlingen. 1. katholischer Gottesdienst im oberen Saal des Kindergartens in der Gerhardsstraße am 1. Adventsonntag, dem 28. 11. 1926, durch H.H. Dekan Flick.

Von 1926 an Bemühungen um Bauplatz für eine katholische Kapelle. Am 16. bzw. 20. 6. 1928 wurde ein Grundstück von 34 Ar im Betteltal für 12 254,40 RM erworben, auf dem heute die Kirche steht.

Errichtung einer eigenen Kirchenpflege Winterlingen durch Schreiben des Bischöflichen Ordinariats vom 3. 7. 1928 zum Eintrag des erworbenen Grundstücks.

1934 erste Besprechung mit seiner Exzellenz Bischof Sproll und H.H. Stadtpfarrer Schupp wegen Bau einer Kapelle.

1935 zählt Winterlingen ca. 2500 Einwohner, davon sind etwa 115 katholisch. Die Seelsorge haben Herr Stadtpfarrer Schupp und Vikar Uhl von Ebingen. Für den Kirchbau wird gesammelt. Der Kassenbestand beträgt 2000 RM. Bischof Sproll hat keine Mittel zur Verfügung, auch nicht für eine Holzkirche. Der nun vierzehntägige Gottesdienst ist durchschnittlich von 45 bis 50 Personen besucht.

1936 Umzug aus dem Kindergartensaal in den Fabriksaal von Fräulein Marie Koch in der Bitzer Straße. Die monatliche Miete beträgt 10 RM. Vorübergehend war der Gottesdienst auch in der „Mehlkirche“ gefeiert worden. Erstkommunionfeier: 2 Erstkommunikanten.

10. 5. 1936: Neuer Vikar ist H.H. Hahnen, Spätkrüfener vorher Bergarbeiter. Seit Jahrhunderten wieder 1. Maiandacht in Winterlingen (5. 5. 1935 Einweihung der Muttergottesstatue – ein Geschenk von Kloster Untermarkt). Der Kirchenchor von Ebingen sang am Morgen die deutsche Schubertmesse. Fräulein Else Bosch, Ebingen, spielt am Harmonium.

1. 10. 1936: Der Chronist Max Grosser zieht mit seiner Familie nach Riedlingen. Hermann Salzmann wird sein Nachfolger. Ab Oktober wird das Weihnachtsfest vorbereitet. Für den Blumenschmuck werden 4.30 RM erbettelt. H.H. Pfarrer Henle, Benzingen, stellt die Krippe zur Verfügung. Ein herrliches Weihnachtsfest!

21. 2. 1937: Postmeister Stöhr zieht mit seiner Familie nach Tübingen um. Herr Stöhr war bislang die führende Persönlichkeit in der kath. Gemeinde.

24. 1. 1940: Regierungsbaumeister Franz Hepp, Ravensburg, übersendet die Gebührenrechnung für die 1938 angefertigten, aber nicht zur Ausführung gelangten Kapellenbaupläne.

1. 7. 1950: Schreiben des Stadtpfarramtes Ebingen an die Diözesanverwaltung Rottenburg. „Bisher

wurde der katholische Gottesdienst alle vierzehn Tage im Schulsaal des Kindergartens abgehalten, der nun von der Gemeinde gekündigt wurde, um die schon beschlossene Einführung der Mittelschule in diesem Lokal unterzubringen. Ein anderes geeignetes Lokal ist nicht vorhanden. Es besteht die Gefahr, daß die katholische Kirchengemeinde völlig auseinanderfällt, wenn nicht durch Eigenbau ein entsprechender Raum geschaffen wird. Aus diesen Gründen haben wir uns entschlossen, mit dem Neubau des schon vor dem Kriege genehmigten Kirchenbaus zu beginnen. Ein Arbeiter verdiente damals ca. 0,50 Mark pro Stunde.

4. 8. 1950: Das Bischöfliche Ordinariat in Rottenburg genehmigt die Erstellung einer Kirche in Winterlingen nach den Plänen des Architekten Kurz in Ebingen. Die voraussichtlichen Kosten betragen 48 000 Mark. Zunächst darf nur der 1. Bauabschnitt mit einem Aufwand von rund 30 000 Mark durchgeführt werden. Eine finanzielle Unterstützung wird zugesagt.

20. und 21. November 1954: „Ein Haus aus ewigem Stein erbaut“. Weihe der katholischen Kirche. Eine große Schar von Gläubigen hatte sich zum Empfang des Bischofs Dr. Karl Joseph Leiprecht eingefunden. Die für Winterlingen zuständigen Seelsorger sind H.H. Stadtpfarrer Hans Gehr und Vikar Franz Schmidt von Ebingen. Die Kirchweihe ist das bislang bedeutendste Ereignis in der Geschichte der katholischen Kirche Winterlingen nach dem Kriege.

20. 1. 1957: Der neu gegründete Pfarrausschuß tritt zusammen.

Dezember 1957: Orgelweihe durch Domkapitular Hufnagel. Winterlingen zählt 405 Katholiken. Es gibt Pläne, Bitz und Winterlingen zu einer Kuratie zu vereinigen und einen Kirchenstiftungsrat zu wählen.

23. 3. 1958: Wahl der Ortskirchenstervertretung. Alois Stähle, Josef Hummel, Josef Hirt, Hans Walter Rossa, Max Duelli und Leo Endriß sind die Mitglieder. Sie wählen am 1. 4. 1958 den Kirchenstiftungsrat: Josef Hirt und Alois Stähle. Josef Hirt wird Kirchenpfleger und Josef Hummel an seiner Stelle Stiftungsrat. In diesem Jahr wird auch die Gartenanlage neu gestaltet.

Weihnachten 1958 Einweihung der Kreuzigungsgruppe.

14. und 15. September 1958: Erste Gemeindefahrt mit 43 Personen nach Altötting.

1. 1. 1959 Winterlingen zählt 449 Katholiken.

4. 1. 1959: „Traditionelle Weihnachtsfeier“ im Gasthaus Kreuz (heute: Einrichtungshaus Wize-mann).

3. 5. 1959: Marienstatue und neue Kanzel.

Ostern 59: 140 Gläubige empfangen die Ostersakramente.

23. 5. 59: Weihbischof Sedelmaier besucht die kath. Kirche Winterlingen.

12. und 13. 9. 1959: Gemeindefahrt nach Eisingen.

4. Adventsonntag 1959: Der Kreuzweg wird von Josef Prasper u. a. aufgehängt. Er war von den Gläubigen gestiftet worden.

31. 12. 59: Winterlingen zählt 45 katholische Schüler (insgesamt 472 Katholiken = 13,5 Prozent). 140 Kirchenbesucher waren es 1959 im Durchschnitt.

18. 4. 1965: St. Gertrudstatue eingeweiht.

1968: Neue Holzdecke im Chor eingezogen. Die Kommunionbank wird entfernt.

Christkönigsfest 1968: Weihe des neuen Altars durch Prälat Singer.

NS:

Winterlingen gehörte wie Hossingen und Heinstetten bis zur Reformationszeit zur Pfarrei Ebingen. Bitz bis 1830. Eine Kapelle zu Winterlingen war schon um 1300 vorhanden. 1326 muß eine Altarstiftung gemacht worden sein, denn damals wird ein Leutpriester erwähnt, „der jetzt zu Winterlingen singet“. Die Kaplanei besaß 1422 Leibeigene. Aus einer Urkunde von 1456 ergibt sich, daß die Kapelle der Hl. Gertrud geweiht war. In diesem Jahr stifteten nämlich die gemeine Bauernschaft zu Winterlingen und der Menger Bürger Konrad Egenrich samt seiner Hausfrau Adelheid Mennin mit Hilfe sonstiger Leute und mit Einwilligung Endris Töbris von Bach, Kaplans und bestätigten Verwesers der Kirche, einen Altar und eine Frühmesse allhier zu Ehren Unser I. Frauen, der Heiligen Konrad, Katharina und Dorothea, wobei sie dem Gericht, dem Kaplan St. Gertruden sowie Egenrich und seinen Nachkommen das Recht der Verleihung der Pfründe vorbehielten. Sodann stifteten den 17. Oktober 1487 (s. oben) Vogt, Richter und Gemeinde „in die zur Parochie (Kirchensprengel) Ebingen gehörige Kirche und Kapelle“ auf den St. Gertrudenaltar eine weitere Frühmesspfründe.

Scheerer

Zur Geschichte Ebingens

von Dr. Walter Stettner.

Schriftliche Urkunden zur Geschichte Ebingens waren schon im 14. und 15. Jahrhundert in der Registratur der Grafschaft und später des Herzogtums Württemberg gesammelt. Vieles daraus hat der Geschichtsschreiber Dr. med. Oswald Gabelkover (* 1616) in seinen *Collectanea* und anderen Werken (handschriftlich teils im Hauptstaatsarchiv, teils in der Landesbibliothek) festgehalten, darunter nicht wenige Nachrichten, die sonst nirgends mehr erhalten sind. Seit etwa 1600 erschienen zahlreiche Landbücher und Landesbeschreibungen des Herzogtums Württemberg, in denen auch Ebingen erwähnt wird, zumeist recht knapp und dürftig; dabei hat der eine Verfasser vom anderen abgeschrieben.

Im Jahr 1696 arbeitete auf Befehl der Regierung Dr. Johann Ulrich Pregizer die Bestände des Stuttgarter Archivs durch mit der Fragestellung „wie Ebingen an Württemberg gekommen, mit was für Conditionen und Freiheiten“. Dazu prüfte er nicht nur Urkunden und Akten der weltlichen, sondern auch der geistlichen Verwaltung. Sein (handschriftlicher) Bericht enthält die Grundzüge der Entwicklung unserer Stadt bis zu seiner Zeit in großer Präzision.

Rund hundert Jahre später zeichnete der Bleicher Johannes Jerg auf, was er erlebt, von anderen gehört und in der Zeitung gelesen hatte. Das Wetter nimmt darin einen breiten Raum ein. Jerg lebte von 1767-1838. Seine Aufzeichnungen sind wertvoll als Zeugnisse für die Zustände und Vorgänge in Ebingen um 1800. Das große Geschehen in Europa im Zeitalter der Französischen Revolution und Napoleons, auch die verschiedenen Verwaltungsreformen in Württemberg, von denen Ebingen stark betroffen war, haben leider nur geringe Spuren bei Jerg hinterlassen. Jergs Chronik ist 1952 von Josef Halm als ein Heimatbuch der Stadt Ebingen in Druck gegeben worden.

Annähernd gleichzeitig mit Jerg hat der Strumpfwirker Johann Georg Frank Aufzeichnungen gemacht. Sie handeln von Lieferungen von Strümpfen, deren Preisen und ihrer Bezahlung. Empfänger waren meistens die Herren Bezahler hier und das Schaffhausener Handelshaus Joos. Dazwischen sind ohne jeder Ordnung andere Nachrichten gestreut, die etwa von 1784 bis 1822 reichen. Ihr Gegenstand ist in erster Linie das Wetter und landwirtschaftliche Tätigkeit.

Als im Jahr 1813 die seitherigen fünf Pfründen (St. Martins, des Spitals, der Frauenkapelle = Kapellkirche, St. Stefans zu Ehestetten und der Sondersiechen) zu einer Stiftungspflege zusammengefaßt wurden und man dazu einen hauptamtlichen Stiftungspfleger bestellte, Johann David Rau (geb. 1769, gestorben hier 1840), hat dieser über die Ent-

stehung und Entwicklung der fünf Pfründen wertvolle handschriftliche Notizen zusammengetragen.

Im Jahre 1878 wurde die Bahnlinie (Tübingen-) Balingen - Ebingen - Sigmaringen in Betrieb genommen. Das war der Anlaß zu einer „Lokal-Gewerbe-Ausstellung“. Für sie verfaßte der Redakteur des *Albboten*, Robert Göbel, eine kleine Festschrift, der er einen geschichtlichen Abriss der Stadt Ebingen voranschickte. Besonderen Wert legte er (mit Recht) auf die Erforschung und Darstellung von Gewerbe und Handel. Von der Festschrift sind nur noch ganz wenige Exemplare vorhanden.

Zwei Jahre später schrieb Göbel auch den Abschnitt über Gewerbe und Handel Ebingens in der 1880 erschienenen Oberamtsbeschreibung Balingen. In dieser gab Archivrat Paul Stälin erstmals eine Gesamtdarstellung der Stadt, die bis 1960 grundlegend war. Sie gibt über die politische, wirtschaftliche und kirchliche Geschichte Ebingens Auskunft. Nicht unerwähnt darf in diesem Zusammenhang Carl Beck bleiben. Er muß ein vielseitig interessierter Mann gewesen sein. Von ihm sind im Stadtarchiv vorhanden: ein Adreßbuch der kgl. württ. Stadt Ebingen 1. und 2. Teil samt einem ersten Adreßbuch (1889), „Die Strumpfwirker, ihre Entstehung und Entwicklung“ (1876), „Strumpf-, Strick- und Trikotwarenindustrie in Württemberg und Thüringen“ (1901), „Was ist ein Obstbaum wert“ (ohne Jahr). Vor allem aber hat Beck sich mit Familienforschung beschäftigt und zahlreiche Stammbäume gemalt, von denen ein Teil noch im Stadtarchiv vorhanden ist, je etwa hälftig von Ebingen und von auswärtigen Familien. Dazu hat Beck eifrig die Ebinger Kirchenbücher gewälzt, um die Grundlagen für seine Arbeit zu schaffen.

Auf der Oberamtsbeschreibung von 1880 fußte Gottlob Fr. Hummel für die älteren Partien in seiner „Geschichte Ebingens“. Hummel, am 9. Juli 1869 in Laichingen geboren, kam, wie damals üblich, als unständiger Lehrer an zahlreichen Schulen des Landes herum. An sein geliebtes Gaugenwald

im Schwarzwald dachte er noch bis ins hohe Alter mit besonderer Liebe. Im Jahr 1906 wurde er nach Ebingen versetzt und unterrichtete an der Mädchenschule in dem damals gerade eingeweihten Mädchenschulhaus (heute Kirchgrabenschule). In seiner Hünengestalt mit dem wallenden schlohweißen Vollbart war er schon äußerlich eine markante Persönlichkeit der Stadt. Seine große Güte, seine Menschlichkeit, seine Liebe zur Schule und zu seinen Schülerinnen wurden immer wieder gerühmt. Seine Interessen waren weit gespannt, sie reichten vom indischen Rigveda bis zur Parapsychologie, wie aus seinem im Stadtarchiv verwahrten Nachlaß zu ersehen ist.

Die Geschichte Ebingens erschien 1923 in erster und 1936, ergänzt durch die Darstellung der Zwischenzeit, in zweiter Auflage. Hummels Verdienst war es vor allem, das eigene Wissen und das seiner Zeitgenossen, Berichte und Erzählungen seiner Generation und der ihr vorausgehenden gesammelt und festgehalten zu haben. Darum ist sein Buch eine angenehme, volkstümliche Lektüre. Als langjähriger Gemeinderat saß Herr Hummel an den Quellen zur Geschichte seiner Zeit. Er verfaßte auch eine „Kriegschronik der Stadtgemeinde Ebingen“ (1. Weltkrieg) mit einem Verzeichnis aller Ausmarschierten der Gemeinde, vielen Fotos von Gefallenen und einer Darstellung der Geschichte Ebingens im 1. Weltkrieg (bis 1919). Den ehemaligen Ebingen Pfarrer Mag. Auer machte er zum Mittelpunkt eines Romans „Der Wetterbanner“. Gedichte, Erzählungen und Entwürfe zu Dramen sind Zeugnisse seiner dichterischen Phantasie.

Herr Hummel, vor 1933 Mitglied der Deutschen Demokratischen Partei und in der ev. Kirche fest verwurzelt, begrüßte 1933 (wenn auch nicht uneingeschränkt) die Machtergreifung Hitlers und die ersten Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft wie so viele seiner Zeitgenossen, eine Haltung, die für junge Leute unserer Zeit unverständlich ist. Damals nach den Demütigungen Deutschlands durch den Versailler Vertrag und die folgenden Jahre und nach der deprimierenden Arbeitslosigkeit unerhörten Ausmaßes zwischen 1929 und 1933, zu deren Bekämpfung die damaligen Regierungen zu wenig unternahmen, sahen nicht bloß die Deutschen, sondern auch viele einstige Weltkriegsgegner voll Verständnis, teilweise Begeisterung auf die Bemühungen Hitlers, die nationale Würde Deutschlands wiederherzustellen, der Arbeitslosigkeit energisch zu Leibe zu rücken und die Volksverhetzung zu überwinden. Seit dem Herbst 1938 mischte sich unter die Begeisterung manches Bedenken. Aber von Vorgängen, wie sie der Film Holocaust zeigte, hatte die Masse des Volkes auch in der Kriegszeit keine Ahnung. Erst als nach dem Krieg die Unmenschliche Judenverfolgung bekannt wurde, da wurde auch Herr Hummel klar, daß man nicht nur den Krieg, sondern auch die deutsche Würde und Ehre verloren hatte. „Mit mir mag es Tausende und Abertausende Parteigenossen geben, die einst aus Patriotismus in die Partei eingetreten sind, die aber das (immer mehr) Verwerfliche innerhalb der Partei, von der Vergewaltigung des freien Manneswortes bis zu den Konzentrationslagern und Judenmorden, aufs tiefste bedauern und sich mit Entsetzen davon abwenden“, schrieb Hummel „in eigener Sache“ am 19. Dezember 1945.

Für Herrn Hummel war Patriotismus nicht nur eine leere Phrase. Er, der 1933 mit Erreichen der Altersgrenze in den Ruhestand getreten war, stellte sich nach Kriegsausbruch noch einmal zur Verfügung und legte die Schularbeit erst im Spätherbst 1941 im 73. Lebensjahr endgültig nieder. In Anerkennung seiner Tätigkeit als Chronist der Stadt und langjähriger Gemeinderat wurde Herr Hummel im Jahr 1934 zum Ehrenbürger Ebingens ernannt.

Paul Eith hat neben seiner Tätigkeit als Vorgesichtsforscher und Betreuer des Heimatmuseums vieles gesammelt, was auch für die Geschichte der Stadt wertvoll war. Ein besonderes Verdienst war es, daß Herr Eith eine Sammlung der Ebingen Flurnamen anlegte. Sie wurde später von Fachleuten (Dr. Bizer, Dr. Springer) durch sprachliche Erläuterungen bereichert und vom Verfasser dieser Zeilen durch zusätzliche geschichtliche Belege erweitert.

Heinrich Breeg hat die Urkunden des Stadtarchivs geordnet und in Maschine geschrieben. Er hat auch viele Urkunden, die Ebingen betrafen, in einer Übersicht zusammengestellt. Es ist erstaunlich, daß er neben seiner Schularbeit und der Tätigkeit als Vorgesichtsforscher noch Zeit für geschichtliche Studien gefunden hat.

Josef Halm ist zunächst mit seinem Büchle „Stumpeholz“ an die Öffentlichkeit getreten, heitere Geschichten aus Alt-Ebingen (1941), die vor allem für die ausgerichteten Soldaten bestimmt waren. Nach dem Krieg ließ er dem weitere Erzählungen unter dem Titel „Des Vaters Heimat“ folgen. In beiden Bändchen ist viel von der Lebensart und Denkweise der alten Ebingen festgehalten. Herr Halm hatte inzwischen begonnen, alte Handschriften zu lesen, und konnte dank diesen Bemühungen im Jahr 1952, wie schon erwähnt, die Chronik des Bleichers Jerg in Druck geben. Er, der von der

Schule her keinerlei Hilfe und Anleitung hatte, wagte sich dann an das Studium von Akten und Urkunden des Stuttgarter und des Ludwigsburger Staatsarchivs. In der Ebinger Zeitung und im Schwarzwälder Boten veröffentlichte er Berichte, Erzählungen und Forschungsergebnisse. Er sammelte Geschichten, Fotos und andere Erinnerungstücke an das alte Ebingen und erzählte bei Altnachmittagen oder bei Zusammenkünften und Ausflügen seiner Altersgenossen vom Jahrgang 1904 gerne von vergangenen Zeiten. Besonders verdienstvoll war es, daß Josef Halm in jahrelanger entsagungsvoller Arbeit zu den Stadtrechnungen von 1600 bis 1700, soweit sie noch vorhanden sind, Inhaltsverzeichnisse und Register gefertigt hat.

In seinen letzten Lebensjahren wurde es still um Josef Halm. Er trug seine Krankheit mit Gelassenheit. Weniger gelassen nahm er es hin, daß der Namen der Stadt Ebingen als selbständige politische Einheit durch die Verwaltungsreform verschwand. In Anerkennung seiner Verbundenheit mit der Heimat und seiner Forschertätigkeit um Ebingen erhielt er unter den Ersten die Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg. Mitte Juni 1978 hat Josef Halm seine Augen für immer geschlossen.

Die Bestände des Stadtarchivs Ebingen waren gegen Ende des zweiten Weltkriegs in den Stollen beim Hohen Steg verlagert worden. Als sie nach Kriegsende wieder ins Rathaus zurückkamen, waren sie zum großen Teil völlig ungeordnet. Ein Teil kam in die ehemaligen Arrestzellen der Polizei; bei einem Wassereinbruch wurden diejenigen Akten, die auf dem Boden lagen, Rechnungen der Sonderseuchenpflege – so schwer geschädigt, daß sie teilweise unbrauchbar wurden.

Der Verfasser dieser Zeilen hat auf Bitten des Statistischen Landesamts des damaligen Landes Südwestfalen-Hohenzollern (Dr. Schroeder und

Dr. Jänichen) im Jahr 1951 die Bearbeitung der Geschichte Ebingens für die geplante Beschreibung des Landkreises Balingen übernommen. Er hat dann im Stadtarchiv, in den Staatsarchiven Stuttgart und Ludwigsburg, in den beiden Sigmaringer Archiven und im Landeskirchenarchiv Ludwigsburg, später Stuttgart, die Grundlagen für eine auf die Quellen gegründete Darstellung der Geschichte Ebingens gesammelt und die Ergebnisse dieser Forschungen in knapper Form im 2. Band der Kreisbeschreibung Balingen (1961) veröffentlicht. Der Abschnitt Ebingen ist auch als Sonderdruck erschienen.

Der Verfasser ist dann nach seiner Pensionierung als (nebenamtlicher) Stadtarchivar in den Dienst der Stadt getreten, hat die durcheinanderliegenden Bestände unter Mithilfe des Herrn Hipfel geordnet und sie dann durch ein allgemeines Register und zahlreiche Spezialregister erschlossen. Inzwischen ist auch eine Sammlung von Inhaltsangaben (Regesten) aller Urkunden und Akten zur Geschichte Ebingens von 793 bis 1600 in vier Leizordnern im wesentlichen abgeschlossen und daraus ein Verzeichnis aller in diesen Urkunden genannten Ebinger fertiggestellt. Dazu wurden auch die ältesten Kirchenbücher der ev. Kirche von 1565 bis 1640 zu Familienregistern verarbeitet (eine Fortsetzung dieser Arbeit ist vorgesehen). Die Familienregister können im Stadtarchiv eingesehen werden. Zahlreiche Aufsätze in der Zeitschrift für Württ. Landesgeschichte, der Zeitschrift für Geschichte Hohenzollerns und vor allem in den Heimatkundlichen Blättern für den Kreis Balingen waren Nebenfrüchte dieser Tätigkeit.

Mehrere Studenten haben in den letzten Jahren einzelne kleine Abschnitte aus der Geschichte Ebingens als Seminar- oder Prüfungsarbeiten beackert. Doch bleibt gerade für die neuere Zeit noch viel Gelegenheit zu forschen. Möge es an Arbeitern nicht fehlen!

Eberstein trotz bestehender Verwandtschaft gestattet sei. (Reg. Imp. Nr. 6/7489). Da diese Grafen die Rose in ihrem Wappen führten wird der Name Rosenfeld mit der Rose in Verbindung gebracht (1255 und 1301 Rosinvelt, 1275 Rosvelt). Städte schossen gerade in dieser Gegend wie Pilze aus dem Boden (Oberndorf, Sulz, Binsdorf, Schömburg, Balingen). Die zollerischen Gründungen Schömburg und Binsdorf liegen kaum eine Stunde von Rosenfeld entfernt. Daß die Herzöge von Teck in ihrer großen Herrschaft Rosenfeld nicht nachhinken wollten und sich einen militärischen und wirtschaftlichen Mittelpunkt schafften, dürfte verständlich sein. Der Bergsporn zwischen Stunzach und Weingartenbach bot sich geradezu an und ein Hinterland war gegeben.

Die neue Stadt mußte aber auch eine Markung haben. Diese wurde geschaffen, indem aus der Markung Isingen Teile ausgeschnitten wurden und allmählich Markungsteile abgegangener Siedlungen hinzukamen (Steinbrunnen, Berkheim, Bubenhofen). So kam die Markung auf 651 ha. Bald nach der Gründung wanderten Bauern und Bürger der Umgebung zu. Nach der Reformation wurde auch der Sitz des Pfarrers offiziell von Isingen in die Stadt verlegt. Doch schon 1255 hatte die Vicepleban Sifrid seinen Sitz nicht mehr in Isingen, sondern bereits in Rosenfeld.

Schömburg. Nach einer Urkunde von 1255 verließ Graf Friedrich von Zollern seinem Freund Konrad von Tierberg die Balingen Kirche in „campus apud Shonberg“ (im Felde bei Schömburg). Die Deutung dieses campus ist umstritten. Es wird sich aber um einen Gerichtsplatz oder das für die Gründung der Stadt abgesteckte Feld handeln, denn bereits 1269 wird die civitas (Stadt) Schömburg und ihr Schultheiß mehrmals erwähnt. Die um 1255 wahrscheinlich von den Zollern erfolgte Stadtgründung auf dem breiten Sporn über der Schlichem erfolgte vermutlich im Anschluß an eine Burg, die dort stand und wohl Schömburg hieß. Die eigentliche Vorgängersiedlung lag etwa 300 m westlich der Stadt, wo als Überrest des abgegangenen Dorfes „Altheim“ die Peterskirche stand, die bis ins 17./18. Jahrhundert Pfarrkirche der Stadt war. Nach deren Abbruch, Anfangs des 19. Jahrhunderts, wurde die Stadtkirche in der Südwestecke offiziell zur Pfarrkirche erhoben.

Die Markung der Stadt besteht aus verschiedenen Teilen, die im Spätmittelalter zusammengefügt worden sind. Den Grundstock bildete die Markung des Dorfes „Altheim“ (Altschömburg). Nach der Stadtgründung kam der größte Teil der Siedlung Nordheim hinzu. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts kam noch fast die ganze Markung des schon 785 genannten „Hoolzaim“ (Holzheim) dazu, das ungefähr bei der oberen Schlichemmühle lag. Daß sich die Bewohner der Stadt zum größten Teil aus den abgegangene Siedlungen rekrutierten, zeigen die Familiennamen. 1394 waren vier aus Holzheim stammende Bürger in der Stadt ansässig, wo z. B. Prun von „Holtzhain“ mit 300 lb. (Pund Heller) veranschlagt wurde.

Die regelmäßige, als Rechteck geplante und mit zwei Haupttoren versehene Stadt kam schon vor 1268 an die Grafen von Hohenberg (Kämpfe zwischen Hohenbergern und Zollern) und gelangte mit dem Verkauf der Grafschaft Hohenberg 1381 an Österreich.

Binsdorf. Das Dorf Binsdorf gehörte wohl schon im 9. Jahrhundert, sicher aber im 11. Jahrhundert dem Kloster Reichenau. Es lag längs des Heerwegs, der in späterer Zeit Turmgasse genannt wurde. Die Markuskirche erhielt ihren Platz nicht im Dorf, sondern etwas entfernt am Talhang. Dort hatten auch die Grafen von Zollern eine 1406 erwähnte, aber dann abgegangene Burg erbaut. Sie waren es auch, die in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts eine stadthähnliche Anlage hinzufügten, die sich an das Dorf anschloß. Die Stadt übernahm den Namen des Dorfes, kam jedoch nicht über einen erweiterten Burgweiler hinaus (Bild: 1517 von Gadner). Auch durch die 1280 erwähnte Klausur ist das Vorhandensein des Städtchens erwiesen, denn damals waren solche Sammlungen nur in Städten zu finden. Sehr wahrscheinlich hat Binsdorf während den zollerisch-hohenbergischen Kämpfen den Besitzer gewechselt und wurde 1315 durch die Übertragung der Oberndorfer Stadtrechte zu einer vollgültigen hohenbergischen Stadt.

(Fortsetzung folgt)

Von unseren Städten im Mittelalter

Von Fritz Scheerer

Die Stadtsanierungen, wie sie u.a. in Balingen, Ebingen, Rosenfeld, Schömburg durchgeführt werden, sollen Anlaß sein, in der Geschichte dieser alten Städte zu blättern. Sie alle sind künstliche Gründungen, in der Hauptsache aus der Zeit von der 2. Hälfte des 12. bis in die 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts. Sie sind gegründet von den damaligen Trägern und Inhabern der Staatsgewalt, dem Adel, zum größten Teil vom hohen Adel. Von den rund 150 Städten, die wir bis vor wenigen Jahren in Württemberg hatten, sind etwa 125 in dieser Zeit gegründet worden.

In unserer engeren Heimat sind dies Balingen, Binsdorf, Ebingen, Haigerloch, Hechingen, Hohenberg, Nusplingen, Rosenfeld und Schömburg.

Geislingen mit seinem Wasserschloß wird in einer Urkunde von 1470 auch „Stadt“ genannt (eine Kapelle liege außerhalb der „Stadt“).

Um den residenzartigen Charakter der Siedlung mit Schloß zu steigern, scheinen die Bubenhofer den Ausbau des Ortes zur Stadt betrieben zu haben. Im 14. und 15. Jahrhundert versuchten die niederadeligen Herrschaftsinhaber (Herren von Reischach) von Straßberg, ihren Ort als Mittelpunkt ihrer Herrschaft (Straßberg, Kaiseringen, Frohnstetten) zur Stadt zu machen.

Auf engem Raum finden sich so eine Vielzahl von Städten. Der eigentliche Nährboden einer Stadt in unserem Gebiet war die Umgebung, soweit sie zur gleichen Herrschaft gehörte. Das reichte aber manchmal nicht aus, um eine Stadt in Blüte zu bringen. Die neue Stadt, die mit großen Hoffnungen angefangen war, ist dann zum Teil rasch verkümmert. So hat es auch manche mißglückte Gründung und manche getäuschte Hoffnung gegeben (s. oben). (Nusplingen 1723: „Is hievor ein stättl gewesen“). Die mittelalterliche Stadt unterscheidet sich von dem Dorf in ihrer rechtlichen Stellung, in der Zusammensetzung der Bevölkerung und in ihrer Bauweise. Die Rechtsverhältnisse gründeten sich auf Marktrecht (Wochenmarkt), Befestigungsrecht und Gerichtsbarkeit. Der geschlossene Befestigungsgürtel bedingte, daß die Häuser dicht gedrängt und eng zusammengeschachtelt den vorhandenen Platz möglichst ausnützten. Hohe, schmale Wohnhäuser sind darum bezeichnend für unsere alten Städte.

Die Stadt sollte sich vor allem durch ihre Bevölkerung unterscheiden. Gewerbe und Handel sollten in ihr blühen. Dafür sollte ein Mittelpunkt, ein dauernder Markt, geschaffen werden. Die Werte, die hier zusammenliefen, sollten durch Befestigung geschützt werden. Die Stadtgründung ist so zugleich ein Zeugnis für das Streben des einzelnen Stadtgründers, am Fortschritt teilzunehmen und Nutzen daraus zu ziehen. Es ist daher nicht verwunderlich, daß um den Besitz der einzelnen Orte öfter harte Auseinandersetzungen stattfanden, wie zwischen den Zollern und ihren Verwandten, den Hohenbergern in der Zeit von 1267 bis 1286, wo zwischen diesen schwere Kämpfe im Raum Balingen-Haigerloch stattfanden.

Wenn wir die Gründer unserer Städte zusammenstellen, erscheinen bei uns vor allem die Grafen von

Zollern und die Grafen von Hohenberg. Die Zollern sind die Gründer von Hechingen, Balingen, Binsdorf und Schömburg (s. unten), die Grafen von Hohenberg sind die Gründer der Städte Ebingen, Haigerloch und Hohenberg (auch von Rottenburg, Neubulach, Altensteig, Haiderbach und Wildberg). Die Zähringer und die zähringischen Herzöge von Teck gründeten bei uns Oberndorf, Rosenfeld, Dornhan (aber auch Backnang, Besigheim, Kirchheim u.T., Liebenzell und Kleingartach). Die Gründer des einstigen Städtchens Nusplingen sind urkundlich nicht überliefert. Stadtgründer können die Grafen von Werdenberg gewesen sein, die 1287 im Besitz der Herrschaft Kallenberg und ihres Zubehörs waren, von dem Nusplingen der Mittelpunkt war (s. unten).

Widmen wir nun den einzelnen Städten eine eigene Betrachtung. Ihre Grenzen sind zwar nirgends in der Landschaft begründet.

Rosenfeld. Nach der im 11. und 12. Jahrhundert allgemeinen Gepflogenheit erbauten die Herren von Isingen (Isingen 786 erstmals urkundlich erwähnt) auf dem Bergsporn, auf dem die heutige Rosenfelder Kirche steht, eine Höhenburg mit einer Burgkapelle. Für diese gab es auf der damaligen Isinger Markung, die auch einen großen Teil der heutigen Rosenfelder Markung umfaßte, keine günstigere Stelle als den Bergsporn. Die Höhenburg wird wie bei Horb oder Tübingen zur Stadt erweitert worden sein. 1255 wird erstmals der Name Rosenfeld erwähnt. Der Vicepleban (Leutpriester) Sifrid und der „scultetus“ (Schultheiß) Berchthold von Rosinvelt treten neben Ritter Cun von Bubenhofen als Zeugen für das Kloster St. Blasien auf. Die Stadt wird kurz zuvor, etwa um 1250, gegründet worden sein auf einem neuen, jungfräulichen Boden, „aus wilder Wurzel“, kein Kloster oder Dorf ging voraus. Als Gründer der Stadt gelten die Herzöge von Teck, die um diese Zeit von ihren Ahnen, den Herzögen von Zähringen, wahrscheinlich auch den Kleinen Heuberg geerbt haben. Da nun aber für Rosenfeld weder das Freiburger Stadtrecht noch ein Rechtszug nach Freiburg bezeugt ist, und das Rosenfelder Stadtwappen nicht die Teckischen „Wecken“ (Rauten) zeigt wie etwa das Oberndorfer Wappen, sondern eine Rose, könnte diese Rose auf die Grafen von Eberstein weisen. Diese standen nämlich in verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Herzögen von Teck. Vom 13. Dezember 1244 ist bezeugt, daß Papst Innozenz IV. der Tochter des Herzogs von Teck mitteilte, daß ihre Ehe mit dem Grafen von

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen

Jahrgang 27

29. Februar 1980

Nr. 2

Wasserversorgung der Stadt Balingen vor 1900

Von Fritz Scheerer

Die Bedeutung der Wasserversorgung für menschliche Siedlungen hat im Laufe der Geschichte dauernd gewechselt. Für den Sammler und Jäger der vorgeschichtlichen Zeit war die Wasserversorgung kein Problem. Beim Umherstreifen konnte er seinen Durst an Quellen und Wasserläufen löschen. In den Höhlen gab es Tropfwasser. Das Bild änderte sich aber, als feste Wohnplätze entstanden und auch das Vieh mit Wasser versorgt werden mußte. Mit dem Wachsen der Siedlungen, mit den zunehmenden menschlichen Ansprüchen, mit dem starken Wasserverbrauch gewerblicher Betriebe und ähnlichem stieg der Wasserbedarf stark an. Rechnete man noch vor rund 100 Jahren mit 1 l/sec für 1 000 Einwohner, so braucht man heute ein Vielfaches. Im ausgehenden Mittelalter und vor allem in der Neuzeit bestand für die Siedlungen eine starke Abhängigkeit von der Wasserversorgung, die sogar zu einer scharfen Auslese („Wüstung“) führen konnte.

Die um 1255 gegründete Stadt Balingen zwischen Eyach und Steinach (heutige Wilhelmstraße) wurde durch den Stadtbach und durch eine Anzahl Brunnen mit Wasser versorgt.

Der Stadtbach

Die Geburtsstunde des Stadtbachs ist der Mittwoch nach St. Georgen im Jahr 1428, als Graf Ludwig zu Württemberg (1426-1450) „seinen lieben Getreuen, den Schulheißern, Richtern und Bürgern der Stadt Balingen und ihren Nachkommen gönnt und erlaubt, daß sie das Wasser der Steinlachen, das neben Balingen abfließt (s. oben), auffangen und Stadtgraben machen mögen neben der Stadt zu ihrem besten Nutz und Willen“. Im „Ränkle“, beim Wasserfall der Steinach hinter der Städtischen Turnhalle, nahm er an einem Stauwehr seinen Anfang und wurde über die „Insel“ (Lage zwischen Steinach und Stadtbach) beim Obertor in einer überdachten Leitung, in einem „Esel“, der erst 1955 bei der Verbreiterung der Torbrücke abgebaut wurde, über die Steinach, den einstigen Stadtgraben, geschaukelt. Von dort flossen seine Wasser durch die damalige Hauptstraße (heute Friedrichstraße), zunächst in einer Holzrinne eingefaßt, zu der man einst im Stadtwald 200 Fichten und 12 Eichen fällte, zu der heutigen Freihofstraße, später nur noch durch Kameralamtstraße und unter der inneren Stadtmauer durch in den Mühlkanal. 466 Jahre floß er durch die Stadt, bis Balingen im Jahr 1894 eine Wasserleitung erhielt.

Auf zahlreichen kleinen Brücken aus Holz konnte der Stadtbach überquert werden. Nach alter Sitte gingen so die Balingen bis vor wenigen Jahren an Silvester nicht auf den Marktplatz, sondern „aufs Brückle“, um allen Bekannten beim Läuten der Kirchenglocken für das neue Jahr Glück zu wünschen.

Der Stadtbach war für die Bürgerschaft ein Kleinod, gesucht und begehrt; denn zu allen Zeiten war die Wasserfrage für Mensch und Tier eine Lebensfrage. Bei gefährlichen Stadtbränden, so bei den großen von 1546, 1607, 1672, 1724 und 1809 wurde er gestaut und die Saugspritzen in ihn eingelegt, das Wasser in Feuereimern geschöpft und von Hand zu Hand gereicht.

Das Wasser des Stadtbaches diente aber bis in das letzte Jahrhundert hinein nicht nur zu Feuerlöschzwecken, sondern auch den Bierbauern, die einst sehr zahlreich waren, und anderen Gewerbetreibenden, sowie als Nutzwasser für die Anlieger. Über die Qualität des Wassers, in das manche Bürger ihre Abwässer und Abfälle schütteten, wurde bereits im 17. Jahrhundert geklagt. Zur Überwachung der Sauberkeit wurden 1699 zehn Aufseher bestellt. Übertretungen der Vorschriften sollten mit 1 lb. hlr. (Pfund Heller) bestraft werden.

Nach in der Registratur liegenden Akten vom Beginn des 19. Jahrhunderts „kämpften“ die Wirte um den Besitz des Baches (sie hatten fast alle Brauereien). Sie wollten ihn nämlich „allein haben“. 1818 bestimmte die Obrigkeit, daß künftig die Wirte das Wasser mittels Trichtern in aufrecht stehende Deicheln schöpfen dürfen. Aber trotz allem wollten die Klagen nicht verstummen. Böse Zungen behaupteten sogar, das Bier in der Unterstadt sei deshalb so gut, weil die Frauen auf der „Insel“ die Kinderwindeln hineinwaschen, wodurch das Bier einen besonderen „gout“ bekommen habe.

Johann Wolfgang von Goethe schilderte 1797, als er auf seiner Schweizerreise in Balingen Halt machte, die Stadt mit dem Bach: „Der Ort selber wäre nicht übel, er ist fast nur eine lange und breite Straße. Das Wasser läuft durch und stehen hin und wieder gute Brunnen, aber die Nachbarn haben ihre Misthaufen in der Mitte der Straße am Bach, woraus doch gewaschen und zu manchen Bedürfnissen unmittelbar geschöpft wird. An den breiten Seiten an den Häusern bleibt ein notdürftiger Platz zum Fahren und Gehen. Beim Regenwetter muß es abscheulich sein. Überdies legen die Leute, wegen Mangel an Raum hinter den Häusern, ihren Vorrat an Brennholz gleichfalls auf die Straße, und das schlimmste ist, daß nach Beschaffenheit der Umstände fast durch keine Anstalt dem Übel zu helfen wäre“.

Als Balingen 1894 aus der Lauterbach- und aus der Stollenquelle bei Lautlingen Wasser bekam, war das Schicksal des Stadtbaches besiegt. Er wurde zugeschüttet. Nur ein Stück einer hölzernen Deichel (s. u.), das bei der Steinachkorrektur vor einigen Jahren hinter der Turnhalle sichergestellt werden konnte, hält im Heimatmuseum die Erinnerung an ihn wach. Bei Straßenbauarbeiten in der Friedrichstraße ist man schon öfter auf sein Bett gestoßen.

Die Brunnen

Nach der Oberamtsbeschreibung von 1880 gab es in Balingen 13 laufende Brunnen, 13 Pumpbrunnen und einen Ziehbrunnen, denen in hölzernen Deicheln, später in gußeisernen Röhren das Wasser der auf Balingen Markung entspringenden Quellen zugeleitet wurde. Die Quellen waren gefaßt. Das Wasser wurde in die sogenannten Brunnenstuben geleitet. Solche Brunnenstuben waren u. a. im Engelestäl (s. „Kindlesbrunnen“) oder an der Heselwangerstraße bei Burgenwand noch bis in die 30er Jahre vorhanden. Der Obere Brunnen bei der „Torbrücke“ erhielt sein Wasser vom „Täle“, der Schiffbrunnen (bei der Wirtschaft „Zum Schiff“, heute Wienerwald) vom Heuberg. Den Marktbrunnen zierte ein Ritterstandbild aus der Zeit von 1540/50 (s. Heimatk. Blätter 1979, S. 209). Der Ochsenbrunnen stand beim „Weißen Ochsen“ (heute Bekleidungshaus Hengstler). Vielbegehrt war das Wasser des Jakobsbrunnen an der Ecke Neue Straße/Färberstraße, das auch zu Kindstufen geholt wurde. Der Freihofbrunnen wurde von der Brunnenstube an Burgenwand versorgt. Dem Schloßbrunnen lieferte die Brunnenstube im Engelestäl das Wasser. Dabei hatte die Stadt die Pflicht (Lagerbuch 1560), den herrschaftlichen Brunnen mit Wasser zu versorgen. Bei Wassermangel war aber die Stadt bevorrechtigt zur Wasserentnahme. Die Herrschaft verschaffte sich daher in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts eine eigene Brunnenstube auf Endinger Markung und richtete eine eigene Leitung ein. Doch die Unterhaltung der Leitung wurde zu teuer. Die herrschaftlichen Quellen und Leitungen gingen dann 1836 in Privatbesitz über. Ein weiterer Brunnen stand vor dem Amtsgericht. Die Aufsicht über die Brunnen übte ein städtischer Brunnenmeister aus.

In der Stadt war für die allermeisten Bürger, auch wenn sie Handwerker waren, bis in das 19. Jahrhundert hinein die Landwirtschaft die Hauptnahrungsquelle. Viele übten das Handwerk nur aus, wenn die Feldarbeit vorbei oder wenn Markttag war. Es gab deshalb kaum ein Haus, in dem nicht irgend ein Stück Vieh stand. In einem Verzeichnis von 1715

sind 322 Kühe, 42 Geißen, 64 Ochsen neben vielen Schafen und Pferden (allein 81 Zugpferde) aufgeführt. Während in den Sommermonaten die meisten Tiere auf den verschiedenen Weiden waren, mußten sie vor allem im Winter an die Tränken der Brunnen getrieben werden. Nachdem man um 1800 zur Stallfütterung überging, war man ganz auf die Brunnen angewiesen. Noch bis in die 20er Jahre unseres Jahrhunderts wurden z. B. Pferde und Rinder am Ochsenbrunnen (Seemann) oder am Schwefelbrunnen der Vorstadt mit dem köstlichen Naß versorgt.

Von den Quellen der Markung im Etzelbach, an der Neige, am Heuberg, im Engelestäl usw. wurde das Wasser in hölzernen Deicheln zu den Brunnen geleitet. Deicheln sind Stämme von etwa 3-4 m Länge, rund 30 cm stark mit einer Durchbohrung von 10 bis 12 cm, also Wasserleitungsröhren. Mittels eines über 2 m langen Bohrers wurden die Stämme durchbohrt. Die Verbindung der Deicheln erfolgte durch Verbindungsmuffen aus Eisenblech oder war ein Ende der Deichel konisch abgedreht und in ein Gegenstück eingepaßt. An Ort und Stelle wurden dann die Deicheln in eine Sand- oder Lehmbedeutung gelegt. Doch Dauerreparaturen an den Leitungen waren an der Tagesordnung.

Bei den Brunnen waren in früheren Zeiten „Stell-dichein“-Plätze, „Nachrichten-Zentralen“, für die Mägde, die das Wasser holen mußten. Mittels Wassergelten und -Kübeln (teils auf den Köpfen) wurde das Wasser ins Haus getragen, denn es gab in den wenigsten Fällen einen „Hausanschluß“. Ein „Bäuschle“ auf dem Kopf verminderte den Druck der Last.

Die Schwefelbrunnen

Bis vor wenigen Jahren bestanden für die Balingen drei Möglichkeiten, ins „Schwefelbad“ zu gehen: einmal in das Gasthaus „Schwefelbad“, dann in die Lichtspiele „Schwefelbad“ und in die eigentliche Badeanlage. Alle drei Möglichkeiten bestehen nicht mehr. Das Lichtspielhaus ist nur etwa 40 Jahre, das Gasthaus etwas mehr als 125 Jahre alt geworden, während es das Bad auf rund 240 Jahre brachte.

Die Hauptquelle des Bades wurde im Jahr 1724 an der Steinach, im „Zapfen“ (Name) entdeckt, wenige Jahre später gefaßt und ein Bad eingerichtet. Zunächst lohnte sich aber das Bad trotz aller Lobpreisungen des Schwefelwassers durch Tübinger Professoren kaum. 1801 bat daher Johann Friedrich Hofeß den Herzog, sein unwirtschaftliches Badhaus durch eine Lotterie verkaufen zu dürfen, da ihm der freie Verkauf nicht gelungen sei.

Die Heilwirkung des Wassers wurde zwar stets gelobt, aber der Besuch ging immer mehr zurück. Da griff Oberamtsarzt Dr. Bronner ein. Er schrieb u. a.: „Dieses Wasser, welches an innerem Gehalt keinem der übrigen Schwefelwasser in Württemberg nachsteht, hätte es schon längst verdient, mehr bekannt und von Heilungsbedürftigen besucht zu werden“. Der Oberamtsarzt ging in seiner Begeisterung sogar so weit, daß er die ganze Anlage aufkaufte. An der nötigen Propaganda ließ er es auch nicht fehlen.

Mit der Wiedereröffnung 1821 setzte tatsächlich ein erfreulicher Besuch ein, 80 bis 100 Heilungsuchende kamen. Sein Nachfolger, Oberamtsarzt Dr. Arnold, lobte die Heilwirkungen des Wassers über alles, besonders bei Hautkrankheiten. Doch die Bedeutung des Bades ließ nach seinem Weggang sehr stark nach. Auch Anzeigen des Stadtrates in der „Schwäbischen Chronik“ brachten keinen größeren Erfolg. 1839 kamen nur noch 24 auswärtige Besucher, und seitdem kam das Bad nicht mehr über den örtlichen Rang hinaus. Mit dazu beigetragen hat vor allem die Eröffnung des Schwefelbades in Sebastianweiler, das im Dreißigjährigen Krieg zerstört wurde. Auf Anregung des Tübinger Prof. Autenrieth wurde es wieder aufgebaut.

Die Balingen ließen aber das „Schwefelbad“ und die „Schwefelbrunnen“, die bei der Suche nach

Trinkwasser beim „Rad“ und beim Amtsgericht erbohrt worden waren, nicht links liegen. Sie schlürften das heilsame Naß als Lebenselixier.

Viele Hausfrauen holten Schwefelwasser zum Kochen von Hülsenfrüchten, denn „d'Leise, 's Kraut und Baune went/im Schwefelwasser guot und lent“ (Karl Hötzer). Mütter badeten ihre Säuglinge mit Vorliebe im Schwefelwasser, weil es die Haut nicht angreife. Doch innerhalb des Stadtgebietes, beim „Rad“ und in der Wilhelmstraße hinter der einstigen Metzgerei Barnes (später Völkle, heute Siedler) sind die Brunnen schon vor 15 Jahren stillgelegt worden, da bei bakteriologischen Untersuchungen Verunreinigungen durch Oberflächenwasserzufluß aus deren Nachbarschaften festgestellt wurden. Das „Schwefelbad“ an der Steinach blieb noch einige Zeit bestehen, ist aber heute nach über 240 Jahren Badegelegenheit auch stillgelegt, nur sein Name lebt weiter.

Die Wasserversorgung in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts

Die Wasserversorgung der Stadt war in trockenen Sommern und bei großen Brandfällen völlig ungenügend. Die wachsende Bevölkerung und die zunehmenden Gewerbe hatten einen steigenden Wasserverbrauch. Im heißen Sommer 1834 versuchte deshalb die Stadt artesische Brunnen (Brunnen, dessen Wasser selbsttätig ausfließt) zu erbohren. Bei der Stadtkirche wurde gebohrt, aber in 254 Fuß (etwa 80 m) Tiefe, brach der „Löffel“ ab. In der damaligen Schömberger Straße (heute Wilhelm-Kraut-Straße) wurde schon in geringer Tiefe eine Schwefelquelle entdeckt und zum „Schwefelbrünnle“ geleitet. Es waren nun zwar neue Schwefelquellen vorhanden, man hatte Wasser zum Kochen von Hülsenfrüchten und für Badezwecke, aber kein Trinkwasser.

Heringstein

Von Dr. Walter Stettner, Ebingen

Der Name Heringstein haftet in Ebingen heutzutage an einem Wirtshaus am Fuße des Schloßbergs und an seiner Umgebung. Die Erklärung des Namens bereitete Schwierigkeiten, denn Heringe sind bei uns große spitze Steine, und die sind im Gehängeschutt am Fuß des Schloßfelsens kaum zu finden. Zusammensetzungen mit -stein bezeichnen häufig Berge, die von Burgen gekrönt waren, aber beim jetzigen Gasthaus zum Heringstein stand gewiß keine Burg.

Ist denn der Name Heringstein alt? Die Suche nach Belegen bringt eine Überraschung: In Akten über Jagdstreitigkeiten zwischen Württemberg einerseits, Österreich und Zollern andererseits, heißt es im Jahr 1485 „an den Ecken auf dem Bitzer Hart neben Ebingen hinüber von dem Häringstain gen Odenstetten“ (= Ehestetten).¹⁾ Wenn der Heringstein an einer Ecke auf dem Bitzer Hart liegt, so ist das weitab von der heutigen Gaststätte.

Im Jahr 1553 wird zweimal der Heringstein genannt: einmal ist vom Jagen „auf dem Roßberg, auf Häringstein, in dem Hölzlin gen. Honloch (= Hainloch)“ die Rede, an der anderen Stelle vom selben Jahr heißt es, die Ebinger glaubten berechtigt zu sein, „am Häringstein, der an die Stadt heranstoßt, am Roßberg, am Honloch“ zu jagen.²⁾ Diese Belege lassen kaum eine andere Schlußfolgerung zu als den Heringstein mit dem Schloßfelsens gleichzusetzen, der an die Stadt heranstoßt.

Denselben Schluß zog schon vor 50 Jahren Paul Eith in seiner Sammlung der Ebinger Flurnamen aufgrund eines weiteren Belegs von 1474: „ein acker im sießen grund zücht an der vychwaid gen Heringstein in her“.³⁾ Er schrieb dazu: es könne sich „bei dem Beleg von 1474 nur um die Felsen des Schloßfelsens handeln“. 1719 wird städtischer Wald „im Meinspoch, Heringstein und Leitzenthälin“ erwähnt.⁴⁾

Allmählich wandert der Name an den Abhang des Berges: 1612 „den garten die halden underm Heringstein“, 1739: „1 Jauchert acker unterm Heringstein in Zelg Siechenkappel“⁵⁾ und noch deutlicher im Primärkataster: „am Heringstein (die Kellenburg genannt)“, und „Weg am Heringstein“. Damit ist wohl zu Genüge dargetan, daß die Gegend des heutigen Schloßfelsens (dieser Name scheint um 1800 aufgekommen zu sein, mein ältester Beleg ist von 1811) einstens den Namen Heringstein getragen hat. Daß es dort oben große spitze Steine genug und übergenug hat, weiß jeder Ortskundige. Auf diesem steinigem Gelände stand ehemals eine mittelalterliche Burg, wohl aus der späteren Stauferzeit; bei der Ausgrabung für einen hölzernen Aussichtsturm im Jahr 1881 fanden sich noch Mauern mit Buckelquadern.⁶⁾

Der Berg- und Buriname Heringstein steht neben vielen gleichartigen Burgnamen unserer Gegend, ich erinnere nur an Wildenstein, Falkenstein, Hornstein, Hertenstein. Auf all diesen Burgen saßen Adlige, die sich nach den Burgen nannten; teils

Als schließlich alle Versuche, Trinkwasser zu ergründen, mißlangen, holte man 1863 einen wissenschaftlich gebildeten Fachmann, Dr. Bruckmann. Der Volksmund legte ihm den Übernamen „Wasserschmecker“ bei. Doch seine Sucharbeit war ebenfalls erfolglos.

Da es aussichtslos war, auf der eigenen Markung ausreichend Quellwasser zu finden, kaufte Stadtschultheiß Eisele im September 1887 von der Gemeinde Lautlingen die Lauterbachquellen. Dazu wurde noch 1892/93 die sogenannte Stollenquelle im Bahneinschnitt oberhalb Lautlingen gekauft. Doch die Fassung der Quellen war schwierig und zeitraubend. Aus der Vereinigung der Quellen (oberhalb Laufen) wurde mit natürlichem Gefälle nach den Plänen von Baurat Ehmman eine Hauptleitung aus Gußrohren entlang der Staatsstraße und durch die Ortschaften Laufen, Dürrwangen und Frommern zum Hochbehälter auf dem Heuberg (570 m NN) gebaut. Die gesamten Kosten, die durch Anteilscheine der Bürgerschaft aufgebracht wurden, betrugen 340 000 Mark. Am 25. Juli 1894 konnte Balingen sein Wasserfest feiern.

Die Wasserleitung von 1894 hat die an sie geknüpften Erwartungen jahrzehntelang erfüllt, aber der schnell wachsende Verbrauch in Gewerbe und Haushalt erforderte weitere größere Wassermengen. Hinzu kam, daß seit 1911 die Schüttung der Lautlinger Quellen zurückging und die Wasserqualität zu wünschen ließ, war die Stadt gezwungen, nach neuen Wasserquellen zu suchen, die zunächst (1929/30) beim Kreiswasserwerk Hechingen gefunden wurden. Seit 1953 wird Wasser von der Gallusquelle in Hermentingen bezogen. 1964 erfolgte noch ein Anschluß an die Bodenseewasserversorgung. Damit wird ein jahrhundertelanger Kampf um das tägliche Naß vorläufig abgeschlossen sein.

Freie, teils Dienstmannen großer Herren. Sollte es auch Herren von Heringstein gegeben haben? Bei der Suche danach lassen einen fast alle Adels- und Wappenbücher im Stich. Immerhin war ich auf einen Ulrich von Haeringstein gestoßen, einen Eßlinger Bürger, der 1292 in einer Zeugenreihe genannt wird.⁷⁾ Der Herausgeber des Urkundenbuchs bemühte sich vergebens darum, die Herkunft dieses Herrn zu klären. Ich selbst stellte nur zaghaft Beziehungen zu unserer Burg her, da Eßlingen doch ein gutes Stück von Ebingen entfernt liegt und meine anderen Belege erst 100 Jahre später in Tübingen einsetzen.

Da führte eine Veröffentlichung von Hans Peter Müller über ein Schwesternbuch vom Kloster Kirchberg weiter.⁸⁾ In diesem Schwesternbuch, das wahrscheinlich um 1305 verfaßt ist, werden u. a. Guta von Heringstein und ihre Schwester Benigna von Heringstein aufgezählt, die gegen Ende des 13. Jahrhunderts gelebt haben müssen. Sie gehören also wohl in die gleiche Generation wie der Eßlinger Bürger Ulrich von Haeringstein, vielleicht waren sie seine Schwestern. Jedenfalls steht dieser jetzt nicht mehr so isoliert da. Daß Frauen vom Ebinger Heringstein sich ins Kloster Kirchberg (zwischen Haigerloch und Sulz) aufnehmen ließen, liegt nicht nur räumlich nahe, hinzu kommt, daß Kirchberg unter hohenbergischem Einfluß stand, und die Hohenberger waren ja um 1300 auch die Stadtherren Ebingens, vielleicht auch der Burg Heringstein. Die Herren von Heringstein werden Dienstleute der Grafen von Hohenberg, ihre Vertreter in der Stadt gewesen sein, während die adligen Herren von Ebingen mehr im Gefolge der Herren von Wartenberg und von Nellenburg vorkommen.

In diesen Rahmen paßt nun trefflich eine andere Nachricht, die ich wieder dem eben genannten Hans Peter Müller verdanke: „Benz Heringstein lebt anno 1359 laut Briefs“, nämlich in Rottenburg. Diese Notiz stammt von dem Rottenburger Chronisten Christoph Lutz von Lutzenhart, welcher 1608/09 ein handschriftliche Chronik über die Stadt Rottenburg

am Neckar und die Grafschaft Hohenberg verfaßt hat, und zwar aus dem 4. Band in dem Teil über die ausgestorbenen Adelsgeschlechter“ (das ist das einzige mir bekannte Adelsbuch, in dem ein Heringstein genannt wird). Es scheint mir bemerkenswert, daß Lutz immerhin 1609, nachdem die Heringstein längst ausgestorben waren, noch von der Zugehörigkeit der Familie zum Adel wußte. Ein Heringstein in Rottenburg, das liegt genau auf der Linie der Schwestern von Kirchberg, beides hohenbergischer Bereich.

Die nun folgenden Tübinger Belege zeigen, daß die Familie inzwischen bürgerlich geworden war, aber zur führenden Schicht in der Stadt gehörte. In einem Bebenhäuser Lagerbuch⁹⁾, das noch 1390 geschrieben ist, wird der Tübinger Cunz Heringstein genannt, der (nach R. Rau) in der späteren Hirschgasse 8 wohnte. 1410 ist der Tübinger Bürger Heinz Häringstein tot, seine Witwe Mätzlin kauft gemeinsam mit dem Kirchherrn von Pfäffingen und einem Tübinger Kaplan eine Gült zu einer Jahrzeit.¹⁰⁾ Im Jahr 1423 starb der Priester Heinrich Hainugstein (vermutlich verlesen oder verschrieben statt Häringstein), Inhaber der Pfarrei Burg (= Straßberg)¹¹⁾. Als seinen Nachfolger präsentierte der Abt von St. Georg zu Stein a. Rh. einen Priester aus Ebingen. Da der Priester den selben Vornamen hat wie der 1410 tote Tübinger Bürger und dessen Witwe enge Beziehungen zu Geistlichen unterhält, ist es wohl möglich, daß es sich um Vater und Sohn handelt. 1424 zinst die Häringstainin (wohl die eben genannte Mätzlin) 26 Tübinger Pfennige aus ihrem Baumgarten in Tübingen.¹²⁾ 1433 verkaufte der Schenk von Andegg seinen Teil am Schloß Andegg (bei Thannheim Krs. Tübingen) an Wilhelm Truchseß von Stetten den Jungen. Dieser übernimmt die Bezahlung u. a. von 84 fl. Kapital und 15 fl. Zinsen an die Erben des Pfaffen Häringstein (wohl der Burger oder Straßberger Kirchherr), der also dem Schenken von Andegg Geld geliehen hatte; vermutlich waren beide verwandt.¹³⁾

Im selben Jahr (1433) verkaufte Werntraud Häringstainin mit ihrem Ehemann Konrad Prober dem Schultheißen und den Richtern der Stadt Tübingen ihr Haus zu Tübingen am Markt bei der Steig, das die Käufer zu einem Rathaus ausbauen wollten.¹⁴⁾ Daß die Vorbesitzer des Tübinger Rathauses zur ersten Garnitur der Stadt gehörten, steht außer Zweifel. Schließlich leistete nach einem Tübinger Schatzungsregister von 1470 Yrmelin Heringstainin aus einem Vermögen von 150 fl. 7 1/2 fl. Abgabe.¹⁵⁾ Das ist nach meinen bisherigen Kenntnissen das letzte Zeugnis für die Familie Häringstein. Aus den Tübinger Belegen ist zu ersehen, daß die jüngeren Namensträger zwar ihren Adelstitel abgelegt oder verloren haben, aber noch angesehen und vermöglich waren. Die Burg Heringstein lag sicher um 1400, vielleicht schon um 1300 verlassen und so sehr vergessen, daß im Jahr 1535 der Ebinger Schultheiß auf eine Rundfrage nach Namen, Herkommen und Lage aller Schlösser und Burgenstände melden konnte, in Ebingen gebe es weder Schlösser noch Burgenstände.

Anmerkungen

- 1) HStAst (= Hauptstaatsarchiv Stuttgart) A 602 WR 4826 a
- 2) HStAst A 315 Bü. 2,20 und 21
- 3) Stadtarchiv Albstadt Lagerbuch St. Martinus v. 1474
- 4) HStAst A 261 Bü. 956
- 5) Stadtarchiv Albstadt Kaufbuch 1609-14; HStAst H 101 369
- 6) a) Heimatkundl. Bl. Balingen 1974 S. 1012
- 6) Württ. Urkundenbuch 10, S. 37 nr. 4245
- 7) „Sülchgau“ 1977/78 S. 42 ff.
- 8) vdl. Mitt. H. P. Müller mit Verweis auf „Sülchgau“ 1977/78 S. 25 Amn. 6
- 9) HStAst H 102 nr. 298
- 10) HStAst A 602 WR 13 308
- 11) Reg. Episc. Const. III nr. 9005
- 12) Reutlinger Gesch.-Blätter 15 (1904) S. 92
- 13) HStAst A 602 WR 13139
- 14) Stadtarchiv Tübingen Urkunde v. 1433
- 15) Veröffentlichungen der Stadt Tübingen Bd 4: die ältesten Tübinger Steuerlisten, hg. v. Reinhold Rau 1970, darin Schatzungsliste von 1470.

Kloster Lorsch

Eine der bedeutendsten Abteien Süddeutschlands
Von Kurt Wedler

Fünfzehn Kilometer ostwärts von Worms liegt das Kloster Lorsch (nicht zu verwechseln mit Kloster Lorch im Remstal), das, wie St. Gallen und Reichenau und einige andere Abteien, schon im 8. Jahrhundert gegründet wurde. Demjenigen, der sich mit Heimatgeschichte befaßt, tritt der Name „Lorsch“, auch im Südwestraum, immer wieder vor Augen. Das rührt daher, daß das Kloster vom 8. bis 10. Jahrhundert viele und z. T. ausgedehnte Schenkungen erhielt.

Der „Codex Laureshamensis“ (Lorscher Codex) enthält über 3000 solcher Schenkungen, die von Chur in der Schweiz bis Arnheim in den Niederlanden reichen (siehe Bild 1 „Streuung des Lorscher Besitzes“). So besaß Lorsch z. B. Güter in Mühlheim und Vöhringen bei Sulz (772), in Mössingen (774) und Ergenzingen (782), in Bildechingen (767), Eutingen und Glatten (767), Rohrdorf (770), Wiesenstetten (776), Grünmetstetten (782) und Gündringen (839), im Raum Kirchheim in vier Gemarkungen und den

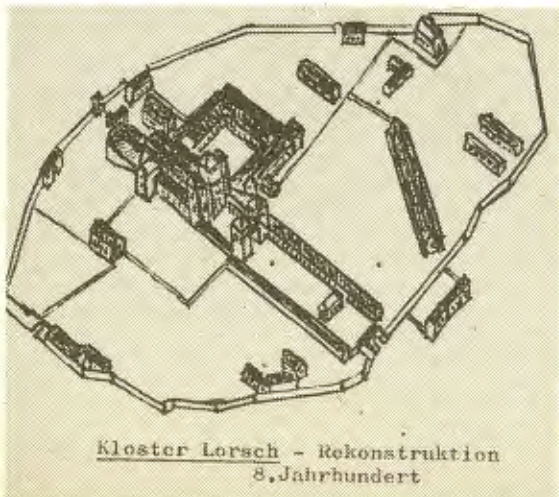


Die Streuung des Lorsch Besitzes

Ort Gingen an der Fils als Schenkung der Gemahlin Kaiser Konrads I., Kunigunde (915). Nach einer Urkunde vom 17. September 772 machte ein Bleon und sein Sohn Otto Schenkungen in „Burchinger marca“ (größerer Bezirk), so in Burladingen, Mayingen (abg. bei Burladingen), Mertingen (abg. bei Stetten u. Holstein), Melchingen, Willmandingen, Genkingen, Gauselfingen. 775 schenkte ein Kleriker Irminsbert die Maria geweihte „basilika“ und 13 Leibeigene in „Herpfinger marca“ (Erpfingen). Die Kirche in Erpfingen ist Maria und Nabor geweiht. 777 und 778 sind weitere Schenkungen in Erpfingen, Mertingen und anderen Orten. Bei Münsingen wurden während der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts 12 Mansen (Wohnstätten), 13 Huben (Bauernhöfe mit Grundstücken) und 122 Mancipien (Unfreie) geschenkt. Das Kloster Lorsch war am nordwestlichen Albrand, auf der Münsinger Alb und im Neckarknie bei Horb überaus reich begütert (s. Zeichnung). In Nordwürttemberg und Nordbaden, den näherliegenden Gebieten, sind es noch wesentlich mehr. (s. auch Heimatk. Blätter Dez. 1970).

Im Jahr 763 schenken der Gaugraf Cancor und seine Mutter Williswinda ihr Landgut Laurissa (Laurisham-Lorsch) dem Erzbischof Chrodegang von Metz. Den Wunsch der Stifter, dort ein Kloster zu errichten, erfüllte der Erzbischof, indem er von seinem Kloster Gorze bei Metz Benediktiner nach Lorsch entsandte, die den Bau in Angriff nahmen. Die erste Anlage entstand auf dem fränkischen Gutshof Cancors, der aus der Familie der Rupertiner stammte, die als Grafen vom Lahn- bis zum Thurgau in der Schweiz eine Rolle spielten. Auf diesem Platz wird eine römische Tempel- und Siedlungsanlage angenommen, die bei den Alemanneneinfällen zerstört wurde.

Im Jahr 764 ließ Chrodegang Gebeine des Hl. Nazarius (der Putzpatron des Klosters wurde), Gorgonius und Nabor durch Vermittlung von Papst Paul I. nach Lorsch überführen und trat als erster Abt ins Kloster ein. Acht Jahre später (772) übergab Gundeland, der Bruder Chrodegangs, als zweiter Abt das Kloster in das Eigentum Karls des Großen. Er wollte damit Zugriffe aus der Gründerfamilie verhindern. Nun erhielt dieses Reichskloster vom Kaiser das freie Wahlrecht des Abtes, die Immunität und als Schenkung die Großmark Heppenheim, die weit in den Odenwald hineinreichte.

Kloster Lorsch - Rekonstruktion
8. Jahrhundert

In dieser Zeit (768-774) entstand 500 Meter westlich der ersten Anlage auf einer Düne eine neue Klosterkirche, der in den folgenden Jahrzehnten auch Klostergebäude in Stein im Süden folgten. Die Kirche war eine dreischiffige Kreuzbasilika mit gerade geschlossenem Chor und ursprünglich drei Westtürmen (s. Bild 2, Rekonstruktion von 774). Dem Westwerk wurde noch ein Vorhof vorgelegt, dem ein langgestrecktes Atrium mit der karolingischen Torhalle folgte. So war das ganze Bauwerk etwa 170 Meter lang. Tassilio III., der rebellische Herzog von Bayern, der von einem Reichsgericht zum Tode verurteilt und dann vom Kaiser begnadigt wurde, lebte als Verbannter im Kloster Lorsch und starb dort 788. - Im Jahr 876 baute man an den Chor im Osten eine einschiffige gewölbte Gruftkirche an mit einer halbrunden Apsis. Sie lag am Dünenrand etwas tiefer und stellte eine Art Außenkrypta dar. In dieser Gruft ruhten: Ludwig der Deutsche, sein Sohn Ludwig III., der das Bauwerk errichten ließ (gest. 882), Arnulf von Kärnten (gest. 899), sein Sohn Ludwig das Kind (gest. 911), Kunigunde, die Gemahlin Konrads I. u. a.

Eine bedeutende Klosterschule bestand in Lorsch. Handschriften gingen aus der Schreibschule hervor, Buchmalerei und Elfenbeinschnitzerei wurden gepflegt. Auch soll die Nibelungenhandschrift C, die in Hohenems von Laßberg aufgefunden wurde und jetzt in der Fürstenbergischen Bibliothek in Donaueschingen aufbewahrt wird, von einem Lorsch Abt geschrieben worden sein. Die sehr reiche Klosterbibliothek kam bei der Reformierung des Klosters im Jahr 1555 durch Ottheinrich nach Heidelberg und wurde im 30jährigen Krieg 1623 von Maximilian von Bayern mit „Palatina“ (Pfalzbibliothek) dem Papst geschenkt als Dank für die Unterstützung im 30jährigen Krieg. Die Handschriften, Wiegendrucke u. a. sind zum größten Teil im Vatikan erhalten.

Welche Bedeutung das Kloster im frühen Mittelalter hatte, zeigte auch der Besuch des Abtes Udalrich auf dem Reichstag von Trebur im Jahr 1066, wo er mit 1200 reichsfreien Herren und ihren Lehensleuten erschien. Die bedeutendsten deutschen Adelsgeschlechter waren damals Lehensleute von Lorsch. Am 21. März 1090 blieb beim Benediktus- und Frühlingsfest ein hochgeschleudertes Feuerrad am Giebel der Kirche hängen und verursachte eine verheerende Feuersbrunst. Die ganze Kirche brannte bis zur Gruftkirche hin ab. Beim Neubau, der sich bis etwa 1150 hinzog, wurde das kleine Atrium als Vorkirche mit einbezogen und erhielt zwei Westtürme.

In diesem 12. Jahrhundert begann aber bereits der Niedergang des Klosters. Untaugliche Äbte, die Lockerung der monchischen Sitten und die Aufsässigkeit der Vögte wirkten zusammen, um den Verfall zu beschleunigen. Auch der Versuch einer Reformierung durch Zisterzienser im Jahr 1226 blieb ohne Erfolg. 1232 wurde die Abtei dem Erzbischof Mainz unterstellt, das 1248 Prämonstratensermönche aus Allerheiligen im Schwarzwald heranholte und nur noch eine bescheidene Propstei unterhielt. 1463 wurde der ganze Besitz an die Pfalz verpfändet, die das Kloster 1555 aufhob. Es wurde eine Gutsverwaltung eingesetzt und die Kirche als Speicher verwendet. Schließlich wurde fast die ganze Anlage im 30jährigen Krieg (1612) durch spanische Truppen zerstört und dann im 18. Jahrhundert der Rest zum Abbruch freigegeben. Durch das Eingreifen des Großherzogs Ludwig I. blieben wenigstens drei Pfeilerbogen der Vorkirche, die sog. Königshalle und der größte Teil der Klostermauer erhalten. Vom Kloster selbst sind nur die Grundmauern bzw. die Linienführung dieser Mauern zu sehen.

Die karolingische Torhalle

ist auf dem Plan als Michaelskapelle bezeichnet (Bild 3). Sie steht in der Nähe des ehemaligen Westtores am Anfang des großen Atriums. Entstanden ist sie in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts, und sie ist ein einzigartiges Baudenkmal aus karolingischer Zeit. Bei der Weihe der Klosterkirche im Jahr 774 in Anwesenheit Karls des Großen und seiner Familie war auch diese Halle fertiggestellt.



Karolingische Torhalle

Die drei rundbogigen Durchgänge gaben erst den Blick auf die Kirche frei. Das Obergeschoß, das über die Treppen in den beiden seitlichen Rundtürmen zu erreichen ist, war Empfangs- und Gerichtssaal. Ein niederes Satteldach bedeckte ursprünglich den Bau, das in gotischer Zeit erhöht wurde, als der Raum in eine Michaelskapelle umgestaltet worden ist. Auffallend an dem Bau ist der Mosaikgrund der Wandfläche, die durch Halbsäulen mit Kompositkapitellen, Ornamentbändern, Pilaster mit jonisierenden Kapitellen, Rundbogenfenster und Spitzgiebel gegliedert ist. Das Mosaik besteht aus roten und weißen Steinen, die in verschiedenen geometrischen Formen auf die Fläche verteilt sind.

Man spürt an dieser Torhalle sehr deutlich die drei wirksamen Impulse deutscher Kultur, die von der Antike, dem Germanentum und dem Christentum her erfolgt sind: Antike (römischer Triumphbogen, Mosaik, Kapitelle), Germanentum (Königshalle, Gerichtssaal, Rundtürme), Christentum (Ornamentbänder, Rundbogenfenster, Ausmalung). Im Innern der Michaelskapelle sind noch Reste der karolingischen Wandmalerei zu sehen und, viel besser erhalten, Malereien vom Ende des 14. Jahrhunderts, darunter sehr lebendig gestaltete musizierende Engel (Bild 4).

Hier in Lorsch mit seiner Königshalle ist das Zusammenwirken von Staat und Kirche, das auf ein gemeinsames Ziel ausgerichtete Handeln beider Mächte deutlich zu erkennen. In der Torhalle wird der König empfangen, und er sitzt auch hier zu Gericht, indem er seine weltliche Macht ausübt, dann schreitet er die „via sacra“ entlang zur Kirche und erhält dort seinen besonderen Platz, aber hier waltet der Abt seines geistlichen Amtes und segnet den König in seinem Tun. Erst wenn seine Tage vollendet sind, darf er in die Gruft im Osten hinter dem Altar in den Schutz der Kirche eingehen.



Musizierender Engel in der Michaelskapelle

Von unseren Städten im Mittelalter

Von Fritz Scheerer (Schluß)

Haigerloch. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts errichteten die Grafen von Haigerloch auf dem Bergsporn links der Eyach eine Burg (1095 „castrum“), von der noch der Bergfried, der sogenannte Römerturm, der aber nichts mit den Römern zu tun hat, erhalten ist. Etwas später erbauten die Grafen von Hohenberg auf dem Bergsporn rechts der Eyach eine neue Burg. Bereits 1237 muß eine Stadt Haigerloch bestanden haben, da ein „scultetus de Haigerloch“ erwähnt wird. Ob nun diese Stadt oben bei der alten Burg oder unten an der Eyach lag, wird

von den Forschern (Hodler, Hornberger, Blessing, s. auch Heimatkundliche Blätter, Jan. 1979) verschieden angenommen. 1354 werden sogar eine Burg und zwei Städte genannt. Doch der Grund der Trennung wird in der Besitzteilung zu suchen sein, denn Haigerloch geriet 1354 durch Heirat in den Pfandbesitz der Grafen von Monfort-Bregenz (Hodler). Da diese 1367 nur die niedere (untere) Stadt und Burg besaßen, werden Graf Albrecht der V. von Hohenberg und seine Erben „von ihrem Recht Gebrauch gemacht haben, ihren Teil der oberen Stadt aus der

Pfandschaft zu lösen, und sie werden dann dieser Siedlung eine eigene Verwaltung gegeben haben" (Gönnert). Für 1381 ist wieder eine gemeinsame Stadt festzustellen, denn mit dem Verkauf der „veste Haigerloch“ und anderer hohenbergischen Städte an Österreich hörte wohl das Sonderdasein auf.

Wie manche andere Städte (Balingen, Sigmaringen, Veringenstadt usw.) ursprünglich keine eigene Pfarrkirche besaßen, so mußten in Haigerloch die Bewohner der unteren Stadt in die drei Kilometer entfernte Kirche nach Trillfingen und die der Oberstadt in die zwei Kilometer entfernte Kirche nach Weildorf. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts hatte die Oberstadt in der Nähe des Römerturms ihre eigene Pfarrkirche (Ulrichskirche), während die Unterstadt eine Nikolauskirche hatte, deren Ursprung unbekannt ist.

Die Siegel der Stadt zeigen im Mittelalter stets den geteilten Schild der Grafen von Hohenberg (in Silber und Rot geteilt).

Ebingen. Das 793 in einer Schenkungsurkunde des Klosters St. Gallen genannte Dorf Ebingen lag im Bereich der Martinskirche, zu der im Hochmittelalter ein großes Gebiet zählte. Außerdem besaß die Stadt noch 1561 einen großen Marktbereich (s. Kreisbeschreibung Balingen S. 226). Vermutlich bildete Ebingen den Mittelpunkt der Grafschaft Scherren. Der Nordteil der späteren Stadt, „Im Hof“, dürfte schon im Frühmittelalter bestanden haben. Der dritte vorstädtische Siedlungskern war eine Niederadelsburg – wahrscheinlich der Herren von Ebingen – die nach der Stadtgründung die Südwestecke der Stadt bildete. Zwischen diesen drei Siedlungen wurde um 1250 die Stadt angelegt, deren Kernbezirk aus der Marktstraße und zwei parallel verlaufenden Straßen, der Mittelgasse, heute Kapellstraße, und der Hinteren Gasse, heute Pfarrstraße, bestand. Die beiden Stadttore lagen an den Enden der Marktstraße. Die anfangs quadratische Anlage wurde durch den spätestens 1383 einbezogenen Nordteil zur Hufeisenform erweitert. Der Bereich der Burg lag wohl von Anfang an innerhalb der Stadt, während die Pfarrkirche mit dem Friedhof außerhalb blieb.

Die Stadt führte den hohenbergischen Schild in ihrem Siegel. Die Grafen von Hohenberg gelten als die Gründer der Stadt. 1285 wird Ebingen erstmals urkundlich als Stadt erwähnt, dabei ist auch der Schultheiß genannt. 1334 verscrieb Graf Rudolf u. a. die Städte Ebingen und Nusplingen seiner Schwiegertochter Ursula von Pfirt als Heiratsgut, und 1354 gelangte die Stadt als Pfand an die mit einem Grafen von Monfort verheiratete Gräfin Ursula von Hohenberg. Die Pfandschaft konnte 1367 von Graf Eberhard dem Greiner von Württemberg erworben werden. Trotz mehrerer Weiterverpfändungen, bei denen sich die Bürger von Ebingen mit Hilfe der Balingen aus der letzten selbst einlösten, blieb die Stadt beim Haus Württemberg. 1386 konnte die Stadt das Dorf Bitz und 1453 den Weiler Ehestetten erwerben. Über beide Orte übte das Stadtgericht, ähnlich wie die Reichsstädte, Hoheitsrechte aus.

Hechingen. Das Dorf Hechingen wird im 4. oder 5. Jahrhundert entstanden sein, da sich der Name als „-ingen-Ort“ ausweist, deren Entstehung man um diese Zeit ansetzt. In Urkunden wird das Dorf 786 (Hahhingum) und 789 (Hachinga) genannt (St. Galler Urkundenbuch Nr. 108 und 123). Die Siedlung lag im Starzeltal und hat sich in Ober- und Niederhechingen gegliedert. Niederhechingen lag bei dem heutigen Stadtteil Friedrichstraße. Eine Pfarrei bei Hechingen wird erstmals 1275 erwähnt (Liber decimationis). Zu den zwei Siedlungen gehörten zwei Kirchen: St. Martin („Martinsberg“) und St. Lutzen. Der Friedhof um St. Martin ist noch auf dem Merianbild zu erkennen. Der Kirchenpatron St. Martin wird zwar erst 1361 genannt; doch er spricht für ein hohes Alter, denn die Verehrung des fränkischen Heiligen in unserer Gegend kann auf das 7. oder 8. Jahrhundert fixiert werden. St. Martin in Hechingen ist heute ganz verschwunden, während vom alten St. Lutzen in den Mauern des Vorraums der Sakristei der heute in neuem Glanze erstrahlenden Kirche Überreste vermutet werden.

Im 12.–13. Jahrhundert gingen die Dorfherren zum Burgenbau über. Die Herren von Hechingen, die Grafen von Zollern, errichteten direkt über dem Dorf „Oberhechingen“ zu Füßen des Zollern auf breitem Sporn, wo heute das Schloß über der Südostecke des Berges steht, und neben ihr eine planmäßig angelegte Stadt Hechingen. Die Gründung dürfte noch in der Zeit des Grafen Friedrich um die Mitte des 13. Jahrhunderts erfolgt sein. In der Mitte bot eine breite Hauptstraße die für den Handel erwünschte Möglichkeit. Die Stadt wurde mit Mauern umgeben und durch zwei Tore verschlossen, von denen man durch das untere Tor (noch heute) über die Steige (vom Dorf her) die Stadt erreichte. Das obere Tor wurde abgetragen.

Für die neugegründete Stadt war der Zuzug von auswärts von großer Bedeutung. Namen wie Wernher von Totternhusen (Dotternhausen), Wernher von Bollen (Boll), Conrad von Tüwingen, Albrecht von Fulgenstadt (bei Saulgau), zeigen, daß die Bevölkerung der Stadt aus der näheren und weiteren

Umgebung kam. Der Platz um St. Lutzen wurde leer. Bereits im 14. Jahrhundert entstand dort ein Aussätzigenheim (Gutleuthaus).

Die Anlage der Stadt hat zunächst die pfarrlichen Verhältnisse nicht geändert. Die Städter gingen noch wie bisher in gewohnter Weise in ihre Dorfkirche, besuchten dort die heilige Messe, schlossen dort Ehen, ließen ihre Kinder dort taufen. Auf dem Friedhof der Dorfkirche wurden die Toten beerdigt (s. Balingen). Die Pfarrechte blieben also ungeschmälert bei der bisher zuständigen Kirche, wie in Oberndorf, Ebingen, Reutlingen usw. Nur der Name der alten Siedlung wurde auf die Neugründung übernommen (anders bei Schömburg, Rosenfeld, Sulz a. N., Rottenburg, dessen alte Pfarrkirche Sülchen heute die Grablage der Bischöfe des Bistums Rottenburg ist).

Erst Jost Niklas begann in der Stadt eine Pfarrkirche zu bauen und zwar, weil nirgends mehr Platz war, in Mauerlage am oberen Tor. Doch Jos Niklas starb 1488. Sein Sohn Eitelriedrich II. vollendete den Kirchenbau. Diese Kirche sollte die Grablage des Geschlechts werden (bisher Dominikanerinnenkloster Stetten bei Hechingen). Eitelriedrich II. und seine Gemahlin Magdalene von Brandenburg wurden in der Stiftskirche begraben (bronzene Grabplatten). Eine Übertragung der Pfarrechte erfolgte aber formell nicht. Praktisch saß aber der Pfarrer seit 1498 in der Stadt. Im 18. Jahrhundert wurde das Marienpatrozinium der Stiftskirche übertragen. Die Kirche wurde dem Apostel Jakobus geweiht. Die 1452 neu erbaute Burg Hohenzollern wurde zunächst nicht vernachlässigt, erst im 18. Jahrhundert ließ man die Burg zerfallen, während man jetzt in Hechingen dem Stadtschloß alle Sorgfalt zuwandte.

Balingen. Die erste Erwähnung Balingens ist in dem Testament des Grafen Eberhards von Friaul und seiner Gemahlin Gisela. Diese vermachten u. a. 863 „Balinga“ (Balingen) ihrer Tochter Judith. Das Erbe lag im Dorf Balingen, das um die Balingen Pfarrkirche (heute Friedhofkirche) auf dem rechten Eyachufer lag. Östlich des Dorfes am Hang von „Burgenwand“ (1565: Burckhenwang“) wird die Burg des Ortsadels vermutet.

„Anno MCCLV Balingen in penthecostas civitas facta est“ – An Pfingsten 1255 ist Balingen Stadt.

Die von den Zollern gegründete Stadt wurde etwa 200 m flussabwärts auf dem linken Eyachufer als rechteckige Anlage (400 auf 220 m) mit zwei Toren nach Norden und Süden erbaut (s. Merianbild). Der Ortsadel wick in die Städte Rottweil und Reutlingen aus, wo er zu führenden Patrizierfamilien wurde und eine große Zahl der leitenden städtischen Beamten stellte. Die Stadt zwischen Eyach und Steinach war sicher schon in zollerischer Zeit befestigt, wie aus der Friedenserklärung des Grafen Friedrich d. Ä. von Zollern, Herr zu Schalksburg, gegen die Reichsstadt Rottweil von 1377 hervorgeht, in der Balingen und Mühlheim (Donau) als Festungen bezeichnet werden. 1384 verkaufte Benz Betz, Bürgermeister zu Balingen, u. a. an das Kloster Stetten bei Hechingen einen Garten, der liegt „zwischen dem Stadtgraben und dem Hüsinger, den Burkart Heslawang um 1 ß (Schilling) innehat.“

1288 kam Balingen an die Linie Zollern-Schalksburg und wurde Mittelpunkt der Herrschaft Schalksburg, seit 1403 württembergische Amtsstadt für die damals mitverkauften und später hinzuerworbenen Ortschaften. Herrschaftlicher Beamter in der Stadt war der Schultheiß. Der erste bekannte Träger dieses Amtes war „Tragbotho miles, dictus de Niwenegge, scultetus in Balingen“ im Jahr 1268. Für den Amtsbezirk war der Vogt zuständig. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts wurden Obervögte eingesetzt, deren Aufsicht die Ämter Balingen, Ebingen, Rosenfeld und zeitweise auch Tuttlingen unterstanden.

Die alte Pfarrkirche (Friedhofkirche) wird 1255 erstmals erwähnt (s. Schömburg). Sie blieb auch nach dem Bau der Stadtkirche (1443 begonnenen) Pfarrkirche, obwohl sie etwa 200 m außerhalb des unteren Tores lag. Wohl schon bald nach der Stadtgründung wurde innerhalb der Mauern, vermutlich am Platz der heutigen Stadtkirche, eine Filialkapelle errichtet, die 1342 erstmals erwähnt wird und St. Nikolaus geweiht war.

Nusplingen. Der in der Flur „Hanfgarten“ 1934 aufgedeckte Reihengräberfriedhof mit seinen über 300 Gräbern beweist, daß das Dorf Nusplingen, das links der Bära bei der Peterskirche lag, schon im 7. Jahrhundert bestand. Links des Fließchens lag auch der Fronhof und vermutlich der Sitz der im 12. Jahrhundert genannten edelfreien Herren von Nusplingen. Die Gründung der Stadt erfolgte um 1285 rechts der Bära, wahrscheinlich durch Graf Hugo von Werdenberg, dem damaligen Besitzer der Herrschaft Kallenberg, in deren Mittelpunkt Nusplingen lag. Das hochwasserfreie Gelände auf einem kleinen Schwemmkegel am Ausgang des Autales, dem Dorf gegenüber, und die gute Straßenlage verhiessen ein Aufblühen des städtischen Marktes. Ursprünglich war eine quadratische Anlage (Seitenlänge 200 m) geplant. Einige Zeit nach der Stadtgründung wurde am Nordtor in einer Auswinkelung

der Mauer eine Kapelle erbaut (St. Katharina), die im Spätmittelalter Hauptkirche wurde. Vor einigen Jahren wurde sie abgebrochen. St. Peter diente als Friedhofkirche. Im Innern der Stadt war ein überaus großer Marktplatz geschaffen.

1334 treten erstmals die Grafen von Hohenberg als Besitzer von Burg, Stadt Nusplingen und Herrschaft Kallenberg auf. Zur Herrschaft Kallenberg gehörten Bronnhaupten, Erlaheim, Dormettingen und Obernheim. 1381 ging die mehrfach verpfändete Herrschaft Hohenberg an Österreich über (s. oben). Im Dreißigjährigen Krieg und in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts wurden große Teile der Stadt in Asche gelegt. 1401 war die Herrschaft Kallenberg an die Truchsessen von Waldburg verpfändet, die alle Herrschaftsrechte ausübten, im 17. Jahrhundert der Stadt das Stadtrecht nahmen und sie zum Dorf machten. Nach den vielen Bränden konnte die verarmte Bevölkerung den Verlust des Stadtrechts nicht abwenden.

Hohenberg. Am 26. Oktober 1381 verkaufte Rudolf III. von Hohenberg seine Herrschaft Hohenberg um 66 000 „schwere“ Goldgulden an Herzog Leopold III. von Österreich. In dem Kaufbrief sind u. a. neben den Städten Schömburg und Nusplingen namentlich aufgeführt Hohenberg, die Feste und Hohenberg das Städtlein. Von der Feste sind heute Grundmauern freigelegt, während das Städtlein am Nordfuß des Berges samt dem Maierhof verschwunden ist. Auf der Flurkarte von 1839 ist hier noch in 920 m Höhe die unbewaldete Terrasse des einstigen Städtchens als Wiese eingezeichnet, wo man bei Grabungen auf dessen Grundmauern stieß. Das Städtchen umfaßte nur eine Fläche von 70 auf 80 Meter, der Burgweg war die einzige Straße.

Bei den Bewohnern handelte es sich vornehmlich um Handwerker für die Burg. In der Steuerliste von 1394 werden für „Hohemberg das Stättlin“ für die Handwerker insgesamt 750 lb. (Pfund Heller) Vermögen angegeben und zwar für „Hainrich der Metzler 30. Cuntzli der Huser 30 (stammt vermutlich von Hausen a.T.). Mützli Huser 20. Peter Hergot 60. Der Lacher 120 Uetzi 20. Der Haintzmann 4. Henny von Ah 16. Cuntzli Essling 30. Stainmar Mösch 100. Der Hergötin sin swester 180. Hans Gilt 30. Bentz Essling 80. Aelli Wolfs 20. Stöb 10.“ Dies dürften die damaligen Inhaber der Häuser des Städtchens gewesen sein, das 1394 etwa 60 Einwohner zählte. Zu welchem Zeitpunkt der Burgflecken zur Stadt erhoben wurde, ist nicht mehr feststellbar. Unterhalb lag der Maierhof, der vor rund 90 Jahren abgebrannt ist. Seine Nikolauskapelle (s. Heimatk. Blätter 1959) wurde 1815 wegen Baufälligkeit abgebrochen. Nachdem die Grafen von Hohenberg nach Rottenburg (Weilerburg) verzogen waren, und die Burg durch die Rottweiler zerstört war und nicht mehr aufgebaut wurde, war der eigentliche Nährboden für die Handwerker entzogen, so daß das Städtchen in dieser ungünstigen Lage verkümmern und abgehen mußte. Von der einst beherrschenden Burg auf dem zweithöchsten Berg unserer Schwäbischen Alb (1011 m) und ihrem Städtlein sind nur noch geringe Reste vorhanden.

Zusammenfassung. Im 10. und 11. Jahrhundert schied der Ortsadel aus dem Dorfverband aus und baute sich in der Nähe auf gesichertem und beherrschendem Platz eine Burg. Der entscheidende Schritt aber erfolgte von der Mitte des 12. bis Ende des 14. Jahrhunderts, als jeder kleine Landesherr dem Beispiel der Staufer folgend in seinem Gebiet eine oder mehrere Städte gründete. Die Stadt war in der Hand des Grundherrn ein Machtmittel, zumal in der Zeit, in der Unsicherheit stark überhand nahm und die Zentralgewalt zusehends schwand.

Die neue Stadt erhielt den Namen von dem Dorf oder von einer ganzen Neuanlage (Rosenfeld). Bei der Anlage wurden Bergsporne bevorzugt. Haigerloch ist an einen schmalen Sporn gebunden, während Hechingen, Balingen usw. in die Breite und Länge gehen konnten. Die Hufeisenform von Ebingen wird teilweise durch das Gelände bestimmt. Die Marktstraße war bei allen unterstrichen durch breite Anlage, denn dem Markt wurde große Bedeutung zugemessen. Die Burg lehnte sich an die Stadtbefestigung an, bildete meist eine Eckbastion. Den geringsten Einfluß auf die Grundrißgestaltung hatte die Kirche, da sie meist erst später in das Stadtinne hereinkam. Häufig war sie aus einer Kapelle hervorgegangen. Durch Brände wurde häufig das Bild verändert. Den stärksten Eingriff erlitt aber das alte Stadtbild durch das Einreißen der Tore und Niederlegen der Mauern, die vielfach dem Verkehr, aber auch teils dem Unverstand der Bevölkerung zum Opfer fielen.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 27

31. März 1980

Nr. 3

Der „Bohl“ in unserer Gegend

Von Fritz Scheerer

Auf der Markung Balingen findet sich zweimal der Flurnamen „Bol“ und zwar in heutigen Stadtteilen im Osten: „Auf dem Bol“ und im „Binsenbol“ mit anschließendem Wald zur Markungsgrenze Frommern. Diese Namen wurden auch für Straßenbenennungen übernommen. Im einstigen Kreis Balingen konnten vor rund 20 Jahren zusammen mit dem allzu früh verstorbenen Prof. Dr. Hans Jänichen, der durch seine Forschungen die geschichtlichen Gegebenheiten unseres Raumes in dem zweibändigen Werk „Der Landkreis Balingen“ neu beleuchtete, 20 einfache Bo(h)l und 22 Bohl mit einem Bestimmungswort festgestellt werden.

Die Balingen Flur „Bol“ liegt auf dem flach ausstreichenden Hang der „Neige“ (Name!), in der Nähe des einstigen um die Friedhofkirche liegenden Dorfes Balingen. Östlich vom Dorf liegt auch am Hang die Flur „Burgenwand“ (1565 „Burckenwang“ und 1565 „Burckenwies“), wo vielleicht der seit 1140 bzw. 1225 auftauchende Ortsadel seine Burg hatte (1140 Arnoldus de Baldingen, 1225 Cuonradus de Balgingen, WUB 3,176). 1336 konnte Walther von Neuneck das Holz (Wald) „Bünzenbol“ (Binsenbol) um 30 lb. hlr. (Pfund Heller) erwerben. In beiden Flurnamen wird heute langes o gesprochen.

Ein weiteres Bohl finden wir in dem Namen Bebel, der 1502 „Betbol“ hieß und auf dem nach der Zimmerischen Chronik eine Kapelle St. Ulrich geweiht war, die um 1550 abgebrochen wurde und von der sich im 19. Jahrhundert noch Mauerreste fanden. Auch dieser Bohl, der sich jedoch auf einem Buckel, Bühl, befindet, lag in der Nähe einer almannischen Vorgängersiedlung des Dorfes Balingen, von der 1872 beim Bahnbau 59 Reihengräber mit teils wertvollen Grabbeigaben freigelegt werden konnten.

Auf der früheren Markung Heselwangen, wo heute noch die Flurnamen „Breite“ (erwähnt 1560) für umfangreiches ebenes Ackerland und „Brühl“ für die feuchten Wiesen in einer Niederung vorhanden sind, hat einen „Bol“, der seine Erhaltung im Braunjura einem kleinen Weißjuraschuttrest verdankt.

Sehr häufig ist das Vorkommen der Bezeichnung „Bohl“ auf den Markungen Tailfingen und Truchteltingen. Am West- bzw. Nordrand der beiden alten Siedlungen sind kleinere Ortsteile namens „Bohl“, die Ende des 18. Jahrhunderts von Häuslern (ärmeren Leuten) bewohnt waren. Beide Bohle liegen auf den weniger steilen unteren Talkanten des Schmiedchatales, sind aber durchaus nicht bühligartig. Bei Truchteltingen wird 1496 ein „Caspar am Bol“ erwähnt (Tailfinger Heimatbuch). 1437 heißt es hier: „hinter dem bol“. Erst die anschließenden Fluren und Wälder sind ansteigend. Sie sind dann mit dem Bestimmungswort Bohl als Bohlwald – 1716 „Commun Bohlwald“ – Bohlweg, Bohlwaldsweg, Bollshalde („Eine ... Wayd, gen ... Boltzhalden“, 1716). 1777 wollte man einem Balthes Merz ein Stück Holz (Wald) geben, von der Allmend in Bollshalden, weil der ohnehin dem flecken (Dorf) keinen nutzen bringt“. Bei der „Stiegel“ steigt der Weg an und führt über die flache Kuppe auf „Lichtenbohl“ (1429: „uf liechtenbol“). 1502 wird auch ein „Röschbol“ erwähnt (Bizer). Der „Niemandsbohl“ an der Ostgrenze der Truchtelfinger Markung, der wohl lange keinen Herrn hatte, sondern selbst die Grenze, also niemand Bohl war, wird 1470 nyemantz boll, 1496 nemantz bol, 1555 niemand bol genannt (Bizer). Auch er hat keine hügelige Form, während die „Böllen“ bei Truchteltingen buckelige Weidehügel zwischen Äcker und Wiesen eingesprenzt sind („Kühböll“, „Roßböll“, abgegangen, 1717 erwähnt). Diese Namen dürften nichts mit Bohl zu tun haben, vielmehr werden sie auf das schwäbische „Bollen“ (runde Gegenstände oder Klumpen) zurückgehen wie in Erdbollen, Roßbollen. Auch in Meßstetten ist ein „Bohl“, der keine bühligartige Form hat und der bereits 1808 in den Ortsetter einbezogen war. („Häuser mitten im Ort beim Bohl“). Die Bohlasse ist nach ihm benannt. Im benachbarten Hossingen ist der „Bohl“ ebenfalls überbaut. Auf dem Hossinger „Vorderen Mettenbol“ fanden sich um 1330 Äcker. Der Lerchenbühl bei Hossingen hieß im 14. Jahrhundert „Lerchunbol“, 1780 hat er den heutigen Namen. Er muß also umbenannt worden sein. Der Meßstetter „Steinigbohl“ war um 1715 Allmand. Allmende waren auch

der „Kälberbohl“ und der „Mittelbohl“ bei Weilstetten.

Nutzung der Bohle

Nach den von Jänichen eingehend untersuchten Belegen (über 300) östlich des Schwarzwaldes, im Hegau, der Baar, auf der Scher usw. sind waldbedeckte Bohle in älteren Zeiten selten, erst nach den Aufforstungen des 19. Jahrhunderts treten holzbestandene Bohle häufiger auf. So wurden 1340 Äcker und Wiesen „uff abrechtl“ bei Margrethausen erwähnt. Viele Bohle gehörten zum Allmandland. Im Hohenbergischen Lagerbuch von 1582/84 wird bei Schörzingen der „Katzenboll“ als Allmandland erwähnt. Im benachbarten Delkhofen bei Deilingen „baut der gemein fleck ain jauchart aggers vor Poll und zinst der fleck Delckhofen auß 2½ jaucharten aggers an heslin Poll“. Der bereits im 14. Jahrhundert genannte „Tattenbol“ bei Erlaheim wird 1624 als Allmandwald „Tatenpol“ bezeichnet und außerdem auf der gleichen Markung die „Allmende Ernbol“ erwähnt. Der „Haimbol“ bei Pfeffingen könnte Gemeindebesitz gewesen sein oder könnte sein Name mit Heim = Farren zusammenhängen. Die hier ansteigende Halde gegen Burgfelden heißt „Heimbohlhalde“. Für den interessanten Namen „Königsbohl“ an der Markungsgrenze Nusplingen/Unterdigheim konnte auch Jänichen keinen älteren Beleg finden.

Lage und Geländeformen der Bohle

Die Bohle liegen meist ortsnah (s. oben Balingen, Tailfingen usw.), stoßen vielfach an den ehemaligen Ortsetter an, während die mit einem Bestimmungswort fast durchweg ortsfrem liegen, oft in der Nähe der Markungsgrenze (s. „Binsenbohl“, „Niemandsbohl“ u. a.). Sehr oft lassen sie sich auch in der Nähe abgegangener Siedlungen nachweisen. So liegen die Bohle der beiden um 1250 entstandenen Städte Schömberg und Rosenfeld bei den abgegangenen Siedlungen „Altschömberg“ bzw. bei dem zu Anfang des 15. Jahrhunderts abgegangenen Weiler Steinbrunnen. Erzingen, das durch Verschmelzung von zwei Siedlungen entstanden sein dürfte, hatte zwei Zelgverbände, der eine im Norden, der andere im Süden/Südwesten der Markung. Dementsprechend finden sich auch zwei „Brühle“: am Brühlbach und südlich des Ortes, heute „brühlen“. Es wurde die Zubehör der bestehenden Orte vereinigt, da Erzingen 1452 zerstört („combusta“) war. Erhalten blieb der Flurname „Bohl“. In Zimmern bei Hechingen lagen 1402 „Wiesen am Boll neben dem Kornbrügel“ (Brühl). Bei Engstlatt liegt die Flur „Bol“ am Fuße der oberen Liasstufe.

Frommern dürfte spätestens im 7. Jahrhundert gegründet worden sein. 793 kam ein Teil des Ortes an das Kloster St. Gallen, das rechts der Eyach einen Fronhof errichtete und eine Kirche zu Ehren des Hl. Gallus und eine Mühle erbauen ließ. Der St. Galler Ansiedlung gegenüber auf dem linken Eyachufer liegt auf der Ölschieferplatte der „Bol“. Zwischen Nagelfluhlehen und Meeres-Grobkalken und Sanden auf der Flächenalb bei Winterlingen zwischen den Gewannen „Bol“ und „Stock“ kamen Reste von Plattenkalken zutage. Also ein „Bol“ auf der sehr flachen alten eingeebneten Landoberfläche. Am „Bohl“ auf Allmendboden bei Dotternhausen ließ sich im 18. Jahrhundert eine besitzarme Schicht in fast durchweg einstöckigen Seldnerhäuschen nieder.

Diese Belege beweisen, daß fast überall bei allen hier aufgeführten Bohlen keine bühlig- oder buckelartige Erhebungen festgestellt werden können. Der Name Bohl hat also hier nichts mit morphologi-

schen Geländeformen zu tun. Anders verhält es sich mit den Bühlen oder Böllen, wie die vielen Bühle um Obernheim beweisen (Scheibenbühl, Markbühl, Burgbühl, Schafbühl, Hessenbühl). Ähnlich liegen die Verhältnisse bei Onstmettingen (Schölleranderbühl, Brunnenbühl und die vielen Bühle im Zollerngraben) sowie bei Meßstetten (Kählesbühl, Schießbühl usw.). Die sprachliche Verwandtschaft von Bohl und Bühl muß abgelehnt werden, denn die Bohle müssen schon nach dem bisher Angeführten als vorwiegend ebenes oder flach geneigtes Gelände betrachtet werden oder sind auf ganz gewöhnlichen Berghängen ohne buckelförmige Bildungen. Es bestehen hierin verhältnismäßig wenige Ausnahmen. Im Donautal liegen sie sogar in einem Ried (Ertingen). Auch eine Verwandtschaft mit den bei uns vorhandenen Böllat auf den Markungen Burgfelden (920 m NN), Engstlatt, Ostdorf („Böllatmühle“), Pfeffingen, Tieringen, Truchteltingen besteht nicht, denn für sie heißt der älteste Beleg von 1496 „uf dem bellat, am bellat“.

Zusammengesetzte Bohl-Namen

Viele Bohle sind durch ein Bestimmungswort näher gekennzeichnet. Am Nordteil der Geislinger Markung stoßen „Dattenbol“ und „Bubentenn“ zusammen. Dies sind zwei Flurnamen, die nicht eindeutig geklärt werden können. Am flach ausstreichenden Hang auf Markung Endingen gegen die Markung Erzingen findet sich der Flurname „Unter Kreuzbol“. An der Markungsgrenze Ratshausen/Schömberg haben wir einen „Hätzenbohl“, bei Ratshausen einen „Netzenbohl“. Auf der eisenreichen Kalksandsteinplatte an der Grenze zum oberen Braunen Jura bildete sich über Zillhausen eine schmale Leiste, die zur Felderflur benützt wird und den Namen „Zielenbol“ trägt. Östlich des Bäratales bei Unterdigheim, schon auf den zuckerkörnigen Massenkalken haben wir einen „Rauhen Bol“ (934 m NN). Bei Meßstetten findet sich ein „Steinigbohl“ (s. oben) und ein „Reitbol“ (Name von roden). Bei Margrethausen treffen wir bereits 1340 und 1356 einen „abrechtl“, der im 18. Jahrhundert „Aubertsbohl“ heißt und dessen Namen danach abgegangen ist (HStA. Stuttgart NK 486 und 487). Andere zusammengesetzte Bohl-Namen siehe oben. Die Bestimmungswörter können Personennamen enthalten wie in „Abrechtl“, das den Namen Albrecht enthält, vielleicht gehört auch „Binsenbol“ (mundartlich „Benzenbol“) zu dieser Gruppe. Andere sind mit „Stein“ zusammengesetzt („Steinigbohl“), oder enthalten Beiwörter, die auf rauhes, unwirtliches Gelände abheben („Rauher Bol“). Der „Niemandsbol“ weist keinen Besitzer auf. Häufig sind Tierbeiwörter („Katzenbol“, „Hätzenbohl“, „Kälberbol“, „Haimbohl“). Auf Form und Lage weisen der mittelbohl, Lichtenbohl, Zielenbol = an der Grenze gelegen. Fast durchweg sind diese Bohle auf ortsfernen Fluren. Auffallend ist auch, daß fast alle Bohle im Altsiedelland liegen.

Der Ortsnamen Boll

Zunächst scheint, daß der Ortsnamen Boll mit seinem kurzen o nichts mit dem Flurnamen Bohl zu tun hat, da bei letzterem heute fast durchweg langes o gesprochen wird. Im Mittelalter bestand aber hierin kein Unterschied in Aussprache und Schreibung zwischen dem Ortsnamen Boll und den Flurnamen Bohl.

Es gibt mehrere Dörfer namens Boll. Bei Göppingen findet sich das heutige Bad Boll, das in einer Barbarossa-Urkunde als praepositum Bollo erscheint (Jänichen) und eine Propstei war, die bereits 1228, 1276 und 1371 Bolle, später Boll genannt wird. Boll über dem Neckartal bei Oberndorf, das kirchliche Filiale der Remigiusgemeinde Oberndorf war, heißt 1101 Bollo, 1325 Bol. Boll bei Hechingen war in die einstige Galluskirche des Dorfes Zell (Mariazell) zwischen Hohenzoller und Zellerhorn eingepfarrt. Boll über dem Wutachtal (heute Kreis Hochschwarzwald) ist im 14. Jahrhundert Sitz der Edlen von Boll, deren Burg über der Wutach stand, kam nach dem Aussterben des Geschlechts an die Herren von Tannegg (Burg unterhalb des späteren Bades Boll). Eine weitere Siedlung Boll liegt bei Stockach. Alle

sind den mittelalterlichen Belegen zufolge gleicher Herkunft.

Zusammenfassung

Vom Sprachlichen her ist festzustellen, daß bei allen aufgeführten Belegen für Bohl und für Boll eine einheitliche Wurzel zugrunde liegt, die schon im 9. Jahrhundert „bol“ und noch im Hoch- und Spätmittelalter so lautete (Jänichen). Im Laufe des Mittelalters wurde der eigentliche Sinn des Appellativs (Sachnamens) vergessen, und die Sicherheit im volkstümlichen Gebrauch hörte auf.

Von der Geländeform her haben Bühle und Bohle nichts miteinander zu tun. „In den frühmittelalterlichen kleinen Wirtschaftsmarkungen gab es nur einen Bohl. Die zusätzlich in den entstehenden Groß-

markungen aufgenommenen Bohle werden durch Beiwörter unterschieden“ (Jänichen) (s. Balingen usw.). Den Flurnamen Bohl gibt es im Altsiedelland (s. Schömberg). Wie Brühl (Wiesen), Breite (Äcker) bezeichnet auch Bohl einen nutzungsberechtigten Sonderbezirk, der älter als die Dreifelderwirtschaft ist.

Hypothetisch deutet Jänichen den Namen Bol als das ursprünglich zu einer frühmittelalterlichen Kleinsiedlung gehöriges Wirtschaftsland. Außerhalb Etters bildeten die Brühle, Breiten und Bohle als Wiesen-, Äcker- und Weideland einen Ring um die Siedlung. Dabei trägt der Bohl den ältesten Namen und war zunächst „ungenütztes, in Reserve gehaltenes Land“. Nach K. S. Bader haben die Alemannen den Namen aus Norddeutschland bzw. Skandinavien mitgebracht.

ben worden sei. Wenn aber die Klägerinnen keine glaubwürdige Urkunde auflegen könnten und die Zelgfrucht auch nicht im Inventar eingeschrieben sei, hoffe er, ihnen nichts schuldig zu sein.

Auf diese Verantwortung hin brachten die Klägerinnen durch ihren Fürsprecher vor, ihre Klage ließen sie in ihren Kräften bleiben, als ob sie von neuem vorgebracht sei. Wenn er sich hören lasse, als ob diese Zelgfrucht für seines Vaters Schwester und zwar nur für deren Leben lang gestiftet worden sei und nach ihrem Tod aufgehört habe, so könnten sie auf des Antworters Reden selbst verweisen. Die Haug Ursul habe aus seinem eigenen Mund gehört, daß diese Zelgfrucht von einem Priester herrühre und vor Jahren in die Klause gestiftet worden sei; da sei seines Vaters Schwester nie genannt worden. Wenn Rieber sage, sie sollten glaubwürdige Briefe auflegen, so geben sie kurz diese Antwort: sie hätten kein Briefe aufzulegen, denn man habe vor vielen Jahren um dergleichen Sachen nicht allweg Briefe aufgerichtet, sondern einander vertraut; sie und ihre Voreltern hätten das auch nicht begehrt, besonders weil ihnen diese Frucht ohne alles Sperren richtig geliefert worden sei. Der Beklagte aber sperre sich jetzt zum dritten Mal. Er solle eine Urkunde auflegen, warum er nicht schuldig sei, diese Zelgfrucht zu reichen. Ins Inventar sei die Zelgfrucht nicht aufgenommen, weil das Inventieren geschwind gegangen sei, da sei es in der Eile von ihnen vergessen worden. Der Beklagte sei wenige Tage nach dem Inventieren in ihren Webgaden gekommen und habe gefragt, ob sie diese Zelgfrucht auch ins Inventar hätten setzen lassen; sie hätten ihm geantwortet, sie hätten es übersehen und vergessen. Darauf habe er sich erboten, sie sollten schweigen, er werde ihnen Geld geben, damit sein Acker ledig sei und er die Zelgfrucht nicht mehr geben brauche. Da hätten sie aber abgelehnt.

Eine Zeit hernach sei die Haug Ursul mit einem Sack in des Beklagten Haus gegangen, um die Zelgfrucht wie alle Jahre zu empfangen. Er sei nicht daheim gewesen, seine Hausfrau und das Gesinde wollten ihr aber die Frucht nicht geben. Als sie hinwegging und ihr der Beklagte unterm Tor begegnete, hat sie ihm das angezeigt, da hat er gelacht und sie geheißen mit dem Sack hineinzugehen, er wolle ihr die Frucht geben. Das sei auch geschehen. Die Schwestern erwarten, es solle geurteilt werden, wie in der Klage begehrt und gebeten worden.

Jakob Rieber ließ weiter reden, es sei, wie er es habe vorbringen lassen. Was er wegen des Priesters geredet haben solle, so habe die Klägerin in ihrer Rede vor den Richtern nicht anzeigen können, als er fragte, wer der Priester gewesen und wie er geheißen. Deshalb sei er wegen dieser Reden nicht geständig. Er könne auch nicht gestehen, daß er die Haug Ursul mit dem Sack habe in sein Haus gehen heißen, die Zelgfrucht zu holen, die ihr vom Gesinde versagt worden; er habe sich derlei Reden nie gedacht, wie sie vorgebracht worden. Er habe ihnen auch nicht für die Zelgfrucht Geld geben und den Acker ledig haben wollen, sondern die Klägerin habe ihn gebeten, die Frucht nur ihr Leben lang zu geben, nach ihrem Absterben solle ihm sein Acker frei und ledig sein und er nicht mehr schuldig sein, die Zelgfrucht zu geben. Das habe er ihnen abgeschlagen. Hans Matz im Spital habe den Acker länger als er innegehabt, aber nie etwas daraus gegeben. Wenn die Frauen das nicht geständen, solle man den Hans Matz verhören.

Die Frauen sagten, sie wollten bei ihrem Vorgebrachten bleiben und der Kürze halber nicht alles wiederholen. Wenn sich der Antworter auf Kundschaft berufe, so sei Hans Matz ihm zu nahe verwandt, sein Schwestermann und hierin parteisch. Des Antworters Vater habe die Frucht alle Jahre freundlich gereicht.

Auf Wunsch des Antworters wird weiter verhört Hans Matz, Bürger und Pfründner im Spital zu Ebingen: Er habe den Acker länger als Jakob Rieber bebaut, aber nie nichts daraus gegeben, habe auch nie gehört, daß sein Schwäher (= Schwiegervater) diese Zelgfrucht daraus gegeben habe; wäre der die Frucht schuldig gewesen, so hätte er ohne Zweifel ihm angezeigt, daß er die Frucht geben müsse.

Die Frauen erklärten noch, es sei möglich, daß der Zeuge die Frucht nicht gegeben habe, aber des Zeugen Schwäher und dessen Diener hätten sie ihnen ohne Sperren gereicht. Der Zeuge sei also nicht wider sie. Wenn der Antworter nichts Neues mehr vorbringe, wollten sie die Sache zu Recht und richterlichem Erkennen gesetzt haben. Der Antworter ist damit einverstanden. Als nun die Parteien zu Recht gesetzt, haben wir auf Klage, Antwort, verhörte Kundschaft und alles gerichtliche Vorbringen zu Recht erkannt und gesprochen, daß der beklagte Jakob Rieber den Klausnerinnen die Zelgfrucht aus den zwei Jauchert Acker beim Bildenstock mitsamt dem Ausstand zu geben schuldig sei; jede Partei solle ihre Kosten selbst tragen.

Die Kläger haben das Urteil mit Dank angenommen, der Beklagte will Appellation tun an das fürstliche Hofgericht gen Tübingen, er bittet, ihm das gesprochene Urteil und die Acta der ganzen Verhandlung mitzuteilen für die Appellation. Die

Zwei Gerichtsverhandlungen in Ebingen

vor 400 und 500 Jahren

Von Dr. Walter Stettner – Ebingen

Verhandlungen vor Gericht hatten stets und haben noch heute bestimmte Formen, die sich nur langsam ändern. An zwei Beispielen aus der Geschichte Ebingens von 1483 und 1581 soll das Verfahren vorgeführt werden. Beide zeigen, daß rechtsstaatliches Vorgehen nicht erst eine Erfindung des 20. Jahrhunderts ist: in beiden kommen Kläger und Beklagte zu Wort und findet hinterher eine Art Revision statt, diese allerdings in verschiedener Weise.

Beide Verhandlungen laufen vor dem Ebinger Stadtgericht ab, bei dem der Schultheiß den Vorsitz führt. Das Gericht setzt sich jedoch nicht aus studierten Richtern zusammen, sondern aus Bürgern der Stadt, zwölf an der Zahl, die einem bürgerlichen Beruf nachgehen. Für die nicht allzu häufigen Rechtshändel hätte man nicht gleich zwölf Richter benötigt, aber sie waren zusammen mit dem Schultheißen zugleich die eigentlichen Lenker der Stadtgeschichte, Vorläufer des heutigen Gemeinderats. Sie besetzten die wichtigeren Ämter der Stadt, sie stellten den Bürgermeister (vergleichbar dem heutigen Stadtkämmerer), die Pfleger des Spitals, St. Martins, der Frauenkapelle, Waisenpfleger und Inventierer, den Schultheißen von Bitz und noch viele andere Posten.

Die Mitglieder des Gerichts wurden im 17. und 18. Jahrhundert, wahrscheinlich auch schon vorher, auf Lebenszeit gewählt. Beim Ausscheiden eines Mitglieds wählte das Gremium einen Nachfolger, ergänzte sich also selbst. Aussicht, gewählt zu werden, hatten nur die wohlhabenderen Bürger. Ob für Gerichtsverhandlungen die Anwesenheit einer Mindestzahl von Richtern vorgeschrieben war, entzieht sich unserer Kenntnis; bei manchen Verwaltungsakten waren nur ein oder zwei Richter zugegen, und doch waren sie rechtskräftig.

Im Jahr 1581 schickte der Schultheiß und Geistliche Verwalter Carlin Ziegler in Abschrift das Protokoll über eine Klage der Frauen in der hiesigen Klause gegen Jakob Rieber, dessen „Verantwortung“ und das Urteil des Stadtgerichts nach Stuttgart an den Kirchenrat, weil Rieber an das Tübinger Hofgericht appelliert hatte (Hauptstadtarchiv Stuttgart A 284, 25 Bü. 15). Beide Parteien waren „vertagt“ worden, d. h. sie wurden auf einen bestimmten (Rechts-)Tag geladen. Beide nahmen einen „Fürsprecher“, einen (nicht studierten) Anwalt aus der Bürgerschaft, sie „fürsprechen“ sich. Beide Fürsprecher gehören dem Gericht an. Der Anwalt Riebers, Mathis Grotz, ist der Stammvater der hiesigen Familien Groz und Grotz. Er war um 1555 (wohl aus Blaubeuren) zugezogen und galt als angesehener Mann, der es bis zum zeitweiligen Bürgermeister brachte. Auch der Anwalt der Klausnerinnen, Jerg Conzelmann, war eine zeitlang Bürgermeister. Seine Familie war seit etwa 1520 in Ebingen ansässig.

Die Sache, um die gestritten wurde, war unbedeutend, es handelte sich um eine jährliche Abgabe von zwei Simri Frucht nach der Zelg (kurzweg auch Zelgfrucht genannt), das heißt, die Art der Frucht richtete sich nach der Fruchtfolge der Dreifelderwirtschaft, die jeweils auf der Zelg (= Ösch) angebaut wurde, also einmal Sommerfrucht oder Haber, einmal Winterfrucht oder Dinkel und im dritten Jahr wegen der Brache gar nichts. Der beklagte Jakob Rieber ist manchen Ebingern bekannt als ihr Stammvater. Als solcher erscheint er auf den drei Stammbäumen Rieber, die der Stammbaummalers Johannes Beck einstens aufgestellt und gemalt hat. Er war der Sohn des Caspar Rieber, der 1534–49 der erste evangelische Schultheiß Ebingens war; das gleiche Amt bekleidete auch Jakobs Großvater Dietrich Rieber von 1483 bis etwa 1500. Jakob Rieber hatte im Juli 1539 in Heidelberg zu studieren begonnen und dort kurz vor Weihnachten 1540 seinen Baccalaureus gemacht. In seinem Dienst standen schon 1545 ein Knecht und eine Magd, er lebte also anscheinend auf großem Fuß. Vielleicht hat ihn das in späteren Jahren in Schwierigkeiten gebracht, von denen nachher noch kurz die Rede sein wird. Die Klause war angeblich 1344 gestiftet worden. Ihr Haus befand sich im obersten Haus des heutigen

Kirchengrabens (jetzt Schreibmaschinengeschäft Hofele). Die Schwestern wurden auch nach der Reformation geduldet und von der Bevölkerung nicht ungern gesehen. 1608 ist die letzte von ihnen hochbetagt und kränklich im Spital gestorben. Hören wir nun das Protokoll:

Wir, Schultheiß, Bürgermeister und Gericht zu Ebingen, bekennen, daß auf Montag, 13. Februar dieses 81. Jahres vor uns, als wir gerichtlicher Weise beieinander gesessen, ordentlich vertagt zu Recht erschienen sind die ehrsamten Frauen Catharina Leippin und Ursula Haugin, Schwestern der Klause hier zu Ebingen, Klägerinnen und Jakob Rieber, Bürger zu Ebingen, Antworter. Als sich beide Teile nach Ordnung des Rechts und unserer Stadt Gebrauch verfürsprecht, ließen die Klausnerinnen auch im Namen ihrer Mitschwwestern durch Jerg Conzelmann, ihren zu Recht erlaubten Fürsprecher wider Jakob Rieber klagsweise fürbringen ungefähr folgende Meinung:

Obwohl des Beklagten Voreltern und auch er selber viele Jahre aus 2 Jauchert Acker beim Bildenstock ihnen nach der Zelg zwei Simri Frucht gereicht, hat er ihnen diese Zelgfrucht zum drittenmal vorenthalten und wollte nicht schuldig sein, sie zu reichen. Jüngst, am 5. Dezember 1580, als sie deshalb vor uns auch rechtlich zu prozedieren vorgekommen, hat er sich vor dem Gericht erboten, er wolle sich mit ihnen gütlich einlassen und ihnen etliches Geld für die Zelgfrucht geben. Aber es stehe nicht zu ihrem Gewalt (= sie seien nicht ermächtigt), Geld dafür zu nehmen. Ihr rechtliches Begehren sei, Rieber solle ihnen die Zelgfrucht wie vor alters in der Güte liefern; wo nicht, hofften sie, es solle vom Gericht mit Recht erkannt werden neben Abtrag Kosten und Schaden; sie wollten sich alle Notdurft des Rechts vorbehalten.

Darauf ließ Jakob Rieber durch Mathis Grotzen, Bürgermeister, als seinen zugelassenen Fürsprecher zu seiner Verantwortung vorbringen, es sei ihm, dem Antworter, unbewußt, er habe auch nie gehört, daß sein Vater selig diese Zelgfrucht aus den 2 Jauchert Acker beim Bildenstock, jetzt sein Eigentum, den Klägerinnen gereicht habe. Das möge aber wohl sein. Er halte dafür, sein Vater habe eine Schwester in dieser Klause gehabt, die vor etlichen Jahren nach göttlichem Willen Tods verschieden. Es möge sein, daß sein Vater seiner Schwester und gar nicht den Klägerinnen die Zelgfrucht länger nicht als deren Leben lang vermacht und daß nach ihrem tödlichen Abgang auch die Zelgfrucht tot und ab sein und nachher nicht mehr gegeben werden sollte. Daher hoffe er, nicht mehr schuldig zu sein, die Zelgfrucht zu geben. Soviel dann anbelange, daß er den Klägerinnen für diese Zelgfrucht beim Rechtstag Geld angeboten, so sei das mit Unterschied gesagt worden und nicht dergestalt, als ob er sich daran schuldig gebe; der Richter wisse sich ohne Zweifel zu erinnern, als der Schultheiß und etliche des Gerichts ihm zugemutet, es solle sich mit den Klägerinnen gütlich vergleichen, das um des besseren wegen und gar nicht aus Gerechtigkeit, damit er nicht länger rechten dürfe, er sich erboten, ihnen etliches Geld zu geben, auch auf des Schultheißen gleich darauf geschehene Einrede, anders nicht als seinen Rechten unschädlich.

Weil die Sache jetzt zu Recht erwachsen sei, wolle er sich nichts begeben noch bewilligen, es hätten denn die Klägerinnen einen glaubwürdigen versiegelten Brief, der vor Gericht genüge, aufgelegt, oder daß diese Zelgfrucht im Inventar, als ihnen vor etlichen Jahren ordentlich auf fürstl. Befehl inventiert worden, von ihnen zum Einschreiben angege-

Kirchenräte und der Fürst sind damit einverstanden, daß die Sache beim Hofgericht verhandelt wird; dazu sollen die Parteien Advokaten in Tübingen bestellen.

Die Akten dieses Streites gingen also, da eine geistliche Institution, die Klausur, beteiligt war, zunächst an den Kirchenrat. Bei den Advokaten, die die Parteien vor dem Hofgericht vertreten sollten, handelt es sich nunmehr um studierte Herren. Leider sind die Akten des Hofgerichts nicht mehr erhalten. Da aber in einem späteren Inventar (von 1593) über Vermögen und Einkünfte der Klausur die zwei Simri Zelfrucht als Einnahme registriert sind, ergibt sich, daß das Hofgericht den Spruch des Ebinger Stadtgerichts im wesentlichen bestätigt hat, wie nicht anders zu erwarten war.

Es ist hervorzuheben, daß vor dem hiesigen Stadtgericht zwei Verhandlungen stattgefunden haben, zunächst eine Art Sühnetermin, bei dem versucht wurde, ein gütliches Übereinkommen herbeizuführen. Als das gescheitert war, setzten die Schwestern „zu Recht“ und erging etwa zehn Wochen später nach einer neuen Verhandlung ein Urteil.

Bei diesem Verfahren in Ebingen stießen zwei Arten der Rechtsfindung aufeinander: die Klägerinnen handelten und verhandelten nach Treu und Glauben, sie legten keinen Wert auf schriftliche Fixierung von Rechten und Schenkungen. Das war althergebrachte Art. Der Beklagte, der in seiner Jugend studiert hatte, versuchte die schriftliche Überlieferung zum alleinigen Maßstab des Rechts zu machen, wobei er die Beweislast den Schwestern zuschob und das in hinterlistiger Weise, denn er hatte einst bei einem Besuch im Webgaden (dem Webraum) der Schwestern erfahren, daß man bei der Invertierung der Klausur in der Eile vergessen hatte, die zwei Simri Frucht bei den Einkünften eintragen zu lassen, er wußte also ganz genau, daß die Schwestern diesen von ihm verlangten Beweis nicht antreten konnten. Auf solche windigen Ausflüchte fielen die Richter nicht herein, sie bestätigten vielmehr den Anspruch der Schwestern auf die Fruchtlieferung. Dieses ganze Verfahren unterscheidet sich nicht allzu weit von einem heutigen Zivilprozeß.

Jakob Rieber war in seinen älteren Jahren ein handelsüchtiger Mann. Zwei Jahre nach diesem Verfahren begann er einen langwierigen Streit mit dem Kloster Beuron, dessen Schaffner er (wie vor ihm schon sein Vater) war; das bedeutete, daß er die Geld- und Natureinkünfte des Klosters im Ebinger und Balinger Raum und im Killertal einzuziehen und mit dem Klosterhofmeister zu verrechnen hatte. Er frevelte gegen den Hofmeister „mit gewehrter Hand“ und legte keine Abrechnung vor, weswegen er als Schaffner abgesetzt wurde. Dann zeigten sich erhebliche Abmängel, um deren Abdeckung er viele Jahre mit dem Kloster stritt, das nicht bloß den Ebinger Schultheißen und den Balinger Obervogt, sondern auch den Herzog von Württemberg zu Hilfe rief. Erst 1593 wurde wenigstens eine Vereinbarung über die Art und Weise, wie er seine Schulden zahlen wollte, mit dem Beuron Probst getroffen. Zudem hatte Rieber in den 80er Jahren Streit mit dem hiesigen Pfarrer, weil er nicht zu Beichte und Abendmahl ging; er behauptete, er kommuniziere allemal, wenn er auf die Messe nach Frankfurt reise. Das ist wenig glaubhaft, jedoch deshalb interessant, weil es etwas über seine wirtschaftliche Tätigkeit ahnen läßt. Im Jahr 1601 ist Jakob Rieber 78jährig gestorben. Mit seiner Frau, die ihm wenige Monate im Tod vorausgegangen war, hatte er 56 Jahre im Ehestand gelebt.

II.

Die andere Gerichtsverhandlung, die ich vorlege, lief etwa hundert Jahre früher ab. Sie ist viel knapper überliefert als die vorige, enthält aber eine für die Geschichte Ebingens bedeutsame Aussage (Hauptstaatsarchiv Stuttgart WR 6709). Es ging um einen Streit zwischen den Gemeinden Balingen und Laufen, den die Parteien vor das Ebinger Stadtgericht brachten. Die Laufener verlangten, die Balinger sollten, wenn sie Holz fahren, ihnen einen Holzzoll erlegen, den ihnen die Grafen von Württemberg verliehen hätten. Die Balinger bestritten die Rechtmäßigkeit dieser Forderung (wirtschaftsrechtlich ist es bemerkenswert, daß die Balinger ihren Holzbedarf nicht aus den eigenen Wäldern decken konnten). Die Verhandlung fand vor „offen verbannten gericht“ statt. Das ist in älteren Urkunden eine häufig vorkommende Formel, die besagt, daß die Verhandlung offen = öffentlich war, es markiert zugleich einen Gegensatz zum heimlichen Gericht der Feme; „verbannt“ meint, das Gericht ist mit dem Bann ausgestattet, kann gebieten und verbieten. Die beiden Parteien lassen sich durch „Botschafter“ und „Gewalthaber“ d. h. Bevollmächtigte vertreten, für die dann wieder Fürsprecher und Ratgeber auftreten. Lassen wir nun die Urkunde sprechen:

Schultheiß, Bürgermeister und die Richter zu Ebingen bekennen: vor ihnen erschienen in offen verbannten Gericht die ehrsamten, weisen Schultheiß, Bürgermeister, Richter und die ganze Gemein-

de zu Balingen durch ihre Botschafter und Gewalthaber an einem Teil und Amtmann und gemeine Maier des Dorfs Laufen durch ihre Gewalthaber andernteils. Die von Balingen lassen durch ihren Fürsprecher und Ratgeber nach Form des Rechts reden, die von Laufen unterstünden sich, von ihnen einen Zoll zu fordern, wenn sie zu Holz oder Wald fahren, während sie bisher diese Wege ohne Zoll gebraucht hätten länger, denn jemand denken könne. Dagegen sagen die von Laufen auch durch ihren Ratgeber und Fürsprecher, ihnen sei der Zoll von unserem gnädigen Herrn von Württemberg gegeben; niemand sei davon befreit. So hätten auch etliche von Balingen und besonders der Stengel, so oft er den Weg gebraucht habe, den Zoll widerlegt. Sie hofften, wenn die von Balingen vom Zoll frei sein wollten, sollten sie ihnen das rechtlich absetzen. Nach dem Verhör des Vortrags beider Parteien „haben wir zu der merer urteil erkennt und gesprochen, wöllen die von Balingen zols fry sin, so sollen sy daz den von Louffen absetzen. So hond wir zu der mynder urteil erkennt und gesprochen, dieweil die von Balingen so lanng in der besitzung gesin sind, das denn die von Louffen den(en) von Balingen das absetzen sollen. Söllich minder urtail haben die von Balingen nach unser stattrecht herkommen und gewonhait gen Vilingen für bürgermeister und rät gezogen. Dieselben zu Vilingen haben in irem rat der yetz gemelten minder urtail mit irem rechtlichen spruch volg tan (= Folge getan) und uff vorderung der(er) von Balingen ward inen dir (= dieser) urteils-brief mit unserm der gemain stat Ebingen anhangenden insigel besigelt“.

An diesem Verfahren wird deutlich, wie wenig gefestigt bei uns noch am Ende des 15. Jahrhunderts die Rechtsverhältnisse waren. Daß man sich innerhalb des württembergischen Territoriums darüber streiten konnte, ob in Laufen ein Zoll erhoben werden dürfe, scheint uns eine unmögliche Vorstellung zu sein. Aber um 1480 waren hierzulande viele rechtlichen Dinge nicht schriftlich niedergelegt. Hätten die Laufener eine Urkunde der Grafen von Württemberg vorlegen können, so wäre der Streit rasch beendet gewesen, ja, er wäre gar nicht entstanden. Umgekehrt war auch die angebliche Zollfreiheit der Balinger noch in keinem Lagerbuch oder anderen Dokument verbrieft. Die Schaffung klarer Rechtsverhältnisse, meistens unter Straffung der herrschaftlichen Ansprüche, wurde um 1500 nicht bloß in Württemberg energisch vorangetrieben. Für das Amt Balingen ist 1496 das erste Lagerbuch verfaßt worden, in dem die Rechte des Herzogs in Balingen und den Amtsorten verzeichnet wurden. Die in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts gegründeten Universitäten unseres Raumes (Freiburg 1457, Tübingen 1477), ihre Lehrer und Schüler haben viel zur Festigung des Rechts (und zwar eines römisch und damit absolutistisch verstandenen Rechts) beigetragen. (In Klammer sei bemerkt, daß die Straf-

fung der herrschaftlichen Rechtsansprüche erhebliche Mitschuld am Ausbruch des sog. Bauernkriegs von 1525 hatte).

Bei gespaltenem Urteil der Richter hat man in älterer Zeit nicht ohne weiteres der Mehrheit recht gegeben, auch nicht eine herrschaftliche Oberinstanz angerufen, sondern die Sache an einen Oberhof gezogen. Das war für Ebingen das Stadtgericht Villingen, weil einmal von dort das Ebinger Stadtrecht gekommen war. In unserem Fall zieht nicht die Ebinger Minderheit, sondern Balingen, das an einem günstigen Entscheid natürlich interessiert ist, den Fall vor das Villingener Stadtgericht und hat damit Erfolg; die Villingener Richter bestätigen das Urteil der Ebinger Minderheit als richtig. In Villingen haben sich anscheinend über diesen Fall keine Akten erhalten, wie mir vor etlichen Jahren der damalige Stadtarchivar Prof. Revellio mitteilte, ja, dort war überhaupt nicht bekannt, daß Villingen für das Ebinger Stadtgericht Oberhof war. Da die Balinger den Fall vor das Villingener Gericht brachten, ist nicht ganz sicher, jedoch anzunehmen, daß man dort das Protokoll der Ebinger Verhandlung vollständig zur Hand hatte.

Die Laufener beruhigten sich übrigens nicht bei dem Urteil der Ebinger und Villingener Richter, sondern appellierten noch an das Stuttgarter Hofgericht. Dieses befand aber, zu Ebingen und zu Villingen sei wohl geurteilt worden, die von Laufen hätten übel appelliert. Sie wurden zur Ruhe gewiesen. Die Institution der Oberhöfe endete in Württemberg um 1500. Damals beschwerten sich die Ebinger (in einer undatierten Urkunde), daß man ihnen den Zug nach Villingen verwehre, er sei billiger gewesen als der Weg zu den herrschaftlichen Obergerichten; aber der Protest blieb wirkungslos.

Im Vergleich mit dieser Gerichtsverhandlung von 1483 wird deutlich, wie verhältnismäßig modern der erst dargestellte Rechtsstreit von 1581, also nur hundert Jahre später, gewesen ist. Im Jahr 1483 sind viele Rechtsverhältnisse noch nicht schriftlich fixiert, kann ein Streit zwischen zwei Gemeinden vor das Stadtgericht einer Nachbarstadt gebracht werden (hundert Jahre später wäre ein herrschaftlicher Beamter, wohl der Obervogt, beauftragt worden, genaue Informationen einzuholen und der Regierung zu berichten, und sie hätte dann entschieden) und wird bei einem zwiespältigen Urteil eines Stadtgerichts das Gericht einer anderen (in diesem Fall nicht einmal württembergischen) Stadt als Oberhof angerufen (bekanntlich gibt es heutzutage gelegentlich bei den höchsten deutschen Gerichten zwiespältige Urteile, bloß fehlt dann ein Oberhof). Der Staat wirkt 1483 noch sehr im Hintergrund; das Leben, auch das Rechtsleben, ist weitestgehend von den örtlichen Gewalten bestimmt. 1581 bestimmt der Staat das Rechtsleben, der Übergang zum modernen Territorialstaat ist vollzogen.

Vom Heufeld der Zollernalb

Von Fritz Scheerer

Das Heufeld auf der Hochfläche der Hohenzollernalb bei Ringingen und Salmendingen hat wohl seinen Namen daher, daß auf ihm früher nur Heu, aber kein Ohmd geschnitten wurde. Ähnlich wie auf den vielen „Heuberg“ im Albvorland diente das „Heufeld“ nach dem Heuet als Weide. Unser Heufeld war Weide für die Orte Salmendingen, Ringingen, Jungingen und Talheim.

Schaut man auf dem Kleinen Heuberg vom Britzheimer Wasserturm nach Südosten, Osten oder Nordosten, so steigt zur Sommerzeit über den Ackerfluren mit ihrem lichten Gelb der Kornfelder und den üppigen Obstwäldern über dem Albvorland der beherrschende Stufenrand der Alb von der oberen Donau bis Mössingen auf, der der vorgelagerten Landschaft Größe und Glanz verleiht. Über einem Sockel im Braunjura, wo bis zum Dreifürstenstein dunkle Nadelwälder Heimatrecht haben, krönt eine Steilwand die in der Abendsonne leuchtenden Felsen der wohlgeschichteten Weißjurakalke (ß). Der noch nicht ganz vernarbte Bergschliff zu Füßen der gleißenden Sonnenfelsen verrät, daß auch Berge und Felsen nicht für die Ewigkeit geschaffen sind.

Hat man auf einem der gepflegten Albvereinswege von Bisingen oder von Beuren die Höhe erreicht, so zeigt sich nach Südosten die Schaubühne mit einem Schlag verändert. Das Waldgebirge ist verschwunden. Mit Überraschung sehen wir auf der Höhe eine breite Schichtfläche sich ausdehnen, meist Ackerfeld, dazwischen steinige Weiden, wenig Wald, kein fließendes Wasser, wenig Ortschaften. Dieser breite Streifen, der den Rand des Traufes säumt, wird von den Beta-Kalken gebildet und dehnt sich beiderseits des Starzeltales aus. Im Onstmettinger „Heufeld“ (890 m), in „Schnait“ (= Durchhieb durch den Wald, 850 m) und im „Ehresfeld“ hat er eine Breite von 2-3 km. Jenseits des Starzel- oder Killertales (Name von Killer = Kilwiler = Kirchweiler) folgt das bekannteste Beispiel der Beta-Schichtfläche, das 8 km breite „Heufeld“ (800-900 m) bei Ringingen, dessen Fläche im Südosten von Zeugenbergen der Kuppenalb des Salmendiger Rückens begrenzt wird und in der der Kornbühl (886 m,

Salmendiger Kapelle), der „Bühlberg“ (865 m) und über Ringingen der „Nehberg“ (878 m) aufragen. Dieser Beta-Stufe vorgelagert liegt in einer Schichtmulde als Zeugenberg der Farenberg, während die nach Nordosten anschließende mittlere Alb durch starke Zertalung und durch die bis zum Steilrand vorreichende Delta-Fläche gekennzeichnet ist.

All diese Schichtflächen, so auch das Heufeld, sind in hohem Maße von dem widerständigen Gestein abhängig, die des Heufeldes von den 50-60 m mächtigen, klüftigen Wohlgeschichteten Kalken (ß), die sich im Heufeld nach Südosten abdachen (1,4 %) („Schluchten“ 838 m, bei Ringingen 785 m). Sehr schön sehen wir die Landschaft vom Raichberg nach Südosten fallen.

Wie kommt es nun, daß wir hier in der Südwestalb solch große Beta-Flächen haben? Seit dem Rückzug des Jurameeres wurde der alte Meeresboden gehoben und wurde Landoberfläche (Feldberg mit Grundgebirge 1500 m, bei Winterlingen Küstenlinie des Tertiärmeeres 770-780 m). In den letzten 20 Millionen Jahren muß die Südwestalb durch den sogenannten Schwarzwaldschild stark angehoben worden sein. Die der Donau zuströmenden Flüsse (Bära, Schmichea, Lauchert usw.) konnten auf den nach Südosten einfallenden Schichten des Schichtgebäudes stark abtragen, so daß diese einst großen Gewässer die Bankkalk abtragen und eine Terrasse ausbilden konnten. Das Heufeld ist also eine Fläche, die durch die Ur-Fehla und Ur-Lauchert herauspräpariert wurde. So mag hier die Abtragung 300-400 m betragen haben. Also eine gewaltige Leistung! Und vergleichen wir damit das, was heute geschieht, dann wird uns erst klar, wie lange Zeit es gedauert hat. Über 100 Millionen Jahre! Denn die Talbildung

setzte erst ein, als sich das Jurameer nach Süden zurückzog. Das war vor 140 Millionen Jahren.

Die Ur-Fehla

Das Einfallen der Schichten nach Südosten hat auch den Verlauf der Flüsse und Täler begünstigt. Auf der im Nordosten am höchsten gehobenen Alb war die Abtragung am stärksten. So trug das ausgehende Heufeld bei Ringingen auch einmal rund 300 m mittleren und oberen Weißjura. Dieser wurde vom fließenden Wasser nach Südosten talab verfrachtet. Je mehr unsere Landschaft gehoben wurde, desto mehr Gefälle hatte das Wasser, desto rascher konnte es ausräumen. Die Schuttmassen wurden als Nagelfluh im Mündungsgebiet der Ur-Fehla abgelagert (Inneringen, Emerfeld, Billafingen usw.).

Unsere Fehla war ein großer Fluß, ja sie war der Hauptfluß der Gegend. Das können wir auch beweisen. Wandern wir von Burladingen nach Westen, so durchschreiten wir ein sehr weites Tal, das unten 500 m, oben über 2 km breit ist, in dem aber ein Fluß fehlt. Die heutige Fehla, deren Tal versumpft ist, entspringt erst südlich Burladingen. Um eine solche große Pforte im Gebirge zu schaffen, muß einst ein stattlicher Fluß, größer als die heutige Lauchert unterhalb Hettingen, hier durchgeflossen sein. Das Quellgebiet der Ur-Fehla lag im unteren Weißjura auf der viel weiter nach Nordwesten reichenden Alb. Erst lange nach dem Einbruch des Rheintalgrabens konnte sich die Starzel über Hechingen rückwärts einschneiden und den ganzen Oberlauf der Fehla erobern. So ist die große Talwasserscheide zwischen Hausen und Burladingen entstanden und damit ein günstiger Übergang über die Alb geworden (Bundesstraße 32 und Hohenzollerische Landesbahn), auf der schon die Römer ein Kastell anlegten. Durch die Verluste der Fehla wurde die Lauchert der Hauptfluß. Sie gibt daher heute dem Tal bis zur Mündung in die Donau den Namen.

Der Kornbühl

Der auf dem Heufeld aufsitzende kegelförmige Kornbühl mit der Salmendinger Kapelle zur hl. Anna schaut weit ins Land hinaus. Von den Umwohnern wird er Kornbühl genannt. Er konnte sich erhalten, da er eine Kappe widerstandsfähiger Bankkalke (O) trägt, ähnlich wie die andern Zeugenberge oder Auslieger um Salmendingen und Melchingen. Diese konnten der Abtragung Widerstand leisten. Die St. Anna-Kapelle auf dem Bergkegel des

Kornbühls ist eine aus dem 16. Jahrhundert stammende Wallfahrtskapelle. Sie wird erstmals 1507 in einer Urkunde des edlen Peter Schwelher von Straßberg genannt, der als letzter seines vom Wielandstein bei Oberlenningen stammenden Geschlechts Priester geworden war (Hohenz. Jahresh. 1938). Auf dem Berg hauste 1705 ein Eremit, vorübergehend auch ein Mesmer. Am St. Annatag wurde das Kirchlein in Prozession besucht, wobei die Pilger Holzschelte oder Reisigbüschel hinauftrugen, um den Einsiedler mit Brennmaterial zu versorgen.

Der Renaissancealtar stammt aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts. Ihn schmücken die Statuen der Patronin, einer Annaseldrit, Veronikas und Wendelins. Im Antependium ist ein Holzrelief mit der Darstellung der Fußwaschung (1762), möglicherweise von J. Christian. Eine Madonna aus der Zeit um 1610 wurde vor Jahren gestohlen und mußte ersetzt werden. Die Kreuzwegstationen am Fußweg entlang zum Kegelberg wurden 1885 angelegt.

Alte Wege übers Heufeld

Am Nordfuß des Kornbühls verlief der „Althechinger Weg“, auch Heerstraße genannt, von Hechingen über Salmendingen und weiter zur Donau. Jakob Frischlin erwähnt ihn in seinem Gedicht „Hohenzollerische Hochzeit“. Ein anderer Weg, der noch als Feldweg besteht, führte von der Kapelle am Friedhof von Ringingen ein Stück weit die Salmendinger Straße „bis zu Karles Kreuz und dann weiter am Hechinger Kreuz vorbei bis auf die Hechinger Staig“ (J. A. Kraus). Dieser Weg wurde früher viel gegangen und wurde vom Postboten in der Woche zweimal hin und zurückgelegt von Stetten im Laucherttal über Ringingen nach Hechingen (Hechinger Weg). Die Briefträger hatten somit eine große Strecke mit bedeutenden Höhenunterschieden zurückzulegen, bei einem kärglichen Lohn.

Für die Wegführung war der zierliche, wie aus der Drehbank geformte Bergkegel ein guter Richtpunkt. Herrlich ist der Ausblick über das Heufeld zu den Waldhöhen um Burladingen (Hohe Wacht, Titusköpfe, Monk, Köbele). Den großartigen Hintergrund bilden bei klarem Wetter die Alpen (Säntis, Hochvogel). Prächtig erhebt sich im Westen der Hohenzoller und der Raichberg, und dahinter baut sich der Schwarzwald auf. Weit reicht der Blick ins Neckarland. Das Wahrzeichen des Heufeldes mit seinem Kirchlein ist daher in den Sommermonaten ein beliebter Aussichtspunkt.

ordensmeister Jörg Schilling von Cannstatt, daß die Amtsleute von Rosenfeld ihn an der Verleihung der Pfarrei verhindert hätten, obwohl er sich schon 1548 erbotten habe, sich nach katholischen Priestern umzusehen. Interimpfarrer war wohl M(agister) Marx Simeon.

1551 wurde Severus Berschein Pfarrer in Rosenfeld. Während seiner Abwesenheit als Klosterpräzeptor in Alpirsbach wurde seine Stelle durch einen Amtsverweser Diacon Kaspar Ostertag (1559-64) versehen. 1565 erkaufte er die Behausung der Frauenkaplanei und heißt ausdrücklich Pfarrer in Rosenfeld. Seine Frau heißt als Gevatterin 1571 die „alte Pfarrin“ (Bossert: Blätter d. Württ. Kirchengeschichte, 1934).

Seit der Reformation war dem Pfarrer zu Rosenfeld ein Diakon beigegeben, zu dessen Besoldung das Vermögen der Isinger Frühmesse gehörte. Die Diakone wechselten sehr rasch (1551 Jörg Gümperlin, 25. 1. 1555 Peter Orth, 10. 9. 1555 M. Joh. Schwägerle, 1556 Georg Weihenrecht, 1557 Caspar Ostertag). In Rosenfeld saß nach der Reformation ein Heiligenvogt, der das Vermögen der Heiligenvogtei verwaltete. Durch zwei Rosenfelder Bürgermeister schickte der Vogt 1535 alles, was an Gold und Silber im Amt in den Kirchen vorgefunden wurde, an die herzogliche Münze zur Bezahlung der Landesschulden. Es waren 26 Kelche und ebenso viele Patenen (Teller für Hostien usw.), 26 silberne, am Rand kupferne Spangen von Meßgewändern, zwei vergoldete Kreuze. Alle anderen Ornamente, wie Meßgewänder und was nicht von Gold und Silber war, wurde vom Vogt in Verwahrung genommen. Es waren über 75 alte und neue Meßgewänder in den verschiedensten Farben und sechs kupferne Monstranzen. In Rosenfeld blieben nur zwei Kelche, in den anderen Orten einer.

(Fortsetzung folgt)

Gundelrebe

(Glechóma hederacea)



Die Gundelrebe oder Gundermann, wie sie auch genannt wird, erscheint als zierliches, bescheidenes Pflänzchen schon im März in unseren Gärten und an Weg- und Wiesenrändern. Auch in Hecken und Gebüsch, die nicht zu trocken sind, tritt sie auf. Ihr Stengel legt sich am Boden entlang, bildet kleine Knoten, an denen sich erneut Wurzeln bilden und aus denen nach oben Äste aufsteigen, die in den Blattachsen licht- und rotviolette Blüten tragen. Sie sind kurz gestielt und in Scheinquirlen angeordnet (Lippenblüten). Die länger gestielten Blätter sind rund nierenförmig und leicht eingekerbt. Das Pflänzchen hat einen angenehm würzigen Geruch, was auf ein ätherisches Öl hinweist. In der Volksheilkunde wurden gequetschte Blätter zum Heilen von Wunden verwendet. Außerdem enthält die Gundelrebe Gerbstoffe, die zur Behandlung von Durchfällen geeignet sind. Sie ist ein unscheinbares Geschöpf unserer Natur mit wirksamen Kräften.

Kurt Wedler

Die Reformation auf dem Kleinen Heuberg

Von Fritz Scheerer

Nach Luthers Thesenanschlag an der Schloßkirche in Wittenberg geriet auch die Bevölkerung des Kleinen Heubergs in Bewegung. Hinzu kam noch die Vertreibung Herzog Ulrichs 1519 und damit das damalige Württemberg unter österreichische Verwaltung, die den Abfall vom alten Glauben verhindern wollte, wie aus allerlei Verboten und Erlassen zu ersehen ist. Erst nach der Rückkehr des Herzogs im Jahre 1534 wurde die Reformation offiziell eingeführt.

Das Amt Rosenfeld wurde endgültig 1317 von den Herzögen Konrad und Ludwig von Teck an Graf Eberhard von Württemberg abgetreten. Es umfaßte um 1300 neben Isingen und der Stadt Rosenfeld die Orte Leidringen, Bickelsberg, Brittheim, Beuren (abg.), Vöhringen, Bergfelden, Wittershausen, Renfrizhausen, Trichtingen, Aistaig, Weiden, halb Tübingen und Ostdorf, das von Württemberg nach 1403 zum Amt Balingen, der ehemaligen Schalksburg-herrschaft, gezogen wurde.

Der Martinskirche in Isingen, das 786 erstmals urkundlich erwähnt wird, kam im Mittelalter eine besondere Bedeutung zu. Erst die Gründung der Stadt Rosenfeld um 1250 im Anschluß an den Bergsporn zwischen Weingartenbach (ursprünglich Winterbach) und Stunzach hat dem zentralen Dorf Isingen die alte Bedeutung genommen. Bald verlor es den Pfarrsitz und geriet auch sonst in Abhängigkeit von der Stadt. Nominell blieb zwar Isingen bis zur Reformation Sitz der Pfarrei. Doch wohl schon zu Ende des 14. Jahrhunderts wurde der Sitz der Pfarrei nach Rosenfeld verlegt, so daß 1379 zur Versorgung des Dorfes auf den Marienaltar der Martinskirche eine Frühmesse gestiftet wurde. Nach der Reformation übernahm der Rosenfelder Diakon die kirchliche Versorgung von Isingen. Er predigte hier alle Sonntage und nahm Taufhandlungen und Begräbnisse vor. Erst 1868, als das Rosenfelder Diakonhaus abgebrannt war, wurde Isingen Sitz des Diakons und erhielt im Jahr darauf wieder eine eigene Pfarrei.

Rosenfeld, ursprünglich kirchliche Filiale von Isingen, hatte im 14. Jahrhundert vier Meßpfründen, deren Lehenschaft wie die der Pfarrei nach dem Aussterben der älteren Herren von Rosenfeld ganz in der Hand der Rottweiler Johanniterkommende lag, an die 1299 Werner von Zimmern den Kirchensatz samt dem zugehörigen Maierhof verkauft hat. Damals war Berthold von Lupfen Kirchherr.

Die Katharinenpfründe wurde 1328 von Graf Ulrich von Württemberg gestiftet. Etwas jünger scheint die Frühmesse (St. Johannes und St. Katha-

rina) zu sein, die nach dem Lagerbuch von 1558 durch Bischof Hugo 1528 bestätigt wurde. Als Frühmesser wird 1508 Johannes Löw genannt und 1534 hat sie der Pfarrer inne.

Die Frauenkaplanei ist von Hans Ruckenbrot und seinem Vater Hans gestiftet, wann ist nicht gesagt. Genannt wird sie 1470/84. 1534 besitzt diese von seinen Voreltern gestiftete Kaplanei Anselm Sterer aus Balingen, der 1505 mit ihr belehnt wurde.

Wohl in der Mitte des 14. Jahrhunderts stifteten die Herren von Rosenfeld die St. Georgs-Kaplanei, die alte oder bessere Kaplanei genannt, die 1393 erstmals erwähnt wird. 1473 dotierte sie Junker Wolf von Rosenfeld (WR. 11777 und 11790). Seine Stiftung umfaßte ein Lehen mit Äckern, Wiesen, Gärten und Holz (Wald) und 14 Malter Roggen, 11 Malter Vesen, 8 Scheffel Korn. Dazu kamen noch Stiftungen von Bürgern, aus denen Jahrzeiten zu bestreiten waren, die mit acht Priestern begangen werden sollten (Lagerbuch 1558). Kapläne waren 1456-87 Erhart Lauther, 1498 Kaspar Butz, 1523-34 Aubrecht Heuberger (Heuberger) von Rosenfeld.

Eine weitere Pfründe bestand an der Steinbrunner Kapelle, die dem Hl. Nikolaus geweiht war. Die Kapelle wurde 1574 abgebrochen. Ihre Pfründe war schlecht ausgestattet, so daß sie nicht immer besetzt werden konnte. 1508 war Peter Gäbel Pfarrer, er hatte die „ecclesia“ in Rosenfeld zu versehen, die „Capella“ in Isingen Martin Vögeli. So wurde Rosenfeld zu Ende des 15. Jahrhunderts durch einen Pfarrer und vier Kapläne kirchlich versorgt.

Über reformatorische Bestrebungen vor 1534 liegen für Rosenfeld keine Nachrichten vor. Der in Rosenfeld ansässige Pfarrer hieß 1534 Martin Heuberger. Er stammte aus einem Rosenfelder Geschlecht. Am 1. April 1521 wurde er in Freiburg inskribiert und hatte 1525 die Pfarrei inne (Bossert). Sein Einkommen aus der Pfarrei und den zwei Frühmessen war auf 100 Gulden veranschlagt. Von Blarer, der die Reformation „Ob der Staig“ durchführte, wurde er nicht beanstandet. Er starb 1545. In der Zeit des Interims beklagte sich der Johanniter-

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen

Jahrgang 27

30. April 1980

Nr. 4



Flora unserer Waldschluchten

Von Fritz Scheerer

In den engen, tiefschattigen Schluchten an Quellen und Waldbächen, vor allem in den obersten Schichten des Braunen Jura und den untersten des Weißjura findet sich eine Pflanzengesellschaft, die als **Schluchtwald** bezeichnet wird. Am Nordhang des Zollern, in einer Schlucht beim Zollersteighof, bei Mariazell am Aufstieg zum Zellerhorn, am Nordhang des Raichbergs, östlich vom „Hangenden Stein“, im Naturschutzgebiet Untereck bei Laufen, am Schafberg usw., fast durchweg in nordwärts gerichteten steilen Runsen und Talanfängen liegen diese Standorte so tief, daß der weiter ansteigende Berg oder Fels die Plätze ganz oder zu einem großen Teil von der Besonnung ausschließt oder die Sonne nur bei hohem Stand in den Wald fallen läßt. Aber trotz des tiefen Schattens herrscht ein erstaunlich reiches und mannigfaltiges Leben.

Sehr hoch ist an diesen Standorten die Luftfeuchtigkeit. Das zeigen schon die Polster der zahlreichen Moosgesellschaften. Der Grund ist immer feucht oder wasserzäßig (Name „Wasserloch“ im Untereck), deshalb fehlt größtenteils die Buche. Das im Boden langsam nach unten drängende Wasser kann bei der starken Steigung des Geländes und der drainierenden Wirkung des mehr oder weniger steinreichen Untergrundes nicht stagnieren. Gelegentlich kann die Oberfläche über die Wasserverhältnisse des Bodens täuschen, aber man hört unter dem Boden das Wasser rauschen oder kommt wenige Meter tiefer eine Quelle zum Vorschein.

Im Boden überwiegt der grobe Gesteinsschutt der Weißjura-ß-Kalke über die Feinerde, die aus humusarmen Mergeln besteht. Wegen der allzu starken Neigung des Geländes können sich keine nennenswerten Mengen von Humus ansammeln. Im wesentlichen bleibt der Boden dauernd Rohboden, denn die harten Kalk- und Schwammfelsen des Weißen Jura liegen auf den schweren Tönen des Braunen Jura und dadurch bildet der Weiße Jura dauernd einen Steilhang. Immer wieder rutscht neuer Gesteinsschutt nach, meist langsam und unmerklich, manchmal aber in heftiger Weise, daß die Vegetation vernichtet wird. Die Assoziation sitzt auf kalk- und nährstoffreichem Rohboden.

Luftfeuchtigkeit, Bodenfeuchtigkeit und Nährstoffreichtum des Bodens geben der Pflanzengesellschaft den Charakter einer Hochstaudenflur (s. Bild). Im Hochsommer sind es einige Schirmträger wie der Geißfuß (*Aegopodium podagraria*), die Engelwurz (*Angelika silvestris*), die Brennessel (*Urtica dioica*), das Silberblatt (*Lunaria rediviva*). Während oben das Träubchen noch blüht, hat sich beim

Hexenkraut (*Circaea lutetiana*) bereits eine Anzahl zierlicher Häkelfrüchtlein entwickelt, die sich bei Tier und Mensch an Fell und Kleider hängen und auf diese Art die gewünschte Verbreitung finden.

In den Schluchten des Braunen Jura macht sich die Erle (*Alnus glutinosa*) und die Esche (*Fraxinus excelsior*) besonders geltend, während in solchen des Weißjura Bergahorn (*Acer pseudoplatanus*) und die Ulme (*Ulmus campestris*) stärker hervortreten.

Im Frühling prangt in den Schluchten die Große Schlüsselblume, „Badenke“, (*Primula elatior*) und die Gelbe Anemone (*Anemone ranunculoides*). Das unscheinbare Milzkraut (*Crysosplenium alternifolium*) breitet seine Rasen aus. Bald wuchert auch, ganze Halden mit üppigem Saftgrün überziehend, der Bärlauch (*Allium ursinum*), daneben der Aron (*Arum maculatum*), die Mandelwolfsmilch (*Euphorbia amygdaloides*), verschiedene Lippenblütler (*Lamium maculatum*, *L. haleobdolon*), später der Waldziest (*Stachys silvaticus*) mit seinen purpurroten Blüten, die schöne Aderung der Unterlippe zeigend. Wenn er verblüht ist, lugen deutlich schwarze Samen aus dem Grunde der meist zu sechs in einem Quirl beisammen stehenden Kelche. Mächtig breitet die Pestwurz (*Petasites albus*) ihre großen Blätter aus. Da steht das Kräutlein „Rührmichnichtan“, das Springkraut (*Impatiens noli mi tangere*), in tropischer Üppigkeit mit seinen gelben Blütentütchen. Feuchtigkeitsliebend sind das Scharbockskraut (*Ranunculus ficaria*) und die Bachnelkenwurz (*Gemum rivale*). Der Geißbart (*Aruncus silvester*) mit seinen stolzen, zartduftenden weißen Blütensträuben in den Schluchten des Braunen Jura ist ebenfalls feuchtigkeitsliebend.

Die Reformation auf dem Kleinen Heuberg

Von Fritz Scheerer (Schluß)

Die St. Georgskapelle in **Bickelsberg**, die zur Pfarrei Leidringen gehörte, wird 1322 erstmals erwähnt. Sie wird vom damaligen Ortsherren, dem Schwarzwaldkloster St. Georgen, errichtet worden sein. 1505 wurde die Kaplanei in eine Pfarrei umgewandelt und neu dotiert. Die Präsentation der Kaplanei bzw. Pfarrei stand dem Kloster zu. 1534 nominierte und präsentierte Württemberg den Pfarrer dem Prälaten von St. Georgen zur Bestätigung. Pfarrer waren seit 1533 Veit Walter, der als Kaplan

In den Schluchten des Weißen Jura sind zwei Kräuter Leitpflanzen ersten Ranges: die übermannsgroße Waldkardede (*Dipsacus pilosus*) mit kugeligen grauen Blütenköpfchen und die Breitblättrige Glockenblume (*Campanula latifolia*). Dazu kommen noch ein paar weitere, die auch in den andern Waldformen auftreten können, wie die Astranzie, der Gelbe Eisenhut (*Aconitum lycoctenum*) und der Türkenbund (*Lilium martagon*). Sind die Schluchten eng und schattig, so ist die Feuchtigkeit überaus stark. Selbst an regenlosen Tagen trieft alles von Nässe. Schon im September reicht die Mittagssonne nicht mehr aus, den Tau abzutrocknen. Sehr charakteristisch ist auch das Auftreten von gefleckten Blättern an den verschiedensten Pflanzen.

Sind die Wände felsig, so sind einige wenige Blütenpflanzen für die Felsschluchtbestände bezeichnend, wie die Charakterpflanze der Alb, die Sandkresse (*Arabis arenosa*) mit blaßvioletten Blüten und die weitverbreitete Schuttpflanze, das Ruprechtskraut (*Geranium Robertianum*), der Mauerlatich (*Lactuca muralis*), die Stachelbeere (*Ribes grossularia*). Die Goldnessel läßt allenthalben ihre klafferlangen Laubsprossen anmutig über die Felswände herabhängen. Waldblaukraut (*Galium silvaticum*) und Baldrian (*Valeriana officinatus*) sind an den schattigen Felsen regelmäßig anzutreffen. An Sträuchern findet sich die Alpenjohannisbeere (*Ribes alpinum*) mit ihren hängenden Zweigen. Eine Leitpflanze ist der Kälberkropf (*Anthriscus silvestris*). Besonders wohl fühlen sich hier die Farne: Widerton (*Asplenium trichomanus*), Blasenfarne (*Cyrtopteris filix-fragilis*), Engelsüß (*Polypodium vulgare*) und die edle Hirschkunze (*Scolopendrium vulgare*) mit ungeteiltem Blatt, ein ungewöhnlicher Fall bei den Farnen. Noch regelmäßiger treten an tiefschattigen Wänden der Felsschluchten, in die sich nie ein Sonnenstrahl verirrt, Moose auf. Hier feiern sie ihre Feste. In unzähligen Stockwerken baut sich an den Wänden *Nekera crispa*, dazwischen die niederhängenden schwärzlichen oder gelblichen Büschel der *Anomeden*-Arten, auch das zierlich gefiederte *Hypnum molluscum* neben einer Menge anderer Moose, die die Stellen überkleiden, an denen das Regenwasser herabzurieselnd pflügt.

Fast alle Standorte in den Schluchten sind sehr windstill. Pflanzen mit Flugfrüchten treten daher zurück. Auch der Lichtgenuß ist gering. Bezeichnend sind für viele Arten weiße und hellgetönte Blüten (Zwergholunder, Silberblatt/Mondviole, Springkraut, Bärlauch usw.). Zusammenfassend kann festgestellt werden:

1. In der Baumschicht treten Esche, Ahorn und Ulme auf.
2. In der Strauchschicht sind es vor allem die Holunder und die Stachelbeere.
3. Neben den Charakterarten der Pflanzengesellschaften der Schluchten hebt sich aus den Begleitern heraus: Brennessel, Klebkraut, Geißfuß.
4. Es fehlen vor allem Knollengewächse, darüber hinaus Charakterpflanzen und Begleiter des Buchenwaldes und die Arten feuchter humusreicher Böden wie Schachtelhalme, Ehrenpreis, Schlingbaum (*Viburnum*).
5. Die Lage der Bestände, vorwiegend am Steilhang unserer Berge, der die vorherrschenden Winde zum Aufsteigen zwingt, sichert der Gesellschaft neben einem Jahresniederschlag von etwa 800 mm eine hohe relative Luftfeuchtigkeit, wie sie den Bedürfnissen der meist großblättrigen Pflanzen entspricht.

nach Leidringen kam, und dan 1552 Anselm Sterer, der einstige Frauenkaplan zu Rosenfeld. Während des Interims war er seines Amtes enthoben. Er legte in Bickelsberg das erste Taufbuch an.

1556 wurde ein Pfarrhausneubau nötig. Hans Konrad von Frauenberg (Gemahl von Sophie, der Schwester Ursulas von Rosenfeld) und Johann Pürling, Untervogt in Rosenfeld, baten daher den St. Georger Abt um eine Beisteuer. Doch erst 1579/80 konnte unter Pfarrer Molitor ein Haus erbaut

werden „mit sehr ausgedehnten Stallungen, Scheune und Futterräumen, dagegen mit sehr bescheidenen Wohnräumen, einer Stube und einem Nebestüblein“. Das Haus wurde dann bei dem Tod des Pfarrers (um 1590) von der Gemeinde übernommen und gegen das alte Pfarrhaus vertauscht.

Die Pfarrer waren 1562 M. Konrad Pfeyll, 1565 M. Caspar Scharpff, 1569 Andreas Beck, ihm folgte Joh. Müller (Molitor).

Die Pfarrei **Brittheim** wird erstmals 1275 erwähnt. Die Pfarrer zu Beginn des 16. Jahrhunderts waren 1508 Georg Zafelstein, 1510–1534 bzw. 1542 Jakob Heuberger (s. oben) aus Rosenfeld. Zwischen 1542 und 1545 wurden die Pfarreien Brittheim und Bickelsberg vereinigt. 1550 starb Heuberger in dem neubauten Pfarrhaus, das 1560 leerstand und zunächst zur Lagerung der Zehntfrüchte benutzt und dann 1624 verkauft wurde.

Auch die Pfarrei **Bubenhofen** wird erstmals 1275 erwähnt. Zu ihr gehörten die Burgbewohner, die Müller des Stunzachtles und einige Häusler. Württemberg führte gegen den Willen der katholisch gebliebenen Herren von Stotzingen die Reformation durch, indem man sich darauf berief, die Kirche stehe eindeutig auf württembergischem Territorium. Die Pfarrei blieb aber unbesetzt und wurde schließlich das Pfarrhaus verkauft. 1559 gab Jakob Heuberger von Rosenfeld aus dem von ihm erkaufte Häuslein, Scheuerlein, Gras- und Krautgarten 10 Schilling Urbarzins (Württ. Vierteljahreshefte 1882). Die Kirche war schon 1563 fast ganz verfallen und um 1690 nur noch ein Steinhäufen.

Die **Leidringer St. Peterskirche**, auf der Stelle eines römischen Gutshofes, wird 1179 erstmals erwähnt. Der Kirchensatz gehörte damals dem Kloster St. Georgen, das auch den halben Großzehnt besaß. Der Pfarrei gehörten zwei Leidringer Lehen. Sie bezog Gülden aus Bickelsberg und Zehnten aus Rosenfeld. Besetzt wurde sie nach der 1535 durchgeführten Reformation von Württemberg und wurde 1547 dem Dekanat Balingen zugeteilt. Ab 1824 kam sie dann zum Dekanat Sulz. Ende des 15. Jahrhunderts hatte sie einige tüchtige Pfarrer wie camerarius Thomas Pflüger, den Stifter einiger Pfründen in der Sulzer Gegend. 1534 hat die Pfarrei Christ Mayer von Leidringen inne, der nach Bossert geblieben ist. Bis 1505 war Bickelsberg nach Leidringen eingepfarrt. Zwischen 1535 und 1543 wurden Kleinenzimmern (abg. im Schlichemtal), Rotenzimmern und Täbingen, deren Mutterkirche Gößlingen katholisch blieb, der Leidringer Pfarrei zugeteilt. (s. unten). 1570–72 gab jede Hofstatt dieser Orte dem Pfarrer drei Viertel Vesen und ein Viertel Hafer.

Eine Frühmesse auf den Marienaltar der Pfarrkirche wird 1423 erwähnt. 1450 wird sie von Kaplan Klaus Fridinger, 1508 von Konrad Schappel versehen. 1533 hat sie Witt Walter inne. Von diesem wird später berichtet, er habe konvertiert und sei auf dem Weg nach Rosenfeld erschlagen worden, der Täter sei entkommen. (StA. Ludwigsburg ältere Kirchenakten 1606). Das Frühmesßhaus wurde 1556 an Michel Mayr verkauft um 20 Gulden und eine jährliche Abgabe von zwei Scheffeln Haber und einer Fastnachtshenne. Das Haus brannte 1558 ab.

Die neue Kaplanei zum Hl. Kreuz wurde 1505 von Pfarrer Thomas Pflüger und seinen Erben gestiftet (s. oben). 1508 ist Martin Pflüger Kaplan, 1533 erhielt Hans Sitterlin die Kaplanei. Das Kaplaneihaus wurde ab 1558 als Schulhaus benutzt. Mit der Reformation wurden beide Kaplaneien aufgelöst und ihr Vermögen der Geistlichen Verwaltung Rosenfeld zugewiesen. **Täbingen** gehörte zur Pfarrei Gößlingen, die seit 1346 dem Kloster Alpirsbach einverleibt war (s. oben). Ein Helfer betreute seit 1424 die Filialorte, für dessen Unterhalt auch Täbingen beitragen mußte (OAB. Rottweil). Der Flurname „Kilchsteige“, seit dem 17. Jahrhundert fälschlich in „Kirnsteige“ umgeformt, erinnert noch an die alte kirchliche Verbindung. Täbingen wurde evangelisch und nach Leidringen eingepfarrt, während Gößlingen wie wenige altwürttembergische Orte katholisch blieb. 1543 berichtet der Rosenfelder Vogt Ulrich Motzbeck, man halte hier noch Messe „wie im Papsttum, aber es möchte wohl abgestellt werden“. Man wollte aber die Pfarrei Gößlingen nicht durch Abspaltung weiterer Filialen schädigen. Die Gößlinger hatten die ehemalige Abhängigkeit Täbingens von ihrer Kirche nicht so rasch vergessen. Noch 1722 berichtet der Täbinger Vikar, daß die Gößlinger „Katholiken mit Kreuzen und Fahnen über den Täbinger Ösch gezogen seien und mit ihren Zeremonien und mit gewissen Gebeten und Gesängen das württembergische Territorium verletzt (verletzt) hätten“ (Extrakt aus den Jahresgerichtsprotokollen von 1772). Mit der Mutterpfarre Gößlingen blieb **Zimmern unter der Burg** katholisch und war bis 1840 Filiale der Pfarrei Gößlingen. Der Helfer des Leutpriesters versorgte Zimmern. Dafür wurden aus jedem Haus zwei Viertel Vesen und ein Viertel Haber gegeben. Im hohenbergischen, seit 1381 österreichischen **Binsdorf** wurden die während der Reformationszeit aufgekommenen Neigungen zum Protestantismus rasch unterdrückt. Ein Kaplan wurde bestraft, weil er der neuen Lehre anhängen hatte. Die Nonnen mußten

verwarnt werden. Die Zeit brachte aber trotzdem viele Veränderungen. Die Katharinenkaplanei blieb ab 1540 meistens unbesetzt.

Erlaheim, das bisher zur Pfarrei Isingen-Rosenfeld gehörte, wurde der Pfarrei Binsdorf zugeteilt. 1388 wurde vertraglich festgelegt, daß der Rosenfelder Leutpriester jeden zweiten Sonntag sowie zu Weihnachten in Erlaheim die Messe lesen und die sonstigen Amtshandlungen vornehmen soll. Als aber die Johanniterpfarre Isingen-Rosenfeld evangelisch geworden war, hätten die Erlaheimer nach einem sagenhaften Bericht nirgends Anschluß an eine katholische Gemeinde gefunden und hätten daher ebenfalls zur Reformation übertreten wollen. Sie seien bereits im Begriff gewesen, im festlichen Zug zur Isinger Kirche zu pilgern. Als die Binsdorfer dies merkten, seien sie ihnen mit Kreuz und Fahnen entgegenggezogen und hätten so die Erlaheimer dem

alten Glauben erhalten. An der Stelle, wo sich die beiden Züge begegneten, habe man die drei jetzt noch stehenden Kreuze errichtet.

Sämtliche evangelischen Pfarreien des Kleinen Heubergs wurden am 1. August 1547 dem neu eingerichteten Evang. Dekanat Balingen zugewiesen, so daß dieses außer dem Kern des alten Oberamts Balingen auch Vöhringen, Aistaig und Flözlingen (im Eschachtal), sowie die Pfarreien Bergfelden, Bickelsberg mit Brittheim, Leidringen mit Rotenzimmern, Rosenfeld mit Isingen und Trichtingen umfaßte. Die Letzteren wurden 1824 an das Dekanat Sulz abgetreten, wie später auch Aistaig und Vöhringen, während Flözlingen 1878 zum Dekanat Tuttlingen kam. Lediglich Täbingen, das nach Auflösung des Oberamts Rosenfeld (1808) zunächst zum Oberamt Balingen, ab 1810 zum Oberamt Rottweil zählte, gehörte darüberhinaus kirchlich noch zum Dekanat Balingen.

Confessio – Krypta – Gruft

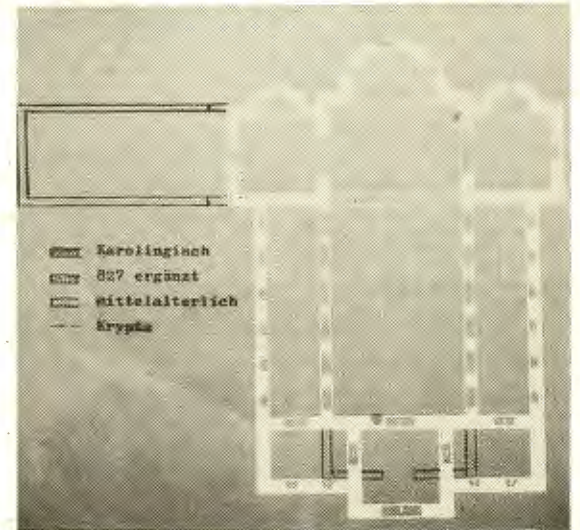
Über die Entwicklung der Krypta in den alten Kirchen

Das erhebende Gefühl, das den Menschen erfäßt, wenn er einen Berg mit einer umfassenden Weitsicht bestiegen hat, und das Glück, dort noch einen Sonnenaufgang oder -untergang zu erleben, gehört mit zu den Höhepunkten des Lebens, wo einen das Numinose zu berühren scheint, und wo man die Allmacht des Schöpfers zu spüren bekommt. Man könnte wohl in übertragenem Sinn mit den Knaben der „Zauberflöte“ in ihren Gesang einstimmen: „Dann ist die Erde ein Himmelreich und Sterbliche den Göttern gleich...“

Ganz anders, aber nicht weniger erhebend, kann das Erleben in der Kontemplation oder der Meditation sein, also im Abschirmen nach außen und im Versenken in ein mystisches, gottverbundenes Innenleben. Dazu kann das stille Kämmerlein, eine Kapelle, ein Kirchenraum und vor allem eine Krypta dienen, also ein abgeschirmter Raum, ein verborgener Raum. Das ist auch die Bedeutung des griechischen Wortes „Krypta“.

Da und dort begegnet man in alten Kirchen noch solchen Krypten, die fast alle aus vorromanischer oder romanischer Zeit stammen. In frühgotischer Zeit hat man begonnen, die dort aufbewahrten Reliquien in die Altäre der Kirchen heraufzunehmen und dort einzufügen. Deshalb sind auch manche alte Krypten zugeschüttet oder sonstwie für den Zugang gesperrt worden. Die Krypta hat sich wahrscheinlich aus den Märtyrergräbern der Katakomben entwickelt. Ihre früheste Form ist die „Confessio“, also das unter dem Hauptaltar im Chor angelegte Märtyrergrab oder das Grab des Gründers oder des Titelhiligen der Kirche. Beim Umschreiten des Altars konnte man durch eine Öffnung (Fenestella) zu dem Grab hinunterschauen. Erstmals ist eine solche Confessio aus dem Jahr 440 genannt.

Es wird auch die Ansicht vertreten, daß die Krypta aus unterirdischen keltischen Kultstätten hervorgegangen sei, vor allem in Irland. Dort sei sie von den irdisch-schottischen Mönchen weiterentwickelt und dann von ihnen bei uns in den Klosterkirchen eingeführt worden. Beide Ursprünge mögen zusam-



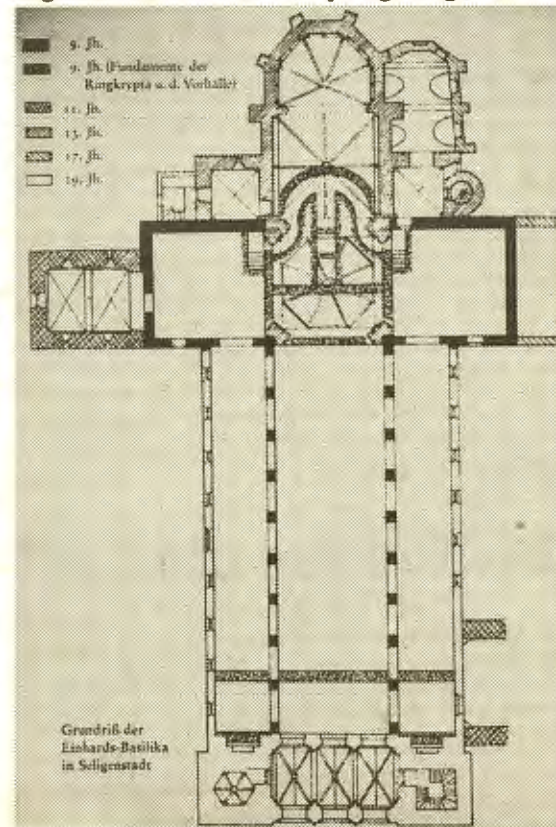
Michelstadt: Einhardsbasilika

mengewirkt haben. Nach der allmählichen Verdrängung des irdisch-schottischen Christentums, das teilweise noch an überlieferten keltisch-germanischen Glaubenselementen festhielt, hat sich wohl auch bei uns der römische Charakter der Krypta durchgesetzt, deren Bauweise aus der Confessio hervorging. In Italien gab und gibt es, ganz selten auch nördlich der Alpen, die Art, daß der kastenförmige Altar ausgehöhlt ist, in dem sich das Märtyrergrab befindet, das durch Öffnungen im Altar sichtbar gemacht wird.

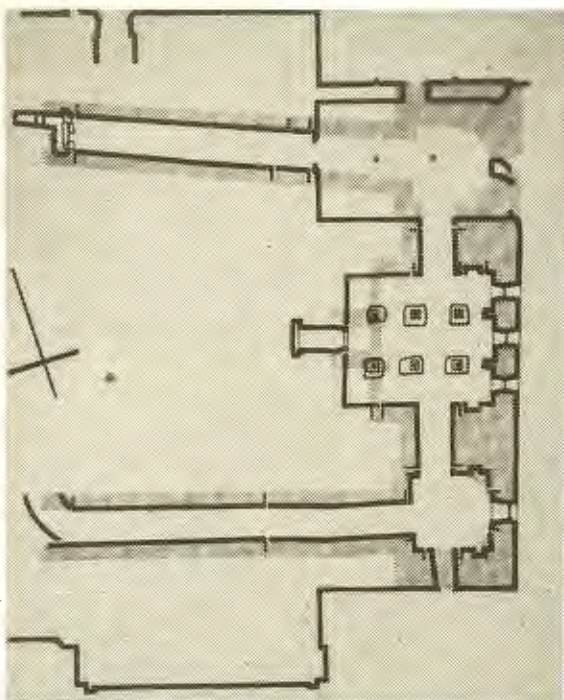
Aus dieser Art der Reliquienverehrung in der Confessio entstand die sog. Ringkrypta. Man verlegte einen im Halbkreis um das Reliquiengrab geführten Gang in die Tiefe mit zwei Zugängen. In Seligenstadt (Bild 1) sind die Zugänge in der Oestercke des Querschiffes, die zu den tonnengewölbten Stollen im Halbrund der Apsis führen. Von der Mitte aus ist schließlich das Märtyrergrab zu erreichen. (auch in St. Luzius in Chur und in St. Emmeram in Regensburg). Die Stiftergräber für Einhard (gest. 840) und seine Gemahlin Imma lagen weiter westlich. Diese Ringkrypta ist wohl die älteste Form der Krypten. Lag sie so tief, daß keine Fenster zur Belichtung möglich waren, so wurden in der Wand Nischen angebracht für Kerzen oder Öllämpchen. Auf diese Weise war die Ringkrypta zugleich ein Prozessionsgang an dem Reliquiengrab vorbei.

Eine andere Art der Kryptenanlage finden wir in Michelstadt-Steinbach im Odenwald (Bild 2). Es ist eine Stollen- oder Gangkrypta. Sie reicht in karolingische Zeit zurück (827) und wurde mit der zugehörigen Basilika von Einhard, dem Geschichtsschreiber und Biograph Karls des Großen, angelegt. Die punktierten Linien des Planes geben den Verlauf der Stollen an, die durch Treppen von den Seitenschiffen aus zugänglich waren. Sie bilden ein großes Kreuz, dessen Balken wiederum in Kreuzen enden. In den Altären unter den Apsiden mit Blick von außen sollten die Reliquien von Katakombenheiligen untergebracht werden, und in den beiden Nischen am Westbalken des Kreuzes war die Grablege für Einhard und Imma vorgesehen. Wegen einer furchterregenden Traumerscheinung seines Dieners zog Einhard mit seiner Gemahlin und den Reliquien schon 829 von Steinbach weg nach Seligenstadt am Main, baute dort die neue Basilika mit einer Ringkrypta, wo dann auch die Reliquien des Marcellinus und Petrus aus Rom untergebracht wurden. (siehe oben).

Das Bedürfnis, in der Meditation beim hl. Märtyrer länger zu verweilen, führte zur Anlage von anderen Krypten, wie z. B. der im Münster zu Konstanz (Bild 3, 4). Man führte im 9. Jahrhundert vom Ende der Seitenschiffe zunächst zwei Stollen



Seligenstadt: Ringkrypta

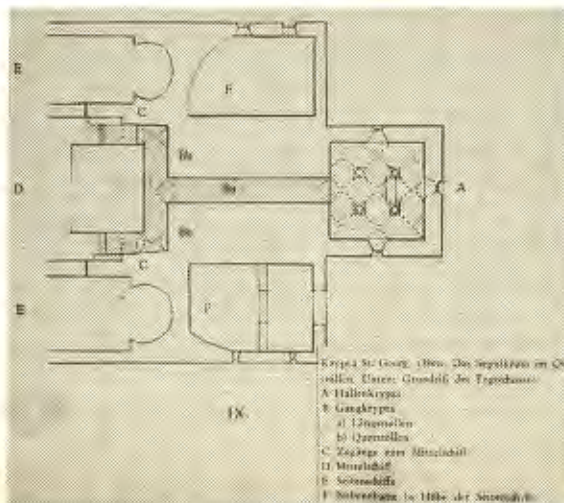


Konstanz: Krypta im Münster

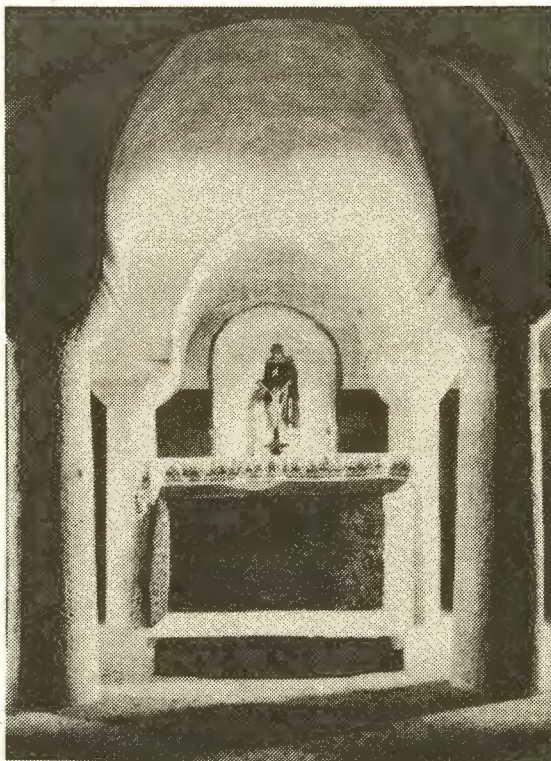
parallel zum Chor nach Osten und schloß sie im rechten Winkel unter dem Ende des Chores in einer kleinen Halle, die mit vier Säulen (später erweitert durch zwei Säulen) und einem Kelchgewölbe über den Säulen abgestützt ist. So entstand die Hallenkrypta. Das Märtyrergrab des hl. Pelagius springt im Grundriß nach Westen vor und liegt direkt unter dem Hauptaltar. Hier ist Meditation und Kontemplation möglich, wenn der Besucherstrom heute nicht gar zuviel Unruhe in diesen „verborgenen“ Raum bringt. Für besondere Andachten, auch für Taufgottesdienste, wurden verschiedentlich in diesen Hallen, wie gerade hier in Konstanz, Altäre aufgestellt.



Konstanz: Krypta im Münster



Reichenau Oberzell

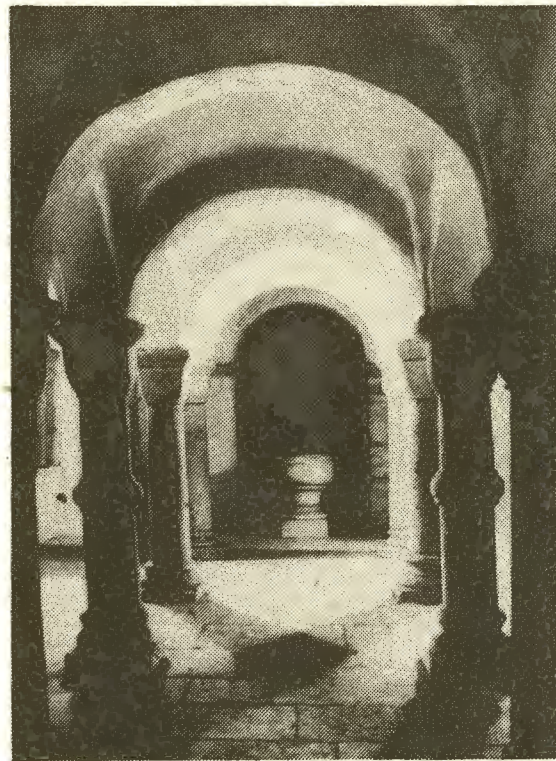


Reichenau Oberzell

Ähnlich ist die Anlage auf der Reichenau in Oberzell, die am Ausgang des 9. Jahrhunderts entstanden ist (Bild 5, 6). Am Ende des Mittelschiffes gehen zwei Treppen in die Tiefe, deren anschließende Gänge im rechten Winkel zusammenstoßen und dann in einem Gang unter dem Vorchor entlang zur kleinen Halle führen, die mit sich durchkreuzenden Tonnengewölben von vier Säulen gestützt wird. Hier steht zwischen den östlichen Säulen der Altar mit dem Märtyrergrab (Reliquien des hl. Georg). Leider ist diese Krypta z. Zt. nicht zugänglich.

Neben der Ringkrypta, der Stollen- oder Gangkrypta und der Hallenkrypta, gibt es noch eine vierte Möglichkeit, die sog. Außenkrypta, wie sie beim Basler Münster (auf der Münsterplattform angedeutet) oder bei der Lorsch Klosterkirche (Gruftkirche) oder in Werden an der Ruhr (Ludgeridenkrypta) angelegt wurden. Wie ihr Name sagt, lag sie außerhalb des Kirchengrundrisses und zwar östlich des Chores, bzw. östlich der Krypta, die zunächst ausschließlich dem Märtyrergrab vorbehalten war. Die Außenkrypta diente als Grablege von Bischöfen, Äbten und von weltlichen Würdenträgern.

Wir haben schon in Konstanz gesehen, daß die Hallenkrypta im 12. Jahrhundert um zwei Säulen erweitert wurde. Das geschah im 13. Jahrhundert



Krypta in Oberstenfeld

mit der Krypta in Oberstenfeld im Bottwartal, und hier deutet sich mit den Schaftringen an den zwei Säulen auch schon die Frühgotik an und damit das Ende der Epoche, in der Krypten gebaut wurden (Bild 7).

In manchen Kirchen, vor allem im Dom zu Speyer und in St. Maria im Kapitol in Köln, sind die Krypten so groß angelegt, daß man gar nicht mehr den Eindruck eines abgeschirmten, verborgenen Raumes hat. Diese Krypten entstanden aus dem Bedürfnis, hier Grabmäler weltlicher und geistlicher Würdenträger unterzubringen wie in Speyer, oder weitere Andachtskapellen zu schaffen wie in Köln. Die Verwendung der Krypta als Grablege ist eigentlich eine Zweckentfremdung. Mit dem Bau der Außenkrypta, die außerhalb der eigentlichen Krypta im Osten angelegt waren, wollte man dies vermeiden. Man sollte aber diese Räume als „Gruft“ bezeichnen, wie dies auch später, vor allem für die Grablege von Fürsten und Königen geschah.

Die Hirsauer Bauweise kennt die Krypta nicht. Daher finden wir in Hirsau selbst, in Alpirsbach, Klosterreichenbach, Zwiefalten u. a. Klöstern, die zur Hirsauer Kongregation gehörten, keine Krypten. Das Vorbild von Hirsau war Cluny in Burgund, dessen Reform sich Abt Wilhelm von Hirsau angeschlossen hatte, und auch die Cluniazenser bauten keine Krypten.

Wolf und Hans (die älteren) von Bubenhofen

Von Fritz Scheerer

Die Herren von Bubenhofen waren in unserer Gegend um die Wende vom Mittelalter zur Neuzeit durch Reichtum und Ansehen ein ausgezeichnetes Geschlecht, das sich auch viel am württembergischen Hof aufhielt. Nach der Reformation zogen sie sich von da zurück und bekleideten in Österreich und in geistlichen Staaten ansehnliche Zivil- und Militärämter, bis die männliche Linie am 2. Juni 1814 mit Johann Nepomuk Wilhelm Clemens von Bubenhofen, Generalmajor und Inhaber eines Chevaulegerregiments, in Bamberg ausstarb. Sein einziger Sohn war bereits am 23. Dezember 1799 in einem Treffen gegen die Franzosen bei Wiesloch gefallen. Als Wappen führte das Geschlecht je zwei fünfmal gebrochene rote Querbalken in silbernem Feld.

Im „Bubenhofer Tal“ (Stunzach) fanden sich in den letzten Jahren noch geringe Spuren einer schon 1555 „gar abgegangenen Burg“. 1623 ist nur noch eine zerfallene Kapelle mit Grabsteinen des einst dort wohnhaften Geschlechts vorhanden. Als letzter Rest des Burgweilers ist die Heiligenmühle übriggeblieben. Mit dem Namen des Wirtshauses „Zur Burg“ wird die Erinnerung an den Herrnsitz wach gehalten. Auch anderwärts stoßen wir immer wieder auf bubenhofische Zeugnisse (Geislingen, Urach, Amanduskirche usw.)

Die Markierung des Burgweilers Bubenhofen wurde schon 1465 so geteilt, daß die Stunzach die Markungsgrenze zwischen den Städten Rosenfeld und Binsdorf bildete. Die Burg fiel an Binsdorf, die Kirche an Rosenfeld, das zu jahrhundertlangem Streit zwischen Württemberg (Rosenfeld/Isingen 1317 württembergisch) und Österreich (Binsdorf bis 1805 österreichisch) Anlaß gab (siehe auch Heimatkundliche Blätter Oktober und November 1974).

Wie bei vielen adeligen Familien des Mittelalters war es auch bei den Herren von Bubenhofen: Aufstieg und Verfall. Nicht unbedeutenden Besitz nannte sie in Württemberg und Hohenzollern ihr

eigen. Sie schenkten Württemberg einige Männer von gutem Namen. Als Stammvater der Bubenhofen wird ein „Volchardus de Bubenhoven“ angesehen, der 1190 ein Gut in Banzenreute (Überlingen) an das Kloster Salem verkaufte. Die ersten Bubenhofen im Rosenfelder Tal waren die Brüder Werner und Gero, die 1241 Zeugen der Grafen Ulrich und Eberhard von Württemberg waren, als diese dem Kloster Heiligkreuztal einen Hof in (Langen-)Enslingen eigneten (WUB IV, 11 ff.) In den folgenden Jahrzehnten wurden dann Angehörige des Geschlechts als Zeugen bei Verkäufen und Schenkungen in Roßwangen, Anhausen (abg. bei Ostdorf), Hart, Binsdorf, Rosenfeld usw. genannt. Schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts konnten sie Geislingen erwerben. Der Stammsitz im Rosenfelder Tal wurde nun allmählich (bis 1429 ganz) aufgegeben.

Es wird aber nicht Geldmangel der Bubenhofen gewesen sein, der sie zum Verkauf des Stammsitzes trieb, denn wir finden sie in der Folgezeit öfters als Bürgen, Gläubiger oder waren Güter an sie verpfändet, wie (Jahr nicht genannt) die Feste Kallenberg mit dem Hof Gründelbach, das Städtlein Nusplin-

gen, die Dörfer Obernheim, Dormettingen, Erlaheim und Bronnhaupten um 1500 lb. hlr. (Pfund Heller). Sie konnten Neuerwerbungen tätigen, so 1390 Heinrich von Bubenhofen die Burg Falkenstein im Donautal mit den Dörfern und Weilern Falkenstein (Kreen-) Heinstetten, der Mühle zu Neidingen u. a.

Die Herkunft des Reichtums der Bubenhofen ist unbekannt. Sie verstanden sich offenbar auf Geldgeschäfte, denn ihr Vermögen wurde immer ansehnlicher. 1383 zahlte Graf Friedrich von Zollern, genannt Mülli, und die Stadt Balingen 2000 lb. hlr. von einer Schuld mit 3000 lb. hlr. an Heinrich von Bubenhofen zurück.

Wolf von Bubenhofen

Ein Sohn Heinrichs war Wolf, der zu den bedeutenden Männern des Geschlechts gehört. Er war im Besitz von Burg und Dorf Geislingen, Schloß Falkenstein, der Dörfer Dotternhausen, Roßwangen (Kreen-) Heinstetten und Weiler, der einen Hälfte von Dürrwangen, der Pfandschaft Balingen (s. unten) und anderer Güter. Auch in Rosenfeld hatte er 1407 Besitz. Von den dortigen Gütern, die im Anschlag zu 60 Gulden (fl.) waren, gab er 3 fl. Steuer (Pfaff). In Engstlatt war neben dem Selhof des Klosters Alpirsbach der Frei- oder Weisenhof ein bemerkenswertes Gut. Er war im Besitz der Bubenhofen. Wolf kaufte dazu um die Mitte des 15. Jahrhunderts etliche Lehen von einem Herrn Freiburger aus Rottweil.

Wolf beanspruchte 1417 Rechte in Fluorn, Sigmarswangen und anderen Dörfern und geriet dadurch in Fehde mit den Geroldseckern von Sulz (OAB. Oberndorf und Sulz), nachdem er sich des Beistandes der Gräfin Henriette, Witwe Graf Eberhard des Jüngeren von Württemberg, versichert hatte. Er erhielt dann noch Hilfe von etwa 100 Rittern und 11 Reichsstädten, während zu den Geroldseckern mehr als 60 Ritter hielten, an ihrer Spitze der Öttinger von Zollern. Nach vergeblichen Schlichtungsversuchen und Waffenstillständen wurde Sulz eingenommen und Albeck belagert. Erst 1423 kam dann ein Friedensvertrag zustande.

1438 erwarb Wolf Rechte in Mülheim a. B. und zu Renfrizhausen als Pfand der Herren von Geroldseck. In Balingen besaß er die Bubenhofer (1527 Stotzinger) Mühle unterhalb der Kirchbrücke, vor dem unteren Tor gelegen. Mit der Stadt kam er 1426 überein, daß er die Brücke über den Mühlkanal unterhielt, solange für die Mühle nicht ein eigenes Wehr erstellt ist (WR 6642). Er war in jenen Jahren im ganzen Land als Schiedsrichter tätig, so 1429 oder 1443 im Streit zwischen Heiligkreuztal und Waldburg (WR 2413) oder 1458 bei dem Bund der Grafen von Württemberg mit Herzog Sigmund von Österreich, 1460 bei einem Vergleich zwischen Eberhard von Württemberg und Pfalzgraf Friedrich usw.

Den größten Teil der Güter und Rechte des elsässischen Klosters Ottmarsheim in der Balingen Gegend kaufte Wolf auf. 1451 erwarb er von diesem Kloster das Patronatsrecht auf die Kirche in Burgfelden mit den Filialen bzw. Kapellen auf der Schalksburg, in Pfeffingen, Streichen, Zillhausen, Aufhofen (abg.) und Oberwannental, samt den Dinghöfen zu Burgfelden, Dürrwangen und Dotternhausen, Gült und Zinsen, die er vertauschte gegen Kirche und Kirchensatz in seinem Dorf Geislingen, wobei er aber die Dinghöfe, Gült usw. für sich behielt (OAB. Balingen S. 313). Geislingen war bisher Filiale der Medarduskirche von Ostdorf und wurde nun zur selbständigen Pfarrei erhoben. Der erste Pfarrer war Heinrich Hügel (1464-1490). Geislingen wird als Sitz Feste genannt und war 1464 geschlossen in der Hand der Bubenhofen. Eine große Wasserburg mit zwei Wassergräben wurde gebaut.

1461 verpfändete der geldbedürftige Graf Ulrich von Württemberg, Balingen mit Ostdorf, Engstlatt, Heselwangen, Frommern, Waldstetten, Weilheim, Emdingen, Erzingen, Meßstetten, Hossingen, Tieringen und Oberdisheim um 12 000 fl. an Wolf von Bubenhofen (OAB. Balingen S. 283). Die von Balingen und die zugehörigen Dörfer wurden angewiesen, Wolf von Bubenhofen zu huldigen (WR 6673). Bald darauf scheint Wolf gestorben zu sein. Eine Schwester Wolfs war Ursula von Bubenhofen, die mit Mark von Hailfingen (Hohenentrungen) verheiratet war, dem sie 19 Kinder schenkte. Wolfs Bruder Konrad hatte Güter und Rechte um Grosselfingen (Haimburg), Owingen, Stetten, Steinhofen und Engstlatt erworben.

Hans von Bubenhofen

Nach Wolfs Tod erbten Konrads Söhne Hans und Konrad den Gesamtbesitz; die Haimburg mit Zubehör, die Herrschaften Geislingen, Dotternhausen und Roßwangen, die Hälfte von Dürrwangen, die Herrschaft Falkenstein, die Balingen Pfandschaft und Streubesitz. 1465 trat dann Hans von Bubenhofen seinem Bruder Konrad die Pfandschaft der Stadt mit den zugehörigen Dörfern und Dürrwangen gegen Überlassung von 7 000 fl. Forderungen ab. Wenn schon Wolf von Bubenhofen ein gewalttätiger Mensch gewesen zu sein scheint, so war sein Neffe Konrad noch schlimmer, so daß es 1465 zum

Aufstand der Bauern des Balingen Amtes gegen den „Pfandherrn“ kam. Er mußte nach Rottweil fliehen (Zimmerische Chronik). Dort besaßen die Bubenhofen den Bockshof. Um einem Angriff der Rottweiler, die auf Balingen nicht gut zu sprechen waren, zuvorzukommen, legte Graf Ulrich von Württemberg Truppen in die Stadt. Der Bischof von Konstanz vermittelte bei den langen Streitigkeiten. Nach fünftägiger Verhandlung kam es dann zu einer Einigung. Graf Ulrich zahlte 20 000 fl. Rottweiler Währung als Pfandsumme an die Bubenhofen. Das Amt Balingen brachte aber hiervon den größten Teil auf, es löste sich also selbst aus. „Solch Geld und Unkosten mußten die im Balingen Amt erlegen“, schreibt die Zimmerische Chronik, „und das hätten sie an ihrer Ufruhr und Meuterei gewonnen“. 1468 war die Schuldsumme zurückbezahlt.

Trotz dieser Streitigkeiten kam es zu keiner bleibenden Entfremdung zwischen Graf Ulrich und den Bubenhofen. Schon am 5. Dezember 1468 verkaufte Graf Ulrich den Brüdern Hans und Konrad die Burgen und Städte Gammertingen und Hettingen mit zugehörigen Dörfern, samt der Vogtei über Mariaberg um 14500 fl. Beide Brüder erwarben auch in jenen Jahren Güter und Rechte in Grosselfingen und Hirrlingen.

1468 einigte sich Graf Ulrich mit Hans von Bubenhofen, daß das Gericht von Dürrwangen von den beiderseitigen Amtleuten (eine Hälfte Dürrwangers war seit 1403 württembergisch), die sich im Stabhalten (Vorsitz) abwechseln sollten, gemeinsam zu besetzen sei (WR 6798 und 6827). Zur Bubenhofer Hälfte gehörten nicht nur die dortigen einstigen Güter des Klosters St. Blasien, sondern auch der Dinghof des elsässischen Klosters Ottmarsheim, die zusammen aus sieben Erbhöfen mit 204 Jauchert Acker, 85 Mannsmahd Wiesen und 48 Jauchert Holz bestanden (KBSchr. II. S. 365). 1527 kam der bubenhofische Halbortsteil an die Herren von Stotzingen und erst 1553 an Württemberg.

Hans von Bubenhofen war mit Ottilie v. Bach zu Buchheim verheiratet. Er war eine bedeutende Persönlichkeit, wenn nicht die bedeutendste des Geschlechts. Er war württembergischer Landhofmeister und gehörte zu den fünf Räten, die während der Pilgerfahrt des Grafen Eberhard im Bart im Jahre 1468 die Regierung bildeten. In der Zimmerischen Chronik heißt es: „Hanns von Bubenhofen in aim guten vermögen, dann Hettingen und Gammertingen, deßgleichen Falkenstein und Geislingen mit dero jedes zugehörden hat er alles allain one verschrieben und frei aigen“. Wenn er die Anerbieten des Grafen Werner von Zimmern, ihm einen Teil seiner Herrschaft zu verkaufen, stolz zurückwies, so zeugt dies davon, daß er sich seiner Stellung und seines Besitzes bewußt war. Die Zimmerische Chronik wirft ihm zwar Hochmut vor; als Landhofmeister habe er sich „ganz prächlich und übermütig gehalten“.

Hans von Bubenhofen konnte 1469 Graf Ulrich von Württemberg 1 000 fl. leihen. Im selben Jahr erwarb er für einige Zeit pfandweise die Herrschaft Kallenberg, 1473 Willmandingen um 1200 fl. und den Hof zu Erpfingen um 20 fl., vertauschte aber letztere 1474 gegen Teile von Neufra und Kettenacker und den Burgställen Vorder- und Hinterlichtenstein (bei Neufra) (WR 13841). 1478 lieh Hans dem Grafen Eberhard d. Älteren 4000 fl. 1481 wurde ihm von Graf Eberhard dem Jüngeren die Schalksburg als Pfand gegeben, die dann nach 30 Jahren von Graf Eitel Friedrich II. von Zollern um 6000 fl. wieder eingelöst wurde.

Im selben Jahr verstarb er in Urach, wo er in der Nische der Amanduskirche westlich der Brautüre beigesetzt wurde. Sein Wappen und sein Totenschild zieren die Stätte. Auf einem Glasgemälde in der Taufkapelle ist er neben Johannes dem Täufer kniend dargestellt (OAB. Urach S. 529). Auch in der Tübinger Stiftskirche befindet sich am ersten Fenster des Chors ein auf Hans von Bubenhofen lautendes Spruchband. Sein Bruder Konrad war schon vorher gestorben, nachdem er 1474 Leinstetten gekauft und die halbe Burg Lichtenfels im Glattal erworben hatte.

Hans von Bubenhofen hinterließ seinen Söhnen Wolf und Hans Kaspar ein reiches Erbe. Wolf bekam Falkenstein und Geislingen mit Zugehörden, Hans Kaspar Hettingen und Gammertingen mit zugehörigen Dörfern. Die Schalksburg hatten sie gemeinschaftlich im Pfandbesitz bis 1511 (s. oben). Zu alldem fanden sie noch 12 000 fl. in Gold vor, samt einer reichen Farnis, „alles unverkümmert“. Die 12 000 fl. verpfaßten sie aber auf der nächsten Frankfurter Messe. Ihre Neigung zur Prachtentfaltung brachte Schulden über Schulden. 1516 mußte Wolf die Herrschaft Falkenstein verkaufen, der trotz weiterer Verkäufe in immer größere Schulden geriet. 1503 und 1514 finden wir ihn zwar noch als Obervogt von Balingen. Seine Gläubiger und Vettern Wendel von Hailfingen und Hans von Weitingen wurden

vom Hofgericht Rottweil in die Güter eingewiesen. 1527 kam der um Geislingen liegende Besitz an die Herren von Stotzingen.

Es war ein stattlicher Besitz, den Wolf von Bubenhofen (der Jüngere) sein eigen nannte: Schloß und Dorf Geislingen samt dem Kirchensatz, Bronnhaupten, ein Haus und eine Mahl- und Sägemühle in Balingen, zwei Häuser in Rottweil, den Zehnten in Dormettingen u. a. . . Hans von Stotzingen habe dann später diese Güter wieder so heraufgebracht, daß sie auf 80 000 fl. geschätzt wurden, während Wolf von Bubenhofen in Armut starb. Über die Vermögensverhältnisse und die wirtschaftliche Lage der Herren von Bubenhofen sind im Staatsarchiv in Stuttgart die Reste einer „Registratur des Ritterhauptmanns des Viertels am Neckar“ aus der Zeit von 1488 bis 1501 eine Quelle ersten Ranges. Die Mitglieder des Viertels gaben Einkommenserklärungen ab. Das Geschlecht der Bubenhofen (5 Personen) mit 3260 Gulden (Hans Caspar 960, Wolf 960 ½, Hans Hainrich 758 ½, Hansens v. B. Witwe 400 und Mutter von Hans Hainrich 155 g) hat eine dreimal so hohe Summe von Einkünften und damit an Steuerkraft für den Bund als Graf Eitel Fritz von Zollern. Die Herren v. Rosenfeld (Jörg 121, Wolf 80, Werner 50 g) oder die von „Wähingen“ (Wehingen) (Hainrich 37 g) haben fast durchweg nur ein Einkommen, das etwas höher ist als das übliche eines Pfarrers am Ende des 15. Jahrhunderts (45-50 g). Die Sippe Bubenhofen zählte um 1488 im Viertel des Neckars zu den reichsten Geschlechtern, denen mit Abstand die Herren von Neuneck (141 g) und die von Ehingen (1411 g) folgen.

Knoblauchshederich

(*Alliaria officinalis*)



Der Knoblauchshederich, auch Knoblauchsrauke oder einfach Knoblauchskraut, darf nicht mit dem Bärenlauch oder Waldknoblauch (*Allium ursinum*) verwechselt werden. Beide haben einen starken Knoblauchsduft. Unser Knoblauchshederich gehört zu den Kreuzblütlern und hat seinen Namen von diesem Knoblauchsduft, den dem Hederich ähnlichen weißen Blüten und den vierkantigen langen Schoten. Der Waldknoblauch dagegen ist ein Liliengewächs. Die Grundblätter sind nierenförmig, während die Stengelblätter herzförmig und gezähnt sind. – Die weißen Kreuzblüten mit vier Kelch- und vier Blütenblättern stehen in einer Doldentraube an der Spitze des Stengels und seinen Nebentrieben. Die Spitze streckt sich immer mehr mit neu gebildeten Blüten, während die bestäubten Fruchtknoten ihre bis zu 6 cm langen Fruchtknoten entwickeln. Unser Pflänzchen kann bis zu 1 m hoch werden und wächst in feuchten Hecken, Sträuchern, an Waldwegen und Mauern und erscheint im April. Als Würzkraut für Suppen und Salate wird es hie und da noch verwendet.

Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter Balingen



Jahrgang 27

31. Mai 1980

Nr. 5

Burgfelden im Mittelalter

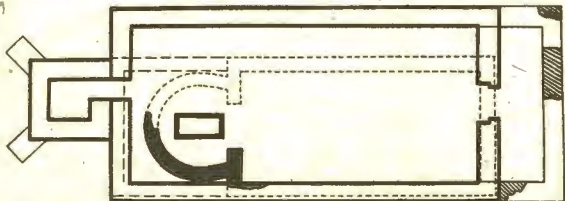
Von Fritz Scheerer

Auf der Hochfläche der Böllatalb, einige 100 Meter vom Steilrand abgerückt und von größeren Ansiedlungen weit entfernt, liegt das Dörfchen Burgfelden, eines der höchsten Dörfer der Alb (912 m). Der Name dieses kleinen abgelegenen Dorfes, in nächster Nachbarschaft der Schalksburg, hat in der Geschichte, vor allem in der Kunstgeschichte einen guten Klang. Birgt doch die alte Michaelskirche reiche Reste frühmittelalterlicher Wandmalereien, die zu den wichtigsten Bildschöpfungen ihrer Zeit gehören. Darüber hinaus hat der nicht leicht erreichbare Ort mit seiner bedeutsamen Pfarrkirche auch als Herrnsitz eines mächtigen Dynastengeschlechts schon in der 2. Hälfte des 7. Jahrhunderts in unserer Heimat eine nicht unbedeutende Rolle gespielt.

Burgfelden hatte bereits in frühmittelalterlicher Zeit eine Hauskirche eines hochadeligen Geschlechts, das neben der Kirche einen Herrenhof besaß. Bei Grabungen, die 1848 in der Michaelskirche stattfanden, wurden verschiedene Gräber gefunden, aber ausgeraubt. Bei weiteren Grabungen im Jahre 1893 wurden 5 Gräber aufgedeckt: 3 aus Kalktuffplatten gefügte Kindergräber ohne Beigaben, 1 Brettersarg mit einer Mädchenbestattung und nahe dem Altar ein aus Mauerwerk errichtetes Doppelgrab, das von einem mit Feldsteinen aufgesetzten Mauerring kreisförmig umgeben war. In diesem westöstlich orientierten Grab fanden sich ein Männer- und ein Frauenskelett. Das Alter der Bestatteten wird auf 50-60 geschätzt. Mauerring und Grabwand waren 1848 von Schatzgräbern durchbrochen und das Grab ausgeraubt worden. 1896 fand sich nur noch ein unverziertes, an einem Kettchen befestigtes Goldblattkreuz, das den Grabräubern vor der Durchbruchstelle verloren gegangen war. Goldblattkreuz, die Mauerung und das Steinplattengrab weisen auf das spätere 7. Jahrhundert, die ungewöhnliche Grablage auf ein Adelsgrab. Dieses Grab dürfte die Ruhestätte des Stifterehepaares der Michaelskirche sein, die wohl schon zwischen 650 und 700 errichtet wurde.

Die Dörfer unterhalb des Berges waren nach Burgfelden eingepfarrt. In die Kirche gehörten noch im ganzen Mittelalter Laufen, Oberwannental, Zillhausen, Aufhofen, Streichen und Pfeffingen. Aufhofen ist heute ein Ortsteil von Zillhausen. Burgfelden ist eine der frühesten und wichtigsten Urfparreien unserer Gegend, zu der ursprünglich auch Dürrwangen, Frommern, Waldstetten und Weilheim gehörten. Auch Margrethausen und Lautlingen dürften einmal nach Burgfelden eingepfarrt gewesen sein. Die Johanneskirche zu Lautlingen war wohl einmal Taufkirche der alten Burgfelder Michaelskirche, die auf wasserarmem Boden stand (Jänichen).

Um 700-750 zeigt sich dann die adelige Peterskirche zu Dürrwangen als Mutterkirche der Kirchen zu Frommern und Weilheim. 793 erhielt das Kloster St. Gallen innerhalb der Grenzen der Michaelspfarre Güter in Laufen und Frommern von einem gewissen Perahtold (Berthold) geschenkt. In Frommern richtete das Kloster einen Fronhof ein und erbaute danach eine Galluskirche. Auch in Laufen gründete das Kloster eine Galluskirche. Die Burgfelder Kirche konnte aber die vom Kloster St. Gallen angestrebte Ablösung der von ihm in Laufen errichteten Galluskirche von der Kirche in Burgfelden abwehren, wohl weil sie von einem mächtigen Herrn unterstützt wurde. Nur im Falle von Weilheim, dessen Dionysiuskirche um 750-790 gegründet worden sein dürfte, gelang es St. Gallen die Nachbarkirche zu schlucken. Dem übermächtigen Einfluß von St. Gallen konnte sich die Dürrwanger Peterskirche entziehen.



Grundriß der St. Michaelskirche nach G. Scheja. Die jetzige Kirche (dritter Bau) nach Süden und Westen erweitert, stammt aus dem späten 11. Jahrhundert. Die heutige Westwand ist aus dem 16. Jahrhundert, die hufeisenförmige Apsis aus dem 8. Jahrhundert.

Die Burgfelder Pfarrei war reicher und mächtiger als die Peterskirche, das zeigte sich im liber decimationis vom Jahre 1275, nach dem die Einkünfte der Burgfelder Pfarrei 45 Pfund Heller betrugen, während die der Balingen Kirche nur 20 Pfund Heller waren. Darum war auch Burgfelden eine begehrte Pfarrei. Im 14. Jahrhundert war sie zweimal an die Grafen von Zollern vergeben.

Im Frühmittelalter war der Bergstock von Burgfelden von einem Kranz von -hausen-Orten umgeben: Zillhausen (793 genannt), Bezenhausen (1496 abgegangen), Lützenhausen an der Markungsgrenze Zillhausen/Frommern (abgegangen 1650), Stockhausen (1094), Waldhausen beim Bahnhof Laufen (abgeg. 1560), Hauboltzhausen Markung Laufen (abg. 1565) und Margrethausen (1275). Ähnlich waren die Verhältnisse um den Plettenberg. Diese -hausen-Siedlungen dürften nach den -heim-Orten (im Braunjura um den Bergstock) frühestens im 7. Jahrhundert entstanden sein. Sie werden zum unmittelbaren Zubehör der Herrschaft Burgfelden gehört haben. Da sie aber zum Teil in engen Braunjuratälern lagen, sind etliche wieder abgegangen. Wie die Pfarrverbände zeigen sie, daß zu Burgfelden im 7. Jahrhundert und wohl noch bis ins 10. Jahrhundert hinein eine Herrschaft ansässig war (Jänichen).

Kloster Ottmarsheim Ortsherr zu Burgfelden

Am 1. März 1064 bestätigte Kaiser Heinrich IV. in Straßburg den Besitzstand des elsässischen Hausklosters der Habsburger, Ottmarsheim, wie er aus den Schenkungen des verstorbenen Grafen Rudolf und dessen noch lebender Gemahlin Kunigunde herrührte. Unter den dabei genannten Orten finden sich „in comitatu Rudolphi comitis in pago Scerron (Scherra) Doternhusen, Durniwach, Ebingen, Burchveld, Tagolvingen, Ansmutingen (Dotternhausen, Dürrwangen, Ebingen, Burgfelden, Tailfingen, Onstmettingen).

Nach Hansmartin Decker-Hauff war die Hauptlinie des Hauses Habsburg mindestens ein Jahrhundert lang durch drei Generationen in Burgfelden begütert, „ja, daß möglicherweise hier ein alter Besitz des Mannesstammes, lag, der schon in den Händen des Stammvaters Guntram war, daß die zugehörigen Güter, durch Teilung zersplittert, im Laufe des 11. Jahrhunderts teils in geistlicher Hand, teils in Besitz von Nebenlinien übergingen“, wie an die Landolte von Winzeln am und auf dem Wenzelstein, die auch Reichenauer Vögte waren.

Rudolf und Landolt, die 1064 bzw. 1094 Dürrwangen in zwei Hälften verschenkten, waren nach Decker-Hauff nahe Verwandte. Daraus ergibt sich dann die Zusammenarbeit der Klöster Ottmarsheim und Reichenau beim Kirchenbau in Burgfelden.

Aus späteren Verhältnissen ist zu schließen, daß bei der Schenkung 1064 in Burgfelden ein großer Hof mit Kirchensatz und Zehnten zu verstehen ist. Der Hof wird später Dinghof genannt. Er wird dann im 15. Jahrhundert an die Bubenhofen zu Geislingen verkauft, die ihn sich bei der Vertauschung des Kirchensatzes vorbehielten. Danach kam er wahrscheinlich als Bubenhofische Stiftung an die Pfarrei Geislingen, die ihn schließlich auflöste. Burgfelden bestand wohl ursprünglich nur aus einem Hof, der im 14. Jahrhundert als Dinghof bezeugt ist. Noch im Jahre 1477 waren hier erst drei Häuser vorhanden, später vermehrte sich die Häuserzahl.

Das Kloster Ottmarsheim fand 1064 in Burgfelden eine Steinkirche ohne Turm davor. Bald bereicherte es dieselbe durch einen Turm. Das Schiff wurde nach Süden und Westen erweitert (s. Zeichnung). Die von dem Kloster Ottmarsheim geschaffenen Bauten



St. Michaelskirche von Südwesten.

sind uns, wenn auch nicht mehr in ihrer Ursprünglichkeit, überkommen. Man schuf keine basilikale Gliederung des Schiffes und die architektonische Ausscheidung eines Chores. Man schuf eine gestreckte Saalkirche, die sowohl Pfarrkirche als auch Wehrbau war. Der Chor lag im Westen und der Turm gegen den einstigen Zugang vom Tal (damals von Pfeffingen über „Burgfeld“ und von Margrethausen durch das Käsental). Der Turm war sozusagen Bergfried in dem die Kirche umgebenden ummauerten Friedhof. Die schmalen Fenster und das Dach sind hinaufgezogen. Der Zugang war auf eine einzige und enge Pforte beschränkt, in Sicht der Gehöfte, an der Südostecke in die Nähe des Turmes gerückt. Die später auf den Zwischenflächen der Fenster unterzubringenden Bildthemen der Wandmalereien scheinen die Verteilung der kleinen Fenster schon bei der Errichtung des Baues bestimmt zu haben.

Die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts brachte mit der Ostung der bisherigen Anlage die versuchte Gotisierung des Langhauses. Die romanische Südpforte wurde vermauert und durch ein Westportal ersetzt. In der Südwand brach man zwei gotische Fenster aus (s. Bild). Das Schiff wurde tiefer gelegt. Die Kirche erhielt auch ein gotisches Steildach, dessen Firstlinie die Mauerkrone des Turmes traf. Der alte romanische Turm wurde um ein Stockwerk erhöht, um ihm ein gotisches Aussehen zu geben. Auch im Langhaus wurden Veränderungen vorgenommen und eine weitere Bilderfolge geschaffen (s. unten).

Ein Erdbeben in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts schlug der Burgfelder Michaelskirche schwere Wunden. Der Turm erhielt eine leichte Senkung nach Osten, die Ostwand des Langhauses drei große handbreite Risse, das nördliche Fenster wurde gespalten und ist heute von doppelter ursprünglicher Breite und die Westwand stürzte nach außen. Bei der Wiederherstellung erhielt der Bau den heutigen Aufbau aus Fachwerk. Die Westmauer baute man rund 2 m ostwärts, so daß das Schiff verkürzt wurde.

Die Wandmalereien

Nach der Reformation wurden die Wandmalereien übertüncht. Im Laufe der Jahrhunderte kam die Kirche baulich immer mehr herunter. Im Jahr 1892 beschloß man dann die auch zu klein gewordene Kirche abzubauen und durch einen Neubau zu ersetzen. Als schon das Dach abgebrochen war, das Regenwasser an den Wänden herunterlief, entdeck-

te man die übertünchten Gemälde aus dem 11. Jahrhundert. Nun kamen Kunst- und Bausachverständige in Bewegung. Sie erreichten, daß der weitere Abbruch unterblieb und der württembergische Staat am 29. August 1893 die alte Burgfelder Michaelskirche um 16 000 Mark erwarb. Sie erhielt zunächst ein Notdach. Unter der Aufsicht von Bauführer Weber erfolgte dann die Wiederherstellung der Kirche.

Ursprünglich waren alle vier Wände des Innenraumes in ihrer oberen Hälfte bemalt. Für die Kunstwissenschaft und für den Freund romanischer Kunst sind die aus der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts stammenden Malereien trotz der starken Schäden, die sie im Laufe der Zeit durch Unachtsamkeit und falsche Behandlung, aber auch durch Erdbeben und sonstige Anlässe erfahren haben, von größter Bedeutung, denn diese Fresken sind sowohl inhaltlich wie künstlerisch in gleicher Weise bedeutend. Bandartig gerahmt von perspektivischen Mäandern und Ornamentenfriesen ist ein großes Darstellungsprogramm in kontinuierlicher Richtung im Obergaden entwickelt (Scheja).

An der Ostwand befindet sich eine Darstellung des Jüngsten Gerichts mit dem Weltenrichter in der Mitte. Tubablasende Engel wecken die Auferstehenden. Rechts von ihnen in großen Gestalten die Seligen und links die Verdammten. Der Hl. Michael geleitet die Seligen in den Himmel. Er ist als Schützer der Menschen und als Kämpfer Gottes dargestellt. Dies erklärt auch, daß das Jüngste Gericht an der Ostseite und als Zentrum eines ganzen räumlichen Programmes dargestellt worden ist. Im Gegensatz zur Wandmalerei in St. Georg auf der Reichenau ist die hieratische Komposition mit den in einzelnen Streifen übereinander angeordneten Figuren aufgegeben. Es fehlen sogar die Beschützer des Gerichts, die Apostel. Die Seligen und die Verdammten sind zum Hauptelement der Darstellung geworden.

An den Seitenwänden scheinen sich eine Reihe von Szenen, die heute allerdings sehr schwer zu deuten sind, in inhaltlicher Entsprechung gegenübergestellt zu haben. So befindet sich an der Mitte der Südwand der Hl. Michael im Kampf mit dem Teufel und eine Szene mit dem Lamm Gottes. An der Westwand befindet sich die Parabel vom reichen Mann und armen Lazarus, dem gegenüber

eine Szene, die als der barmherzige Samariter gedeutet wird.

Bei all diesen Fresken muß ein Künstler von Rang am Werke gewesen sein, dessen Strichführung von großer Sicherheit und feurigem Schwung zeugt. Jede Starrheit ist in den langgestreckten Gestalten vermieden. Die Darstellung des barmherzigen Samariters ist die erste monumentale Walddarstellung der deutschen Kunst. Dem Künstler gelang hier eine schöpferische Leistung, wie sie erst im 13. Jahrhundert erreicht worden ist. In den Burgfelder Malereien ist Geist und Hand der Reichenauer Malermönche zu erkennen. Ja, Bau und Ausstattung der Burgfelder Kirche stehen in offener Verbindung mit der Reichenau. Welche Umstände mögen nun Ottmarsheim und Reichenau gerade in Burgfelden zu gemeinsamer Arbeit veranlaßt haben? Längst bekannt war, daß Graf Rudolf von Habsburg dem von ihm gestifteten Kloster Ottmarshausen seinen Besitz in Burgfelden vermacht hat (s. oben). Nun konnte Decker-Hauff die enge Verwandtschaft dieses Grafen mit dem nur wenig südlich von Burgfelden ansässigen Geschlecht der Landolte von Wenzeln ermitteln. Angehörige dieses Geschlechts waren Vögte der Reichenau in den Jahren, als der Kirchenbau in Burgfelden durchgeführt wurde.

Das 14. Jahrhundert beschenkte die Kirche mit neuen Malereien, die, wie die Reste eines Christophorus an der Nordwand verraten, den Bilderfries bedeckten. Sein Bild wurde im Kircheninnern angebracht und zwar mit Blick auf die Südpforte, damit er dem Besucher beim Ein- und Austritt in die Augen fiel.

Langhaus und romanische Wandmalereien stehen in engstem Zusammenhang. Durch eigenartige technische Mittel, im Mauerwerk versenkte Tontöpfe, sind die Fresken gewissermaßen aufgehängt. Diese sind in großartigem Fries gleich nach Vollendung des Rohbaus, also gegen Ende des 11. Jahrhunderts, ausgeführt worden.

Literatur: Jänichen, Hans, Burgfelden: Ein Herrschaftssitz des 7. Jahrhunderts. Decker-Hauff, Hansmartin, Burgfelden und Habsburg. Hecht, Konrad: Die Michaelskirche zu Burgfelden im Lichte einer neuen Bauuntersuchung. Scheja, Georg: Die neuen Ausgrabungen in der Michaelskirche in Burgfelden.

Georg Herwegh

(1817-1875)

Von Fritz Scheerer

Der Werdegang des Dichters Georg Herwegh, des unmilitärischen Freischarenführers von 1848, begann in Balingen. In dankbarer Verehrung hat daher die Stadt eine Straße links der Heselwanger Straße nach ihm benannt. Georg Herwegh wurde am 31. Mai 1817 in Stuttgart geboren und in der Hospitalkirche getauft. Entsprechend von vier Taufpaten lautete sein Taufschein auf „Friedrich, Rudolph, Georg, Theodor“, während der spätere Lateinschüler Herwegh in den Landexamensakten stets nur Georg Andreas heißt, da sein 5. Pate Andreas Märklin, Kaufmann in Balingen, war. Seine Mutter Katharina war eine Schwester des Balingener Apothekers Gottlob Friedrich Märklin, der neben seinem Beruf auch das Ehrenamt des Bürgermeisters versah und dessen Tochter Frederike, die mit dem Arzt Dr. Rösler verheiratet war, in großer Nächstenliebe 1880 für Ausstattung und Ausbildung bedürftiger Balingener Söhne und Töchter eine Stiftung mit 150 000 Mark machte.

Herweghs Vater, der aus Hessen-Darmstadt stammende Ernst Ludwig Herwegh (1790-1865), war nicht sehr vermögend und hatte damals noch kein eigenes Geschäft, er war Mundkoch beim englischen Gesandten. Erst 1829 konnte er in Stuttgart eine Speise- und Weinwirtschaft erwerben. Als er diese erwarb, gab er sein Eigentum mit 2585 Gulden an. Seine Geschäfte als Wirt florierten nicht besonders. Die Mutter war acht Jahre älter als der Vater. Die Ehe wurde 1832 geschieden. Der Sohn hielt dann stets zur Mutter und empfand gegenüber seinem Vater, der es nie auf einen grünen Zweig brachte, eine „starke Abneigung“.

Der kleine Georg Andreas, „ein Kind von reicher Begabung und frühreifer Eitelkeit“, mit einem „frühen Hang zur Zurückgezogenheit“ und Liebe zur Natur und den Tieren, „bleich, schlank, dunkeläugig, erregbar“, schien zum Studium geeignet. Die Mutter bestimmte ihn daher zu der Laufbahn durch Landexamen und Stift. Zunächst kam er 1829 aufs Gymnasium in Stuttgart. Aber schon kurze Zeit später brachte ihn die Mutter nach Balingen, damit er im Hause des Präzeptors Knoll systematisch für das Landexamen vorbereitet werde und Anschluß bei der Balingener Verwandtschaft habe. Der talentierte Lateinschüler war bald in der Balingener Lateinschule (am „Krottengraben“) der liebste Schüler des Präzeptors. Er konnte trotz vorausgegangener, längerer, schwerer Krankheit im Herbst 1831 das Landexamen ablegen. Das berechtigte ihn zum kostenlosen Besuch eines der protestantischen theologischen Seminare in Württemberg.

In Maulbronn und Tübingen

Herwegh bezog das Seminar im ehemaligen Zisterzienerkloster Maulbronn. Der fromme Wunsch seiner damals fünfzigjährigen Mutter schien erfüllt zu sein. Die Maulbronner Abschlußprüfung bestand er als 15./16. von 26 Zöglingen. Bei der „Concours-

prüfung“ für das Tübinger Stift qualifizierte er sich als 26. von 43 Prüflingen.

Kurz war aber sein Aufenthalt im Tübinger Stift, das er im Oktober 1835 bezog. Am 29. Oktober schrieb er sich an der theologischen Fakultät der Universität ein. Herwegh konnte sich aber nicht in die Ordnung des Stifts fügen. Er erhielt mehrere Strafen wegen schlechten Benehmens. Als er eines Abends in trunkenem Zustand einen Repetenten beleidigte, war das Maß voll. Er wurde aus dem Seminar entlassen. Bei seiner Einschreibung hatte er den üblichen Revers unterzeichnet, in dem er sich auf Ehre und Gewissen verpflichtete, an keiner verbotenen und unerlaubten Verbindung teilzunehmen oder eine solche zu fördern. Er war hier nur Mitglied der nicht verbotenen „Patrioten“, einem mehr literarisch-gemüthlichen Zirkel. Sein Kneipnamen war „Horst“.

Herwegh hatte nun vor, sein theologisches Studium außerhalb des Stifts als freier Student fortzusetzen. Dazu sollte er das Einverständnis seines Vaters beibringen, das 1836/37 eintraf. Nachdem vorher seine Schulden bezahlt waren, konnte er nun als Jurist sein Studium fortsetzen, denn der Vater erklärte sich schließlich mit dem Wechsel des Studiums einverstanden, bemerkte aber, daß er nicht für Schulden seines Sohnes aufkommen kann. Erst am 9. Januar 1837 konnte sich Herwegh immatrikulieren.

Aber Jurisprudenz war offenbar nicht nach seinem Geschmack. Er belegte wohl Vorlesungen der Philosophie, Geschichte, doch seinen literarischen Interessen scheint er lieber nachgegangen zu sein. Bis zum November 1836 hatte er 40 Gulden Schulden, im Juni 1837 sogar 329 Gulden und 47 Kreuzer, die sogar nach dem Abgang von der Universität für Kolleggelder und Pedellgebühren sich auf 370 Gulden beliefen, wobei nach Fleury die an das Stift zu erstattende Summe zusätzlich 850 Schweizer Fran-

ken betrug. 1837 gab Herwegh das Studium auf und siedelte nach Stuttgart über. Hier übernahm er eine Stelle bei der Redaktion der Zeitschrift „Europa“. Sehr wahrscheinlich waren Schulden die Gründe für Herweghs Abgang von der Alma mater.

Herweghs Militärflicht

Nach den geltenden württembergischen Militär-gesetzen war nun Herwegh, nachdem er nicht mehr im Tübinger Stift war, wehrpflichtig und mit seinen 5 Fuß, 10 Zoll und 9 Linien hoch wehrtauglich. Am 3. März 1838 richtete er an König Wilhelm I. ein Gesuch mit der Bitte um Befreiung von der Aushebung. Mehrere Vorladungen leistete er keine Folge, so daß er in der Kaserne polizeilich vorgeführt werden mußte. Er wurde dem 8. Infanterie-Regiment zugeteilt. Der König genehmigte ihm sein Urlaubsgesuch. Doch der leicht erregbare Jüngling mißbrauchte die goldene Freiheit. Der beurlaubte „Rekrut Herwegh wegen Subordinationsvergehen“ zu vier Wochen Arrest 2. Grades condemnirt“, mußte nun seine Strafe absitzen. Im April 1838 konnte der Arrestant die verhaßte Kaserne verlassen.

Herwegh wohnte nun in Stuttgart. Militärischen Chargen erwies er aber nicht die schuldige Achtung. Auf einem Maskenball im Theater erfrechte er sich gegen Oberstleutnant Graf von Scheler auf „höchst unjuriöse und respectwidrige Weise“ zu benehmen. Er wurde vorgeladen und erschien auch. Herwegh sollte zur Strafe nach Ulm versetzt werden. Doch der Musketier Herwegh entzog sich dem Militärdienst durch die Flucht. Mit Hilfe seines Altersgenossen und Veters, des Apothekersohnes Märklin aus Balingen, der in Tübingen Medizin studierte, konnte er über Tübingen und Balingen in die Schweiz entkommen.

Während sich der Desserteur zunächst in Emmishofen in der Schweiz unweit der Grenze aufhielt, lief routinemäßig die Fahndung nach ihm ab. Aufforderungen zurückzukehren, befolgte er nicht.

Begnadigungsversuche

Noch vor seiner kriegsgerichtlichen Verurteilung, bereits im September 1839, wandte sich seine Mutter in einem Gnadengesuch an den König. Gestützt auf ärztliche Gutachten suchte sie das Vergehen des Desserteurs als Folge des in seiner Jugend durchgemachten Veitstanzes darzustellen. Aber das Oberkriegsgericht lehnte die „Pardonierung“ in aller Schärfe ab. So blieb dem Flüchtling zunächst keine Möglichkeit zur Rückkehr in die Heimat.

In der Schweiz arbeitete er bei der Zeitschrift „Deutsche Volkshalle“. Im April 1840 siedelte er nach Zürich über. Hier erschienen ein Jahr später seine Gedichte eines „Lebendigen“, die ihn mit einem Schläge berühmt machten (s. unten). Dieser lyrische Bestseller erlebte eine Auflage um die andere und befreite Herwegh aller materiellen Sorgen. Doch war der heimatische Desserteur ohne Paß, ohne Aussicht auf Gnade. Von Zürich aus wandte er sich mehrfach an König Wilhelm I. mit der Bitte um Begnadigung. Er bat um Pardon und Ausstellung eines Reisepasses. Am 25. September 1841 verkündete der König bei seinem 25. Regierungsjubiläum eine vollkommene Amnestie für alle politischen Verbrechen und Vergehen. Herwegh reichte ein Gnadengesuch ein, aber er gehörte nicht zu den politischen Tätern und sein Gesuch wurde abgelehnt.

Im Herbst 1842 trat Herwegh eine triumphale Deutschlandreise an, die ihn zu der berühmten Audienz beim preußischen König Friedrich Wilhelm IV. führte und den Höhepunkt seiner Karriere darstellte. Ein württembergischer Desserteur beim preußischen König!

Die Begnadigung

Wegen eines beleidigenden Artikels gegen den Philosophen Rohmer im „Schweizerischen Republikaner“ wurde Herwegh 1842 eine Klage in Zürich anhängig. Er wurde zu einer Geldstrafe verurteilt. Ein Aufenthaltsgesuch für die Schweiz wurde abgelehnt. Seiner Braut Emma Siegmund, eine reiche Kaufmannstochter, die in Berlin wohnte, konnte er keine sichere Bleibe bieten. Um begnadigt zu werden, mußte er sein Haupt vor dem Königsthron beugen, wenn er sein Wohnrecht in der Schweiz nicht verlieren wollte. Er reichte sein 4. Gnadengesuch ein und hatte Erfolg. Nachdem verschiedene Formalitäten wie Schuldenbegleichung erledigt waren, konnte er sich in Augst bei Basel einkaufen. Damit war er aus dem württembergischen Staatsverband ausgeschieden.

1848

Mit seinem ehemaligen Vaterland kam er dann 1848 in Konflikt. An der Spitze eines revolutionären Haufens fiel er mit Hecker in Baden ein. Seine Legion wurde aber bei Dossenbach von den Württembergern in die Flucht geschlagen. Herwegh war einer der ersten, der sich durch die Flucht rettete. Der einst „Lebendige“ mußte verstummen, wurde ein Toter lange vor seinem Ende (1875). In seiner selbstverfaßten Grabsteininschrift hat er der Nach-

welt seine Enttäuschungen über seine Gegner auf dem Friedhof zu Liestal bei Baden-Baden hinterlassen: „Von den Mächtigen verfolgt, von den Knechten gehaßt, von den meisten verkannt, von den Seinen geliebt“.

Der Dichter Herwegh

Spuren dichterischer Anlagen und Qualität zeigte Georg Herwegh schon als Vierzehnjähriger, indem er als Landexamenskandidat in Balingen sechs lateinische Verse (Probesisticha) seiner Meldung zum Landexamen beifügte, die ins Deutsche übertragen etwa lauten: „Nach einem Balingen Winter schönes vielversprechendes Frühlingswetter. Frühlingsflor im wunderschönen Monat Mai auch am Fuße der hochgelegenen Balingen Berge, und ringsum in diesem Blütenmeer die jubelnden Wirbel der neben dem pflügenden Ackersmann in den Maimorgen aufsteigenden Lerchen“. Die künftigen Erfolge verdankte er seiner lebendigen Hingabe und seinem Eindringen in Geist und Sprache des Altertums.

Freiheitliche Gesinnung hatte Herwegh schon von Jugend an. Denn in der demokratischen Luft Balingens erlebte der leicht empfindliche, nachdenkliche Knabe drei wichtige Lebensjahre, wo schon 1764 die Bürger einen Steuerstreik inszenierten und wo dann 1848 der Endinger Pfarrer Franz Hopf lebte (der „Neinsager“ im Landtag), der Friedrich Rösler zur Flucht in die Schweiz verhalf, als er auf den Asperg gebracht werden sollte. Die zarte Knabenseele erfüllten frühzeitig die aus der Umwelt angenommenen Eindrücke und aufgenommenen Grundsätze, sie ließen ihn zum Dichter werden. Was er in Stuttgart Antidemokratisches sah und erlebte, die Kehrseite zum demokratischen Milieu des Balingen Bürgertums und seiner Verwandten, verletzte ihn umso mehr.

„Den Gegensatz gegen die Mächtigen der Erde zu betonen und das Königtum der Hütte zu preisen, das den Dichtern zukomme, die er dann auffordert, dem Volke das frei Wort zu predigen“, führten ihn zur Verherrlichung demokratischen Prinzips. Seine Freiheitslieder, die ihn zum lautesten Stimmführer jener Zeit machten, beeinflussten die 48-Kämpfe. Ihm gelangen die Gedichte eines „Lebendigen“, die vortreffliche „Elegie“ oder das ahnungsschwere Reiterlied: „Die bange Nacht ist nun herum, wir

reiten still, wir reiten stumm und reiten ins Verderben“. Aus seinen Liedern spricht aber zu viel Schwärmerei und Zukunftsträumerei von Volksherrlichkeit und anderen Unmöglichkeiten. Sein Haß wirkt auf die Dauer hohl, denn er kennt keine Grenzen der Volksmoral mehr („Aufruhr“): „Reißt die Kreuze aus der Erden/Alle sollen Schwerter werden/Gott im Himmel wird's verzeihen“. Schließlich wird er sogar zum Hetzer („Das Lied vom Hassé“): „Und wo es noch Tyrannen gibt, die laßt uns keck erfassen, wir haben lang genug geliebt und wollen endlich hassen“. Durch seine Flucht (1848) war er dem Fluch der Lächerlichkeit verfallen, und der einst „Lebendige“ war ein Toter lange vor seinem Ende. Es sei zugegeben, daß er durch seine aufwühlenden Gedichte 1841 weite politisch interessierte Kreise ansprach.

Der württembergische Freiheitssänger und gescheiterte Revolutionär

Wenn Herwegh heute von den Kommunisten der DDR als Programmheft für sozialistische Feierstunden benutzt wird, so stellen diese politischen Komponenten in den Mittelpunkt. In Ereignissen der Jugend Herweghs wie in seinem Maulbronner Seminaufenthalt, seinem gescheiterten Stiftsbesuch, seiner Einberufung zum Militär und seiner Desection sehen die Marksteine seines politischen Werdegangs. Aber in keiner erhaltenen Akte ist er ein politisch verdächtiges Element, vor dem zu warnen wäre. Nach Franz Mehrings Ansicht gehört Georg Herwegh „zu den glänzenden, aber unglücklichen Talenten, die mit ihrem ersten Wurf gleich ihr Bestes oder selbst schon ihr Alles gaben. Seinem Dasein fehlt der heiße Sommer und der fruchtbare Herbst und selbst das wärmende Herdfeuer des Winters. Er war ein kurzer strahlender Frühling, und danach kam eine lange Nacht, arm an Arbeit und arm an Freuden.“

Literatur u. a.: E. Hesselmeyer, Nachträge zu den Mitteilungen um den jungen Herwegh (Staatsanzeiger 1932) August Lewald, Georg Herwegh (1841), Franz Mehring, Sozialistische Lyrik, 1961, Schiller-nationalmuseum Marbach, Verschiedene Akten, Süddeutsche Monatshefte, 1908, Gerhard Taddey, Georg Herwegh und Württemberg, 1970.

Das Landkapitel Ebingen-Schömburg

Von Fritz Scheerer

Vorbemerkung: Der zeitliche Rahmen dieser Abhandlung soll sich von den Anfängen der Christianisierung unserer Gegend bis zur Schwelle der durch die Reformation heraufgeführten Erschütterungen der mittelalterlichen Landkapitelverbindungen erstrecken. Dabei soll vor allem die Geschichte des Landkapitels Ebingen-Schömburg zur Darstellung kommen.

Die ersten Zeugnisse christlichen Glaubens sind bei uns die Goldblattkreuze von Burgfelden, Dotternhausen, Lautlingen und Gammertingen und der lateinische Psalmvers auf einem Beschlag von Weilheim bei Balingen. Die Goldblattkreuze sind aus dünnem Goldblech geschnittene, gleicharmige griechische Kreuze, die vor allem in Männergräbern, in jüngerer Zeit auch in Frauengräbern geborgen wurden und aus der Zeit nach 600 in alemannischen Adelsgräbern festzustellen sind. Um 700 dürfte der größte Teil der Bevölkerung dem Christentum angehört haben, wenn auch die Kirchen in schriftlichen Quellen erst später erwähnt werden. (s. Heimatk. Blätter August 1975). Mit Hilfe der Kirchensprengel, die wir von 1275 ab kennen lernen, der Zehntverhältnisse und vor allem der Heiligen der Pfarrkirchen können wir einigermaßen ein Bild der kirchlichen Organisation entwerfen.

Von Anfang an gehörte unser Gebiet zum Bistum Konstanz, das zwei Drittel von Württemberg, ganz Südbaden und Hohenzollern, Allgäu und Vorarlberg, sowie den deutschsprachenden Teil der Schweiz umfaßte. Auf dem Lande nahm das Parochialsystem seinen Ausgangspunkt von kleinen schmucklosen Holzkirchen. Eine solche Kirche ist 1094 für Dürrwangen bezeugt. Früh entstanden daneben auf fiskalischem Boden die königlichen Eigenkirchen und auf den Gütern kirchliche Stiftungen weltlicher Grundherren (Burgfelden) und geistlicher Grundherren. Frommern und Truchteltingen bekamen Galluskirchen.

Alle diese Kirchen waren Brennpunkte des kirchlichen Lebens auf dem Lande. Sie erfreuten sich einer bevorzugten Stellung „hinsichtlich des öffentlichen Gemeindegottesdienstes, der Spendung der Sakramente, des Begräbnisrechts und des Zehntbezugs“ (Ahlhaus). Es waren wohl zunächst Großpfarreien wie in Ebingen, wo der Sprengel der Martinskirche über den Großen Heuberg und Hardt hinweg bis zur Donau reichte und für einen großen Teil der Scherragrafschaft war. Die meisten Kirchen treten aber erst im 13. Jahrhundert ins Licht der

Geschichte, obwohl sie zweifellos schon länger bestanden haben.

Der Klerus gruppierte sich um die Mittelpunkte des kirchlichen Lebens, die Pfarrkirchen. In der Regierung der Diözese standen neben dem Domkapitel als den alleinberechtigten Ratgebern des Bischofs seine ausführenden Vertreter, die „Archipresbyter“ und Dekane, als Zwischeninstanz zwischen Bischof auf der einen und Klerus und Volk auf der anderen Seite. Über die Anfänge der Landdekanate liegt aber bei uns ein tiefes Dunkel, vor allem über den Zeitpunkt ihrer Entstehung. In Westfranken sind sie schon in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts festzustellen. C. Fr. Stälin meint, ihr Anfang sei nicht mehr auszumachen, während G. Bossert (BWKG I, 1886) zur Feststellung kommt, daß die ältesten sicheren Kenntnisse für ihre Existenz bei uns nur bis ins 12. Jahrhundert zurückgehen.

Nach dem Anwachsen der Parochien und der Zahl der Geistlichen wird sich die Notwendigkeit der Schaffung neuer „Lokalgewalten“ zwischen Pfarramt und Bischofskurie ergeben haben. Der Ausbau des Pfarrsystems folgte der Entwicklung und Vermehrung der menschlichen Siedlungen. An die weltlichen Sprengel, wie Gaugrafschaften, werden sich die Grenzen angelehnt haben. Die ersten Dekanate im Bistum Konstanz tauchen 1130 auf. Es ist dies ein Dekan von Müllheim am Westrand des Schwarzwaldes. Archipresbyter und Dekan bestanden hier noch nebeneinander. Im Jahr 1161 wurde zu Truchteltingen ein Streit zwischen den Kirchen Kohlstedten und Offenhausen wegen des Zehnten in Bernloch bei Münsingen entschieden und zwar durch Friedrich, den Vorsteher des Landkapitels Urach und durch Burchard, das Haupt des Landkapitels Münsingen.

Vom ersten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts an mehrte sich dann im Bistum die Zahl der meist mit Namen genannten Kapitelvorsteher: 1217 wird ein Dekan von „Hetinga“ (Hettingen bei Sigmaringen) erwähnt (WUB II S. 69). Vor 1268 ist Heinrich von Hohenberg Dekan in Schömburg für das Landkapitel Ebingen-Schömburg, und 1275-1293 hatte Heinrich von Tieringen die Pfarreien Ebingen, Schömburg, Tieringen, Engstlatt, Mägerkingen und Stetten am kalten Markt inne und war zugleich Dekan des Landkapitels (W. Stettner und H. Jänichen, die Dekane des Landkapitels Ebingen-Schömburg, Zeitschrift f. württ. Landesgeschichte 1960) Für die folgende Zeit werden die Pfarrer der verschied-

sten Pfarreien als Dekane genannt, so 1311 ein Albrecht von Ebingen, 1338 ein Heinrich von Hausen a. d. Donau oder 1344 ein Konrad Reck von Lautlingen, usw. Bis 1534, bis zur Reformation in Württemberg werden für das Kapitel Ebingen-Schömburg rund 20 Dekane urkundlich erwähnt (ZWLG. 1960).

Das Dekanat ist bei allen Nennungen ein eigenes Amt, erscheint aber regelmäßig in der Verbindung mit dem Besitz einer Pfarrpfünde (s. oben). Dekan Burchard von Offenhausen wird als Pleban (Leutpriester) bezeichnet (OAB. Münsingen). Die Dekane führten die Aufsicht über die unterstellten Kleriker und waren zugleich die untergeordneten Vollzugsorgane in der bischöflichen Regierung. Ihrem Range nach standen die Dekane in der Mitte zwischen Archidiakon und den Pfarrern.

Nach dem Liber decimationis, der ältesten und amtlichen Statistik des Bistums, dem Steuerbuch für Kreuzzugszehnten (s. Heimatk. Blätter Aug. 1975) zerfiel die Diözese in 10 Archidiakonate und 64 Landdekanate. Hier wird auch im Archidiakonat „ante nemus (vor dem Wald) sive nigrae silvae“ (Schwarzwald) das Dekanat „Schönenberg“ (Schömburg) als 7. genannt.

Umfang des Landkapitels

Ihrem Wesen nach waren die Landkapitel Gebietskörperschaften (Ahlhaus), also auf einen bestimmt umschriebenen Raum aufgebaut, an dem zunächst wenig Veränderungen vorgenommen wurden, wie besonders unser Landkapitel zeigt. Im Liber decimationis von 1275 (Dekanat Schömburg), in den zwei Libri quartarum (Dekanat Ebingen) und bannalium (Dekanat Schömburg) von 1324, dem Liber taxationis (Dekanat Ebingen) von 1353 usw. sind nur 1360-1370 (Dekanat Nusplingen) kleine Veränderungen vorgenommen. Um 1400 wurde Ebingen dauernd Kapitelsitz. In die Grafschaft Scherra teilten sich die Landkapitel Ebingen-Schömburg und Wurmlingen-Trossingen.

Gegen das Dekanat Haigerloch war als Grenze die Hohenberger Forstgrenze „auf der Scher“ bestimmend, die ziemlich genau der Scherragrafschaft entsprach. Die Grenze des Dekanats verlief von Schörzingen aus östlich des Weiherbaches in Tübingen vorbei, erreichte den Wenzelstein bei Erzingen, den Grauenstein bei Weilheim, Dietenstaig bei Balingen (Überlandwerk Eppler) und zog dann am Albtrauf entlang bis Onstmettingen, dann zwischen Fehla/Lauchert und Schmieda über Harthausen a. d. Scher und Benzingen zur Donau bei Gutensein, überschritt sie und verlief über Vilsingen, Leiberdingen, Kreenheinstetten, Beuron auf den Großen Heuberg nach Böttingen und zum Lemberg. Das Dekanat umfaßte nach dem Liber decimationis folgende Pfarreien: Schömburg, Dautmefgen, Dormettingen, Dotternhausen, Roßwangen, Endingen, Frommern, Dürrwangen, Tieringen (Ober-) Digisheim, Meßstetten, Margrethausen, Lautlingen, Burgfelden, Onstmettingen, Tailfingen, Truchteltingen, Ebingen, Ehestetten, Nusplingen, Deilingen, Schörzingen, Wehingen, Egesheim, Böttingen, Irndorf, Burk-Straßberg, Harthausen, Benzingen, Storzdingen, Fronstetten, Vilsingen, Beuron, Stetten a. k. Markt, Hausen/Donau, Leiberdingen, Kreenheinstetten und Gutenstein, also insgesamt 38 Pfarreien. Die Namengebung der Landkapitel erfolgte nach dem jeweiligen Amtssitz des Dekans (Ebingen usw.) oder nach dem Ort der Kapitelversammlung (Munderkingen) oder nach allgemein geographischen Begriffen (Linzgau). Bei unserem Landkapitel ist bis ins 15. Jahrhundert die Bezeichnung nach dem jeweiligen Pfarr- und Wohnort des Dekans beibehalten worden. Selbst nach der Reformation wurde dieser Namen Landkapitel Ebingen weitergeführt, noch als die Ebingen zum Protestantismus übergetreten waren. Die Wahl des Dekans erfolgte auf der Kapitelversammlung, die vom Kammerer, dessen Hauptaufgabe die Rechnungsführung war, einberufen wurde.

Die einzelnen Pfarreien des Landkapitels

Die Pfarrei Schömburg wird erstmals 1268 erwähnt. Damals war ein Ussar aus dem Geschlecht der ritterlichen Ministerialen von Hohenberg in Schömburg Pfarrer (WUB 6.413). Die Pfarrkirche St. Peter befand sich außerhalb der Ringmauer, sehr wahrscheinlich in dem bereits 768 erwähnten Altheim, dem heutigen „Dörfle“. Innerhalb der Stadtmauer stand die Marienkapelle, die sich allmählich zur Hauptkirche entwickelte. Zur Pfarrei gehörten Ratshausen und Kernhausen (abgegangen). Die Nikolauskapelle zu Weilen wurde im 15. Jahrhundert teils der Pfarrei Sontheim (heute Sonthof) mit einer Martinskirche, teils der Pfarrei Schömburg zugerechnet (bis 1851 Filiale von Schömburg).

Die Pfarrei Dautmergen (Tutmaringen), der keine Filialen zugeteilt waren, wird 1275 erstmals erwähnt. Es wird zu Anfang des 14. Jahrhunderts erstmals die Patronin der Kirche, St. Verena, genannt. Schon 843 wird eine Verena-Kirche in „Burc-Straßberg“ erwähnt.

1263 wird erstmals die Pfarrei Dotternhausen erwähnt (WUB 6.92). Als Kirchenheiliger ist seit dem 15. Jahrhundert der Hl. Martin bezeugt. Ob diese

Kirche nun einen ähnlich großen Sprengel wie die benachbarte Isinger Martinskirche gehabt hat, ist fraglich, denn in der Schömberger Gegend ist schon 1268 die Sontheimer (= Suntheim, Südheim) Martinskirche bezeugt (s. oben). Dagegen gehörte zur Ebinger Martinskirche, die außerhalb des Mauerringes war und auf einem alemannischen Gräberfeld steht, ein großer Sprengel, bis zur Reformation Winterlingen, Hossingen und Heinstetten. Heinstetten wurde 1523/24, Winterlingen nach der Reformation losgelöst. Bitz blieb bis 1830 Filiale von Ebingen. Nach der Reformation wurde die evangelisch gewordene Pfarrei Ebingen dem Dekanat Balingen zugewiesen, während ein katholisches Kapitel Ebingen bis ins 19. Jahrhundert hinein bestehen blieb. Seit 1311 waren die Ebinger Pfarrer öfters Dekane (s. oben).

Die Pfarrei Dormettingen wird erstmals 1275 erwähnt. Die Kirche war nach Berichten von 1508 „Unserer lieben Frauen“ geweiht, jedoch 1777 wird der Hl. Matthäus als Patron genannt. Der Sprengel umfaßte nur die Dormettinger Markung. Vielleicht gehörte aber das 793 genannte, doch abgegangene Juchhausen (Oberweiler?) oberhalb Dautmergen im Schlichemtal zum Sprengel. Der Kirchensatz gehörte 1345 den Herren von Sontheim als hohenbergisches Lehen und wechselte später öfters (Balgheim, Stain zu Stainegg, Ifflingen).

Die Kirche zu Roßwangen war St. Johannes dem Täufer geweiht. Das Patronat hatten die Grafen von Zollern, wie aus dem Kaufvertrag von 1403 zwischen Zollern und Württemberg hervorgeht, oder aber die Ortsherren, denn 1337 ist ein Angehöriger der Kers, die eine Burg in Roßwangen hatten, als Kirchherr bezeugt. Der Roßwanger Pfarr-Rektor hatte 1275 auch die Pfarreien Truchelfingen, Frohnstetten und Aggenhausen inne. Kirchenheiliger ist St. Silvester. Die Pfarrei war ordentlich mit Gütern versehen.

Die Galluskirche in Truchelfingen dürfte schon im 9. Jahrhundert vom Kloster St. Gallen gegründet worden sein, das im 12. und 13. Jahrhundert den größten Teil von Truchelfingen besaß, so u. a. den großen Maierhof. 1496 bezog die Pfarrei den

gesamten Zehnten. Der erstgenannte Leutpriester war ein Hermann.

Eine Galluskirche besitzt auch Schörzingen, das 785 erstmals erwähnt wird. Die Pfarrei wird dann 1275 erstmals genannt. In Frommern kam 793 ein Teil des Ortes an St. Gallen, das einen Fronhof einrichtete, eine Kirche und eine Mühle erbauen ließ. Schon 1228 wird die Pfarrei erwähnt. Zum Pfarrsprengel gehörte, frühestens von 1324 an, die vorher selbständige Dionysius-Kirche Weilheim, die 1463 wieder herausgelöst wurde, deshalb Separationszinsen bezahlen mußte, aber später wieder von Frommern betreut wurde.

Die Kirche zum Hl. Blasius in Endingen, die 1275 schon selbständig war, ist wohl kaum eine Gründung des Klosters St. Blasien, denn das Kloster war in Endingen nicht begütert. Die Pfarrei war einigermaßen mit Gütern ausgestattet. 1303 war ein Heinrich von Endingen hier Pfarrer. Um 700 setzte die Zeit der Gründung der Peterskirchen ein, die wir in Tailfingen, Schömberg (s. oben), Nusplingen und Dürrwangen finden. So dürfte die Peterskirche in Dürrwangen älter sein als die Galluskirche in Frommern. Die Dürrwanger Kirche wird 1094 als Holzkirche in der Schenkung der Landolte von Winzeln an das Kloster St. Georgen benannt. Sie zahlt Abgaben an dieses Kloster, das fernerhin den Pfarrer präsentierte (1275 Walter von Laubegg). Zum Sprengel gehörte bis 1395 Unterwannental, Stockhausen blieb immer bei der Pfarrei.

Der Heilige der Tailfinger Kirche, St. Peter, ist für 1462 erstmals bezeugt, während die Pfarrei schon 1275 erwähnt wird. Die Einkünfte der Pfarrei waren mittelmäßig. Der Pfarrektor von Tailfingen hatte 1275 gleichzeitig die Pfarreien Böhringen und Wehingen inne. Anders lagen die Verhältnisse bei der Pfarrei Nusplingen mit einer Peterskirche, heutige Friedhofkirche, zu der als Filialen bis 1507 Obernheim und Hartheim mit Unterdisgheim bis 1557 gehörten. Die Pfarrei wird erstmals 1246 erwähnt (WUB 6,467), als hier ein Burkard Pleban war. Sie war ziemlich gut ausgestattet und mußte dem Bischof die Quart geben.

Schluß folgt

So schreibt man's – nach Duden

Von Dipl. Ing. R. Kerndter

Auch 1980 ist ein Gedenkjahr, in dem das Örtliche sich als Teil eines umfassenden Ganzen erweist. Es geht um das Schrifttum auch unseres heimatischen Bezirks. Die Mundarten schaffen auch heute noch im Zollernalbkreis ein sprachlich reges Leben, obwohl die allgemeine kulturelle Entwicklung immer mehr die Schriftsprache an Boden gewinnen läßt. Wie stark noch die sprachliche Differenzierung ist, erlebt man beim Vergleich der Alltagssprache etwa in Balingen, Tübingen, Albstadt, Onstmettingen; bei feinerem Hinhören kann man sprachliche Unterschiede z.B. schon zwischen Geislingen und Ostorf feststellen.

Es handelt sich um recht verschiedene Klangbilder einer schwäbischen Lautung, die aus mittelhochdeutschen und althochdeutschen Sprachstufen hervorgegangen ist. Doch diese örtlichen Sprachfelder sind nur kleine Ausschnitte aus dem Deutsch, das als flektierende westgermanische Sprache heute unter Einrechnung von teilweise kleinen Gebieten auch in den Ländern Österreich, Ostschweiz, Südtirol, Elsaß, Luxemburg, Balkan, Rußland, USA, Brasilien usw. von 120 Millionen Menschen gesprochen wird. „Deutsch“ als Sprache ist also auch ein heimatischer Begriff; oft kompliziert bei der schriftlichen Fixierung des Dialekts.

Ist „Sprache“ allgemein die lautlich artikulierte, logische Mitteilungsfähigkeit und damit Ausdruck einer bewußten Geistigkeit, die den Menschen vom Tier unterscheidet, dann bedeutet „Schrift“ die Möglichkeit, in sichtbar geformten Zeichen die Sprache wiederzugeben. Unmittelbar gelingt dies meist bei symbolischen Bilderschriften, schwieriger ist die Verwendung von „Buchstaben“, von besonderen Schriftzeichen, aus denen sich die Wörter zusammensetzen. Dafür gibt es bestimmte Regeln, die man unter dem Begriff „Orthographie, Rechtschreibung“ zusammenfaßt. Man meint damit eine einheitlich festgelegte Schreibordnung, die z.B. 1901 für das Deutsche Reich geschaffen wurde, später aber teilweise Änderungen erfuhr. An Vorgängern solcher Schreibregelung hat es natürlich nicht gefehlt, hat doch eigentlich jedes Wort seinen spezifischen Aufbau und damit auch seine eigene Darstellungsart.

Vor genau hundert Jahren, also 1880, hat Dr. Konrad Duden ein „Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache“ herausgegeben. Dieser am 3. 1. 1829 auf dem Gut Bossigt bei Wesel geborene Sprachforscher studierte ab 1846 in Bonn und war dann als Erzieher auf längeren Reisen in Frankreich, England und Italien tätig. Seit 1859 war er Gymnasiallehrer in Soest; 1869 wurde er Gymnasialdirektor

in Schleiz und 1876 in Hersfeld. In Leipzig gab er 1872 ein Buch heraus mit dem Titel „Die deutsche Rechtschreibung; Abhandlungen, Regeln und Wörterverzeichnis mit etymologischen Angaben“. In Berlin vertrat er 1876 bei der „Orthographischen Konferenz“ einen maßvollen Fortschritt; im gleichen Jahr erschien in Leipzig sein Werk „Die Zukunftsothographie“. Berühmt wurde das erwähnte, 1880 herausgegebene Werk „Orthographisches Wörterbuch“, ihm folgten 1884 in Leipzig der „Orthographische Wegweiser für das praktische Leben“ und „Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik“. Duden wollte 1880 „nach den neuen preussischen und bayerischen Regeln“ ein Werk schaffen, das allen Beteiligten die Sicherheit einer einheitlich angewandten Rechtschreibung bieten sollte. Darum bemühten sich bekanntlich auch F. Brockhaus und J. Meyer. Am 1. 8. 1911 ist K. Duden in Sonnenberg bei Wiesbaden gestorben.

Beim Aufbau eines „Orthographischen Wörterbuchs“ muß man sich auf eine Auswahl von Wörtern beschränken, denn man heißt mit Recht die sich ständig erweiternden Kultursprachen „unersättliche Ungeheuer“. Ferner hat man möglichst alle Lebensgebiete zu berücksichtigen, da Fachsprachen mit ihren Spezialausdrücken eine Sonderbehandlung erfordern. Duden ging davon aus, daß zwischen Laut und Schrift nie volle Übereinstimmung besteht und es deshalb bei allen Schriftsprachen zu Schwierigkeiten in der Rechtschreibung kommen muß. Die „Mannheimer Dudenredaktion“, eine sachkundige Gruppe von Germanisten, gibt unter Anlehnung an den Meister des sogenannten „Großen Duden“ in stark erweitertem Programm heraus. Zu ihm zählen neben der Rechtschreibung ein Stilwörterbuch, ein Bildwörterbuch, eine Grammatik, ein Fremdwörter, Aussprache- und Herkunftswörterbuch. Ergänzungsbände sind „Die Rechtschreibung geographischer Namen in Deutschland und in Europa“, ferner „Dudenbeiträge“ über die „Besonderheiten der Schriftsprachen“ in Europa, und „Geographische Namenslisten“. Bezüglich der Phonetik, der Wissenschaft von der Hervorbringung, physikalischen Struktur und Wahrnehmung von Stimmen und Lauten, besteht Anschluß an das „Internationale Lautschriftsystem“, an die 1886 geschaffene „Association Phonétique Internationale“. Der vom Sprachwerkzeug unter dem Namen „Artikulation“ erzeugte Schall soll durch die „Phonetische Transkription“ sich aus Laut in Schrift verwandeln.

In Deutschland ist das 1935 in Berlin gegründete, seit 1957 in Münster arbeitende „Deutsche Sprach-

archiv“ mit der Aufgabe betraut, Sprechtexte auf Schallplatten, Tonbändern und Tonfilmen zu sammeln und insbesondere eine „Lautbibliothek der deutschen Mundarten“ bereitzustellen. Die Lautgesetze beziehen sich aber nicht nur auf die sprachgeschichtlichen Veränderungen von Lauten im einzelnen Wort, sondern haben im „Lautwandel“ eine breitere Basis auch im deutschen Sprachraum. Für Konrad Duden waren Einzeluntersuchungen wichtig, aber er interessierte sich auch für den ganzen Wortschatz unserer sich mit den Jahrhunderten wandelnden Literatur; er suchte die historische Tiefe bei den Belegen für den Wortgebrauch im einzelnen. Probleme gibt es heute im Deutschen hinsichtlich der Rechtschreibung besonders bei der Großschreibung, bei den Dehnungszeichen (h), bei gleichen Lauten (f,v) und bei der Zusammenschreibung.

Unter „Literatur“ kann man die schriftlich niedergelegten Äußerungen des menschlichen Geistes verstehen; Mundartliteratur pflegt örtlicher Spiegel zu sein. „Stil“ ist dabei das gemeinsame Formgefühl, die seelische Eigenart der Ausdrucksweise. Vom Sprachschöpfer Luther sagte der Dichter Conrad Ferdinand Meyer: „Auf einer grünwuchs'nen Burg versteckt hat er die Bibel und das Deutsch entdeckt“. Auch das Werk von Konrad Duden, das sich insbesondere um die „Einheitsschreibung im deutschen Raum“ bemühte, kann man ein sprachschöpferisches heißen. Denn auch für die Sprachkunst gilt, daß für sie neben dem Inhalt die Form bestimmend ist. Das Wort, der Satz, die Rede als sinnvolle lautliche Äußerung läßt sich in der Schrift fixieren. Die Sprache der Schrift gewinnt aber an Bedeutung, wenn man ihr neben dem Inhalt auch eine richtige und damit würdige Form gibt. Es charakterisiert also Wertstufen, wenn man sagt: „So schreibt man's – nach Duden!“

Maiglöckchen (Convallaria majalis)



Wenn der Laubwald schön grün geworden ist, aber noch genügend Licht den Boden trifft, dann treiben die wie ein Spieß geformten Blätter des Maiglöckchens aus dem Erdreich, und beim Entfalten der Blätter erkennt man schon die Blütenknospen an dem sich streckenden Stengel. Die stark duftenden, zarten weißen Glöckchen erfreuen jung und alt. Der angenehme, leicht betäubende Duft kommt von einem ätherischen Öl, das solange wirksam ist, bis die Blüte bestäubt wurde. Es ist also zugleich ein Lockmittel für Insekten. Nur nach einer Seite hängen die kurzgestielten, am Rande leicht gezipfelten Glöckchen. Eine Art hat am Grunde der Blüte dunkelrote Flecken. – Der Fruchtknoten entwickelt zunächst grüne, dann rote Beeren. Die ganze Pflanze ist stark giftig, sie enthält vor allem Saponin. – Im Boden hat das Maiglöckchen einen stark wuchernden Wurzelstock, an dessen Enden im Frühjahr die neuen Pflänzchen emporwachsen. Aus diesem Grund tritt das Maiglöckchen immer in großer Gesellschaft auf.

Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 27

30. Juni 1980

Nr. 6

Dem Straßberger Freskomaler Hermann Anton Bantle zum Gedächtnis

Von Fritz Scheerer

An der Südwand seiner Heimatkirche, der Verena-Kirche zu Straßberg, hält eine Bronzetafel das Gedächtnis an den vor 50 Jahren in München verstorbenen und dort auf dem Waldfriedhof beigesetzten Künstler Hermann Anton Bantle wach: „Dem Meister christlicher Kunst, dem Gottsucher, dem treuen Sohn seiner Heimat Hermann Anton Bantle, geb. 22. 4. 1872, gestorben 27. 7. 1930. Die dankbare Gemeinde Straßberg“. Zusammen mit einem kraftvollen ornamentalen Schriftbild symbolisieren Kreuz, Palette und Pinsel das Schaffen des Straßberger Freskomalers. Seine innere Religiosität kennzeichnet die Umschrift: „Um die Sache Christi zu malen, muß man mit Christus leben“.

Schon in das offene Bubengemüt von Hermann Anton strahlten dörfliche „Originale“ der 80er Jahre wie der Straßberger „Gassenschmied“, der „Schneidermichel“, der „Storchenkaspar“ und andere oder Gestalten wie die blauäugige, hochstirnige Hebamme, die er in späteren Jahren mit wenigen Sätzen buchstäblich vor uns hinstellt. Als er an Hand seiner Tante erstmals die Mauruskapelle bei Beuron besuchte, führte die Tiefe seines Erlebens im Seelischen zu einer Art Verückung. Die Tante mußte den Buben regelrecht wegzerren. Dir zarte Lyrik und Feinheit der Farbe, „das Seherische, das unsagbar Reine und Adelige der Muttergottes schauen“, war für ihn ein einmaliges Erlebnis und wirkte auf ihn überwältigend. Es ist wie Stehr schreibt: „Die wahrhaft entscheidenden Ereignisse im Leben sind die Bewegungen unseres Innern“. Nach diesem Besuch der Mauruskapelle standen die Erzabtei und die Gestalten eines Paters Desiderius Lenz (gest. 1928) und P. Gabriel Würger vor unserem Straßberger Buben „wie Hüter des heiligen Gral“. Nicht umsonst ist Bantles erstes Freskobild in Laiz ein „Christophorus“, später nach einer Beuroner Skizze Würgers ausgeführt worden. Pater Desiderius, der Haigerlocher Malermönch, wurde richtunggebend für sein ganzes späteres Schaffen.

Künstlerische Begabungen waren schon in der Familie. Der Großvater Josef Schilling war Bildhauer und Maler. Er stand im Dienste des Klosters bzw. im Dienste der Gründerin Beurons, der Fürstin Katharina von Hohenzollern. Von seinem hochverehrten Großvater schuf Bantle schon mit 20 Jahren ein Porträt, das das seelenvolle Antlitz, in dem des Lebens Mühe und Arbeit die Runen gezeichnet hatten, schön charakterisiert. Ergreifend war die

Dankbarkeit und Verehrung des Künstlers für seine Mutter, wie Briefe beweisen. Ihr hat er in den Fresken in der Kapelle zu Kaiseringen ein Denkmal persönlichen Dankes gesetzt. Von der Mutter hatte er „seine zähe Energie, die ungebrochene Vitalität, mochte es auch an depressiven Stunden nicht fehlen; sodann die phantasievolle Glut seines Innern, nicht zuletzt die tiefe Religiosität“, die eine Lebensbedingung seines ganzen Mühens und Schaffens war.

„Mutter und Sohn schöpften aus demselben Gleichklang der Seele“ (Pfeffer). Die Ausbildungsjahre in Ebingen bestritt die Mutter. Da er kein Weltkind war, trat er in Beuron bei den Benediktinern ein. Doch er blieb nicht Mönch. Im Frieden mit seinen Öperen trat er aus dem Orden wieder aus. Von Beuron aus suchte er sein künstlerisches Ideal in München zu verwirklichen. Die erste Reise nach München erfolgte am 11. Januar 1901. Aber München bot ihm auch nicht, was er suchte: „Die Freskotechnik als Schaffensgrundlage“. Es zog ihn 1905 nach Rom.

Auf dem Boden Roms schuf Bantle als erste Arbeit die Entwürfe für die Deckenbilder der Haigerlocher Schloßkirche. Bei seiner Rückkehr wurde ihm dann die Restaurierung der Schloßkirche übertragen. Die Haigerlocher Zeit zählt zu seinen glücklichsten Tagen. Er kehrte immer wieder nach Rom zurück. Außerhalb Roms, in den Sabinerbergen, in der Campagna, in den Abruzzen, suchte und fand er seinen Antonion, seinen Umberto oder wie sie sonst heißen. Sie sind in Porträts festgehalten.

Die Jahre nach 1914 verfinsterten sein Gemüt. Der 1. Weltkrieg warf seine Schatten voraus, den er im Heeresdienst 1917/18 an der Schweizer Grenze er-



lebte und unter dem er seelisch bitter schwer gelitten hat. In seinen späteren Passionsdarstellungen kam dies deutlich zum Ausdruck. Dann kam die Inflation und er erlitt unsäglich Not, wie seine Briefe zeigen. So schrieb er am 20. August 1923 nach Freiburg: „Senden Sie mir Geld für die Fahrkarte. Hier in der Umgegend bekommt man überhaupt kein Geld mehr, nur noch Schecks, die man niemals brauchen kann. Mit ist das Leben unsagbar entleert. Aber es geht anderen auch so“. Erst gegen 1930 hatte Bantle wieder sicheren finanziellen Boden unter den Füßen. Es war aber zu spät. Schon 1925 schrieb er, eine Brustfellentzündung sei eine langwierige Sache. Die Mittel für ein Zimmer fehlten ihm damals, er mußte in seinem Atelier hinter einem Vorhang schlafen, denn er mußte unglaublich sparsam leben. Er starb in München am 27. Juli 1930. Seine letzten Zeilen gingen an seine Schwester Johanna Bubser. Sie waren ein letztes religiöses Lebenstestament.

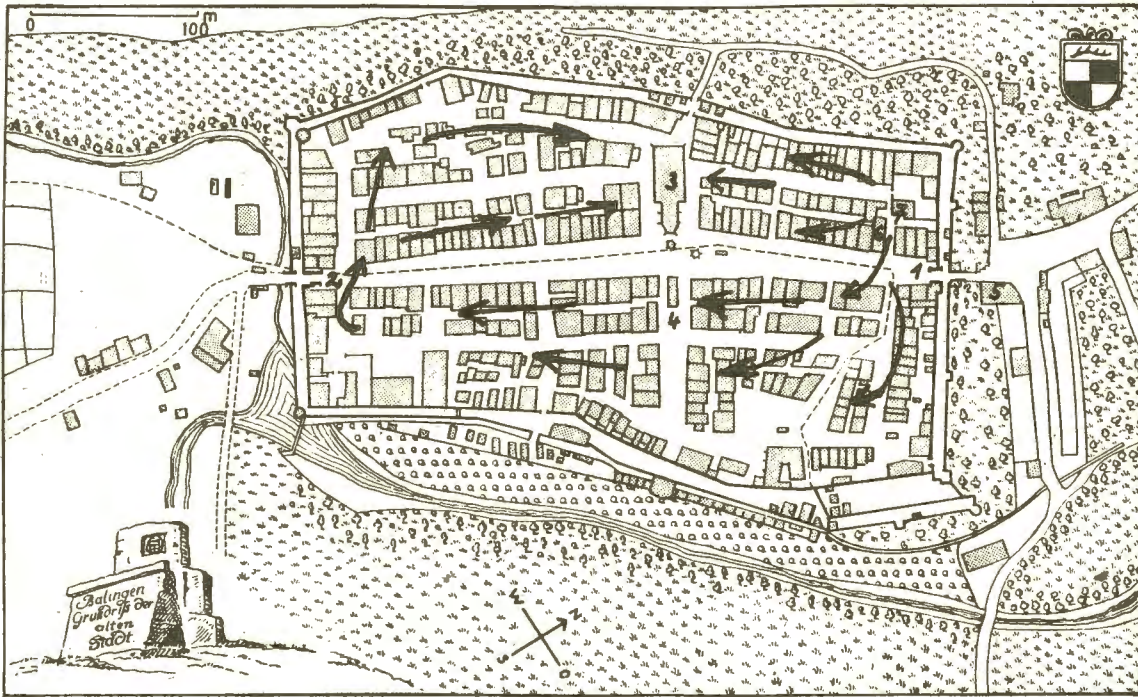
Bantles Hauptwerke

Der Strahlenkreis der Kunst Bantles geht über das damalige Hohenzollern hinaus, führt bei den Hauptwerken von der Mosel an den Oberrhein, vom Oberrhein ins Schwabenland und von da in die rheinische Metropole Köln. Von der Kirchenwand spricht er zum Volk oder wie Pfarrer Pfeffer es formuliert: „Er war ein Prediger im Malerkittel“, der eine neue Kreuzwegdarstellung vertrat. Sein Feld war die Kirchenwand.

Mit dem Jahr 1913 begann Bantles persönliche Kunst. Arbeiten in der Schweiz, in Freiburg, Bietenhausen (Deckenfreskos), Oeflingen bei Waldshut (3 Kreuzwegbilder), in Bühl die Madonna mit dem Schutzmantel, in Villingen die Anbetung der heiligen Dreikönige, auch in Vilsingen bei Sigmaringen, wo ein Engel den das Kind beleuchtenden Stern gleich einem Scheinwerfer hält, daselbst auch eine originelle „Hochzeit zu Kana“. Bilder in Dettlingen (Hohenzollern, Berufung des Petrus zum Hirtenamt). Weiter schuf Bantle Freskomalereien von tiefer geistiger Auffassung und edler Wirkung der Form und Farbe in den Chören der Herz-Jesu-Kirche zu Stuttgart und der Mariahilf-Kirche zu Freiburg. Eine der ergreifendsten Schöpfungen ist Bantles Christus am Ölberg zu Frommenhausen.

1921 begann Bantle mit der Ausmalung der Dünninger Martinskirche. Mit Unterstützung des Denk-





Grundriß der Stadt Balingen beim Stadtbrand von 1809 (aus der „Kreisstadt Balingen“); 1 Unteres Tor; 2 Oberes Tor; 3 Stadtkirche; 4 Metzgebäude; 5 Gasthof „Hirsch“; 6 „Weißer Ochse“, zugleich Königliches Postamt Balingen; 7 Stelle des Blitzeinschlags, der den Stadtbrand auslöste; → Wie der Stadtbrand sich ausbreitete.

Über den großen Balinger Stadtbrand

im Jahre 1809, die „Balinger Feueranstalt“ in jenen Jahren und die Einführung der staatlichen Gebäudebrandversicherung in Württemberg

Von Rudolf Töpfer

Als die „Kayserliche Reichsposthalterey Bahlingen“ spätestens 1757 vom Weißbochsenwirt Johannes Roller übernommen wurde, ist diese Poststation auch im „Weißen Ochsen“ untergebracht worden. Das blieb so, als später dessen Sohn und schließlich dann der Enkelsohn die hiesige Reichsposthalterey übernahmen. Letzterer erlebte ausgangs Dezember 1805 die Inbesitznahme der taxisschen Reichsposten in Württemberg durch den Staat, also das Ende der Thurn und Taxisschen Reichspost in Württemberg. Kurfürst Friedrich nahm am 1. Januar 1806 die Königswürde an und nannte sich Friedrich I. Bereits am Tage darauf wurden die in Besitz genommenen Poststationen in Königliche Postämter umbenannt und Johannes Roller war nun Königlicher Posthalter. An der räumlichen Unterbringung der Balinger Poststation änderte das alles nichts: sie blieb im „Weißen Ochsen“. Unklar war bisher nur immer, wo genau in Balingen das Gebäude des „Weißen Ochsen“ gelegen war. Doch anhand der Unterlagen über den entsetzlichen Stadtbrand von 1809 konnte diese Frage geklärt werden.

Der große Balinger Stadtbrand im Jahre 1809

Nachdem in Balingen schon 1546, 1607, 1672 und 1724 Brände gewütet hatten, brach am 30. Juni 1809 der fünfte und größte Stadtbrand aus. 55 Jahre später wurde hierüber im „Amts- und Intelligenzblatt für den Oberamtsbezirk Balingen“ ein von Gundert verfaßter ausführlicher Bericht veröffentlicht, weil damals nur noch wenige Augenzeugen lebten und die näheren Umstände dieser verhängnisvollen Katastrophe anhand der schriftlichen Ak-

ten, die von Oberamtmann von Dettinger, Stadtschultheiß Eisele sowie der Redaktion des „Schwäbischen Merkur“ zu diesem Zwecke dem Verfasser des Berichts zur Verfügung gestellt wurden, noch überschaubar waren, aber wohl bald der Vergessenheit anheimfallen würden. Zusammengefaßt steht im Gundert-Bericht etwa folgendes:

Balingen war 1809 noch von der Stadtmauer umgeben, die mit ihren vier Ecktürmen ein unregelmäßiges Rechteck bildete (400 m x 220 m), das in der Mitte der Länge nach von der Hauptstraße und vom Stadtbach durchschnitten und in zwei ziemlich gleiche Hälften geteilt wurde. Die Hauptstraße führte vom „Unteren Tor“ zum „Oberen Tor“; an ihr lagen vier Brunnen. In den geschilderten engen Raum preßten sich über 350 Gebäude, die – abgesehen von der Hauptstraße – nur durch schmale Gassen voneinander getrennt waren und wie die Glieder einer Kette zusammenhingen. Wie der Verfasser weiter berichtet, „hatten die Gebäude mit den benachbarten meistens nur eine Mauer, waren dazu größtenteils ganz alt und inwendig ausgetäfelt“. Außerhalb der Tore lagen nur wenige Häuser, so vor dem unteren Tor der „Hirsch“, die beiden Eckhäuser an der Wendung der Straße gegen Hechingen, die Gotesackerkirche und einige Privatwohnungen. Vor dem oberen Tor standen nur die beiden großen Gebäude zur Rechten und Linken desselben, gegen den Stadtbach in das Badhaus und Schießhaus sowie auf der Straße nach Tuttlingen ein paar bürgerliche Wohnungen.

Am 30. Juni 1809 nachmittags 1 Uhr schlug im unteren Teile der Stadt ein Blitz zwischen die beiden Scheuern des Webers Johannes Widmann und des Bäckers Johann Jakob Hartenstein, gegenüber der Rückseite des „Weißen Ochsen“ (heutige Untere Kirchstraße). Der Blitz zündete so schnell und heftig, daß plötzlich vier Gebäude auf einmal in heller Flamme aufloderten. Wenige Minuten später griff das Feuer auf die andere Seite der breiten Hauptstraße über. Seine Ausbreitung wurde durch die enge Bauweise und auch dadurch begünstigt, daß die oberen Böden aller Häuser direkt unter dem Dach mit Heu vollgepfropft waren und der starke Gewitterwind nach allen Richtungen wechselte. Daher kam es auch, daß stets 10 bis 15 Gebäude in vollen Flammen standen und zwar nicht nebeneinander sondern in drei oder vier verschiedenen Straßen, weshalb die Versuche, dem Feuer durch Einreißen der Gebäude ein Ziel zu setzen, mehrfach scheiterten.

Kurz nach dem Einschlagen des Blitzes war Oberamtmann Sattler am Brandplatz. Er stellte „die Reihen der Wasserbietenden“ her und sorgte für die Öffnung der Stellfallen am Stadtbach. Als er zurückkehrte, hatte das Feuer bereits die Post (den „Weißen Ochsen“) an der vorderen Straße ergriffen. Es breitete sich immer weiter aus. Hinten, vornen und mitten in der Stadt wurde eingerissen. Oft jedoch waren die dazu eingeteilten Handwerksleute mit

dem Abbruch noch nicht soweit fertig, daß der Rest vollends mit Pferden hätte umgeworfen werden können, als das wütende Feuer sie schon erreichte. Das Spritzen nahm seinen Fortgang. Als sich der Oberamtmann kurz entfernt hatte, um einen Immediatbericht an König Friedrich abzusenden, erreichte die Verwirrung den höchsten Grad. Es mangelte an einer festen Organisation. Man vergaß die gemeinsame Gefahr. Alles rettete und flüchtete. Die Passage am „Oberen Tor“ war durch ein- und ausfahrende Fahrzeuge versperrt und konnte trotz aller Mühe nicht offengehalten werden. Die Erfolglosigkeit der Bemühungen lähmte den Eifer der Helfer. Während das Feuer auf beiden Seiten der hinteren Gasse, also hinter der Post, immer heftiger fortwütete und sich immer näher an die Kirche heranwühlte, in die Hundete ihre Habe gebracht hatten, stand auch schon die entgegengesetzte Seite der Hauptstraße in vollen Flammen, wo das Feuer durch Niederreißen des isoliert dagestandenen langen Metzgebäudes zunächst aufgehalten werden konnte. Zugleich wurde das Niederreißen von Gebäuden hinter der Kirche angeordnet, doch ehe man damit fertig war, hatte der Brand schon das südwestliche Stadtviertel ergriffen. Mehrere auswärtige Spritzenmannschaften verweigerten den Gehorsam. Bei Anbruch der Nacht fand selbst der anwesende Kreishauptmann kein Gehör mehr. Schließlich griff das Feuer vom nordwestlichen auf das südwestliche Stadtviertel über, also in die bis dahin noch unberührte südliche Stadthälfte. Bald war auch das südwestliche Stadtviertel ein Flammenmeer. Das Obere Torhäuschen wagte man nicht abzureißen, um den Ausgang durch das Tor nicht zu verschütten. Gerade aber von dort wurde nun das Feuer bei anhaltendem Südwestwind rückwärts in das südöstliche Stadtviertel getrieben.

Das schreckliche Feuer wütete unausgesetzt bis zum 1. Juni 12 Uhr mittags. Dann lagen 335 Gebäude und 54 einzelstehende Scheuern und Stallungen in Schutt und Asche. Menschenleben waren nicht zu beklagen; es gab jedoch einzelne Verletzte. Der Gebäudeschaden betrug 327 326 fl (Gulden), der Mobiliarverlust 132 420 fl. Bei der Brandbekämpfung besonders ausgezeichnet hatten sich Kaspar Metz, dessen Sohn, der Turmwächter und der Kaminfegergeselle Ledermann aus Otterdingen. Sie erhielten je eine Belohnung von einem halben Louisd'or, eine ganz anständige Summe. Besonders bedenklich war, daß im Trübel des Brandes auch der verschlossene Giftschrank in der Apotheke erbrochen worden ist. Die leeren Büchsen sind später gefunden worden. Sie hatten 21 Quecksilber, Arsenik und andere Gifte enthalten. Auf deren Wiederherbeischaffung waren 100 fl Prämie ausgesetzt worden. Es ist jedoch nicht bekannt, ob sich jemand diese Prämie hat verdienen können.

Die nächste Sorge galt der Unterbringung der Abgebrannten. Sie kamen zum Teil in den an der Ostseite der Stadt zwischen Schloß und Freihof vom Brand verschont gebliebenen 55 Gebäuden (Wohnhäuser, Scheuern, Werkstätten, Waschhäuser u. ä.) beziehungsweise in Notwohnungen unter, die am Lindle und auf der Insel erstellt wurden. Die Hauptmasse der Obdachlosen jedoch war über fast alle Orte des Oberamtsbezirks verstreut, insbesondere natürlich auf Balingens Nachbarorte.

Selbstverständlich bedurften die Geschädigten, die nicht nur das Dach über dem Kopf, sondern auch ihr Hab und Gut sowie ihre Erntevorräte ganz oder zum Teil eingebüßt hatten, auch der Unterstützung. So sandte König Friedrich gleich auf die erste Nachricht von dem Unglück hin 10 000 fl aus der Hof- und Domänenkammer, ließ eine Landeskollekte veranstalten, bewilligte den Brandgeschädigten Zollfreiheit auf alle aus dem Ausland zum Wiederaufbau der Gebäude herbeigeführten Baumaterialien, gewährte verschiedene Accisefreiheiten und anderes mehr. Schließlich kam der König am 21. 9. selbst nach Balingen und ließ weitere 1000 fl sowie 200 Scheffel Dinkel verteilen. Die erwähnte Landeskollekte erbrachte 5228 fl.

Sehr bedeutend war auch die Masse der Naturalien. So hatte Ebingen noch in der Brandnacht 3 Wagen Brot geschickt. Der Fürst von Hohenzollern-Hechingen ließ 500 Laib Brot und 60 Maß Branntwein bringen, die Hechinger Judengemeinde 59 fl 42 kr und Hechingen selbst 907 Laib Brot und 60 Maß Branntwein. Sulz, Rottweil, Tübingen, Reutlingen, Horb, Herrenberg, Oberndorf, Rosenfeld, Aldingen, Otterdingen, Rottenburg, Onstmettingen und selbstverständlich auch Balingens Nachbarorte folgten diesen Beispielen. Zahlreiche Einzelpersonen, Schulmeister, ganze Schulklassen, Juristen, Schreiber, Buchdrucker, Fabrikanten, Geistliche, das Tübinger theologische Seminar, die Klosterfrauen zu Kirchberg, verschiedene Oberämter, alle Reutlinger Zünfte und andere sandten Gulden und Kreuzer. Bis von Basel her kam Geld. Die letzte Spende traf im Oktober 1811 ein. Insgesamt waren auf diese Weise an freiwilligen Geldspenden etwa 21 266 fl und Naturalien im Werte von 4522 fl auf gekommen. Die Spenden wurden von Amtspfleger Breitschwerdt, Dekan Baur und Diakon Sixt entweder nach Maßgabe des Mobiliarverlustes oder aber be-

Fortsetzung Hermann Anton Bantle
zum Gedächtnis

malantes wurden seine Kreuzwegbilder in die 1968 neuerbaute moderne Kirche übernommen. In Farbe und Ausdruck gelangen dem Künstler hier Bilder von großer Ausdruckskraft (s. Bild). „Das Lehrhafte, das religiös Ergreifende und Erschütternde läßt Bantle noch stärker in dem Kreuzweg für die Herz-Jesu-Kirche in Köln hervortreten“ (Pfeffer), bei denen ihm dann der Tod den Pinsel aus der Hand nahm. 30 weitere Arbeiten waren geplant. 1923 wurden 4 Kartons des Kölner Kreuzwegs in den Chor der Heimatkirche Straßberg durch Kirchenmaler Josef Lorch aus Sigmaringen übertragen.

Im Aufbau der Bilder Bantles ist ein wesentliches Moment die leuchtende durchsichtige Freskofarbe, die er auf den noch feuchten Wandverputz auftrug und dann mit überlegter Auswahl den Stimmungsgehalt des Bildes ausmacht. Um einen farbigen Klang, Farbenakkord zu erreichen, konnte Bantle oft tagelang ringen. Die Kunst war für ihn das Magnifikat seines Herzens, „aber auch das Flehgebet seines Kyrie“.

stimmungsgemäß verteilt, etwa an einzelne Zunftgenossen, an arme Schulkinder, Wöchnerinnen, Waisen, kinderreiche Witwen u. a. Der **Gebäude-schaden** war größtenteils durch die staatliche Gebäudebrandversicherungsanstalt gedeckt.

Zur Abräumung der großen Massen an Schutt und verkohltem Gebälk mußten die umliegenden Ortschaften Mannschaften stellen und zwar „im Ganzen je in 8 Tagen 528 Mann und 145 zweispännige Wagen, die abwechselungsweise zur Verwendung kamen, wobei Mannschaften und Fuhrwerke, die aus der Stadt beigezogen wurden, hier nicht eingerechnet sind. Die Kosten allein hierfür beliefen sich auf über 6682 fl“. Der **Brandschutt** wurde hauptsächlich in die Stadtgräben abgelagert, besonders in die beim Unteren Tor.

Zum **Wiederaufbau der Stadt Balingen** entwarf Landbaumeister Glaser den Plan, wonach in der inneren Stadt unter strenger Einhaltung der feuerpolizeilichen Vorschriften 198 Gebäude und in den Vorstädten 100 Gebäude neu erbaut werden sollten. Davon waren bis Juni 1810 in der Stadt 120 und in den Vorstädten 30 Gebäude aufgerichtet. Da breitere Straßen angelegt wurden, gingen Bauplätze verloren, weshalb man zwangsläufig in die Vorstädte ausweichen mußte. Damals erhielt die Balingener Innenstadt ihren noch heute bestehenden regelmäßigen Grundriß mit der schnurgeraden und sehr brei-

ten Hauptstraße, der Friedrichstraße, sowie den diese rechtwinklig kreuzenden Nebenstraßen. Im August 1812 war der Wiederaufbau fast beendet.

Die die Stadt umschließende **Stadtmauer**, die im Laufe der Zeiten aus den verschiedensten Gründen mal hier mal dort baufällig geworden war und immer wieder instandgesetzt werden mußte, war 1809 noch im wesentlichen erhalten. Sie hatte damals zumindest den Vorteil, daß das Feuer nicht über sie hinwegspringen konnte. Beim Wiederaufbau nach dem Brand mußten beide Haupttore gesprengt werden, weil sie nicht der neuen Straßenbreite entsprachen; sie wurden jedoch wieder aufgemauert. Die Stadtmauer selbst, die je nach Lage etwa 7 Meter hoch und 1,20 Meter dick war, wurde auf gut 4 Meter erniedrigt, weil man Steine für den Wiederaufbau der Stadt brauchte. Im Laufe der folgenden Jahre ist jedoch die Stadtmauer mehr und mehr verfallen. 1829 waren von ihr nur noch Teile erhalten, 1847 ist schließlich beschlossen worden, auch die beiden Tortürme abzutragen. Heute können wir uns nur noch anhand von Resten der alten Stadtbefestigung wie Zollernschloß, Reiterhaus, Zehntscheuer, Wasserturm und Steinachgraben ein Bild davon machen, wie unsere Stadt einst ausgesehen haben mag.

(Fortsetzung folgt)

Das Landkapitel Ebingen-Schömburg

Von Fritz Scheerer (Schluß)

Im Mittelalter war sie meist mit den adeligen Pfarrern besetzt (1295 Berthold von Walldorf, 1375 Dekan Siegwind, 1462 Heinrich Werenwag von Mühlheim, s. auch KBS. II S. 972).

In **Burgfelden** machen die Gräber unter der Michaelskirche wahrscheinlich, daß diese in der 2. Hälfte des 7. Jahrhunderts, spätestens um 700, gegründet wurde und zwar als herrschaftliche Kirche des Burgfelder Herrschaftsbezirks. Sie liegt in einem Alamannenfriedhof, der bei verschiedenen Grabarbeiten aufgedeckt wurde. In dem Plattengrab dürfte der Stifter der Kirche beigelegt worden sein. Sehr groß war der Sprengel der Pfarrei: Kapellen der Schalksburg, in Peffingen, Zillhausen, Streichen, Wannental, Uffhofen (abgegangen) und Laufen. Die Pfarrei, die sehr reich war, war anfangs mit adeligen Kirchherren besetzt: 1320 Johann von Wolfach, 1355 Friedrich von Zollern (Leutpriester Albrecht), 1376 Graf Friedrich von Zollern, der Weißgraf usw. (KBS. II S. 970).

Die **Lautlinger Kirche**, St. Johannes dem Täufer geweiht, dürfte schon im 8. Jahrhundert gegründet worden sein. Das Patronat stand den Ortsherren zu. 1275 war hier Heinrich von Tieringen Pfarrer, der auch Dekan war, wie auch der 1344 genannte Konrad Reck. Die Pfarrei wurde im 15. Jahrhundert zeitweise von **Margrethausen** aus versehen, dessen Pfarrei schon um 1200 erstmals als St. Galler „Patronatspfarre“ erwähnt wird. Die Pfarrkirche war St. Margarethe geweiht. 1339 sind Albrecht von Neuneck als Kirchherr und dessen Bruder Trägeli als Vogt und Herr der Kirche bezeugt und Berchold der Offenhauser als Leutpriester.

Als Patronin der **Tieringer Kirche** wird zu Anfang des 14. Jahrhunderts „Unsere liebe Frau“ erstmals genannt, die Pfarrei 1275. Heinrich von Tieringen war damals Dekan in Ebingen. Um 1290 werden als Pfarrer genannt der „Cappadocier“ (Notar des Grafen Albrecht II. von Hohenberg) und 1338 Johann von Ow, neben dem Leutpriester Berthold der Magier stand (WR 6727). Zum Sprengel der Pfarrei gehörte bis zur Reformation Hausen am Tann und Winzeln am Fuße des Wenzelsteins (heute Oberhausen).

Oberdisgheim besaß bis zur Reformation eine eigene Pfarrei, nach der Reformation blieb die Pfarrstelle unbesetzt. Der letztgenannte Leutpriester (1490) ist Johann Mayser. Die Gründe der Auflösung der Pfarrei sind nicht bekannt, vielleicht weil das Pfarrhaus, das neben der Zehntscheuer stand, abgegangen war oder aber weil der Oberdisgheimer Pfarrer die Bauern 1525 zum Aufstand aufwiegelte. Die Gemeinde wird seit der 1534 durchgeführten Reformation durch den Pfarrer von Tieringen versehen.

Die **Meßstetter Pfarrei**, die zu den bestausgestatteten des Dekanats zählte, wird 1275 erstmals erwähnt. Die Kirche war dem Heiligen Lambert (Lamprecht) geweiht. Die Pfarrei betrieb einen eigenen Widumhof, besaß Lehengüter, bezog den hiesigen Zehnten und Einkünfte aus verschiedenen Orten. Als Heinrich von Tierberg 1354 das Patronat der Pfarrei an den Pfarrer und die Priesterschaft der drei Kapellen schenkte, konnten diese eine Vereinigung, 1376 „Stift“ genannt, gründen mit damals eigenartigen Gepflogenheiten, wie den Vorschlag

der Kapläne für die Besetzung der Pfarrstelle. Spätestens 1275 war St. Marien Pfarrkirche für ganz **Onstmettingen** (Ober- und Unterhofen). 1313 ist ein Johann als Leutpriester erwähnt, 1420 ein Werner Bitzer, und anschließend sind dann die Namen fast aller Pfarrer überliefert. Deren Einkommen war aber nicht besonders hoch.

Der Schatz im Burgstall Beuren

Von Felix Burkhardt, Esslingen

Land und Leute seines Rosenfelder Amtes waren dem Vogt Georg Christoph Hegel wohl vertraut. Einwohner im Alter von 70 und mehr Jahren hatten ihm berichtet, daß sie von ihren auch sehr alt gewordenen Eltern gehört hätten, in der Burgstall Beuren (heute zu Vöhringen) solle ein Schatz von großem Wert verborgen liegen. Wie der Schatz dorthin gekommen sei, konnte niemand sagen.

Hin und wieder stellten sich auf dem Burgstall Leute ein in der Absicht, nach dem Schatz zu suchen. Meist gingen sie heimlich an das Werk; bei dem Vogt klopfte keiner an und suchte um Erlaubnis nach, auf Beuren zu graben.

An einem Freitagmorgen des Jahres 1711 meldete sich im Amtshaus ein fremder Mann. Er brachte vor, von sicheren Leuten gehört zu haben, der Burgstall Beuren berge einen großen Schatz. Diesen wolle er „auf gewisse Art an das Tageslicht bringen“, wenn er die Erlaubnis erhalte.

Der Vogt ließ satteln, ritt mit dem Mann und zwei Amtsdienern zur alten Burg. Der Fremde zog hier seine Glücksrute hervor, schritt das Gelände ab und zeigte die Stelle, an der der Schatz tief verborgen läge. Er werde wiederkommen und im Beisein des Vogtes sein Werk durchführen, versprach er, war aber nicht geneigt, seinen Namen dem Vogt zu bekennen. Vergeblich wartete man auf seine Rückkehr. Durch Patrouillen ließ der Vogt den Burgstall überwachen; aber niemand ließ sich blicken.

Jahre gingen ins Land. Unkräuter wucherten ungehemmt im alten Gemäuer; Haselnußbüsche und wildes Gesträuch breiteten sich aus. 1726 stellten sich heimliche Besucher ein. Etliche Männer, die sich in den Waldungen aufhielten, gruben nachts auf dem Burgstall. Sie waren verschwunden, als der Vogt nach ihnen fahnden ließ. Nur eine leere Hütte im Wald und Grabs Spuren in der Ruine entdeckten die Männer des Vogtes. Unter den Bewohnern der Nachbarorte verbreitete sich das Gerücht, der Schatz sei wirklich gehoben und hinweggebracht. Der Vogt aber bezweifelte diese Vermutung. Die Leute, die man als Schatzgräber im Verdacht hatte, verhielten sich sehr still; wären sie jetzt reiche Leute, würden sie anders auftreten, meinte er.

Am 16. August 1727 meldete sich Johannes Widmayer, ein Zimmermann aus Wittershausen, im Amtshaus und begehrte, mit dem Vogt allein zu sprechen. Dieser ahnte sofort, als er den Namen seines Besuchers vernahm, daß dieser Mann wegen des Schatzes in Beuren sich einstelle; war ihm doch dessen Neigung zum Schatzgraben bekannt.

Die Ahnung des Vogtes bestätigte sich. Joh. Widmayer trug vor, er habe einen sicheren Freund, der sich jetzt zu Horb aufhalte und über gute Wissenschaft verfüge, verborgene Schätze zu erkennen und hervorzubringen. Für ihn erbat er sicheres Geleit.

Bei dem heutigen Weiler **Ehestetten** lag das 1094 erstmals genannte Dorf „Estetin“. Damals übergaben die Herren von Winzeln ihren gesamten hiesigen Besitz mit Kirche dem Kloster St. Georgen. Die Pfarrei wird erstmals 1275 erwähnt, als Magister Conrad sich durch einen Vikar vertreten ließ, weil er noch andere Pfarreien innehatte. Nach der Reformation, als Kirchensatz und Lehenschaft der Pfarrei 1533 an die Stadt Ebingen verkauft waren, wurde die Pfarrei nicht mehr besetzt. Patron der Kirche war St. Stefan.

Die Kirche zu **Harthausen a. d. Scher** ist dem Hl. Mauritius, die zu **Benzingen** Petrus und Paulus geweiht. Harthausen konnte 1275 nicht zur Kreuzzugssteuer wegen zu geringem Pfarreinkommen herangezogen werden, während Benzingen veranlagt wurde.

Die zum Landkapitel Ebingen-Schömburg zählenden Pfarreien, die außerhalb unseres Kreises liegen (in den Kreisen Tuttlingen und Sigmaringen) sind oben angeführt. Es werden hier nur kurz die nächstliegenden behandelt. Deilingen auf der Europäischen Wasserscheide wird 786 erstmals urkundlich erwähnt. St. Gallen erwarb damals wie anderwärts hier Besitz. Die Deilinger Kirche ist der „Unbefleckten Empfängnis“ geweiht. Schön 770 konnte St. Gallen in Egesheim Besitzungen erwerben. „Unserer lieben Frau“ ist die dortige Kirche. In Scerzinga (Schörzingen), das hier nochmals angeführt werden soll, bekam St. Gallen schon 785 Besitz und nachher noch weiteren. Das Kloster gründete hier eine Galluskirche. In einer Weitung des Bäratales liegt Wehingen. Hier erhielt St. Gallen wie in vielen andern Orten 793 Schenkungen. Auf dem Friedhof steht die alte Fronhofer Kirche zur Hl. Dreifaltigkeit. Die Kirche in Irndorf („Urndorff“) ist St. Petrus geweiht. Auch hier konnte St. Gallen 786 Besitz erwerben. Wir sehen, sehr groß war der Besitz des Klosters St. Gallen in der Scherragrafschaft.

1547 wurde das Dekanat Balingen neu geschaffen, dem vor allem die evangelischen Orte des alten Amtes Balingen zugewiesen wurden.

Der Vogt, der den Mann kennenlernen wollte, stellte den Geleitbrief aus; doch wartete er vergeblich auf die Ankunft. Der Kellerkastenknecht wurde nach Horb geschickt, um Erkundigungen einzuziehen. Ihm versprach der schatzkundige Mann, er werde sich am 14. September in Rosenfeld einstellen. Am gemeldeten Tag traf er dann auch ein; mit ihm kamen seine Helfer, der Zimmermann Wydmayer, der Chirurg Matthias Frech von Horb und der Schuhmacher Johannes Braun von Nordstetten.

In seiner Amtsstube examinierte der Vogt seinen Besucher. Er erfuhr, daß der Mann Johann Kreutter aus Markt Reutte in der österreichischen Herrschaft Ehrenberg sei, Maurer von Beruf und ein Glied der Tiroler Jägerschaft, Weib und vier Kinder besitze und sei 1713 von einem fahrenden Schüler die Erfahrung (Erfahrungsklugheit) erlangt habe, verborgene Schätze zu heben. Vor zwei Jahren habe er in Augsburg im Haus des alten Grafen Fugger in einem Gewölbe eine Tonne Gold gefunden; auch in Füssen habe er ein Simri Silber entdeckt.

Der tüchtige Mann weihte den Vogt in sein Geheimnis ein. Es zeige sich das verborgene Gut den natürlichen Augen anfangs niemals in seiner eigentlichen Gestalt; wie er aus Erfahrung wisse, erscheine der Schatz als etwas Rohes, als altes Holz, Kälberzähne oder andere schlechte Dinge. Er dagegen könne durch seinen Bergspiegel alle Arten wirklich erkennen.

Im Heraufgehen habe er bereits durch den Bergspiegel bemerkt, daß im Burgstall Beuren ein großer Schatz sei. Nach erhaltenem Erlaubnis werde er am Montag dort graben; doch möge sich niemand daran stoßen, wenn er mit seinen natürlichen Augen nur geringe Dinge wahrnehme. Die Geister, die oft schon lange Zeit im Besitz der Schätze seien, verblenden deren wahre Gestalt. Wenn man ihm einige vertrauenswürdige Leute zur Verfügung stelle, wolle er alles in einen guten Stand bringen. Neben Pickel und Schaufel benötige er etliche Körbe und eine verschließbare Truhe, in der der Schatz nach Rosenfeld gebracht werden könne.

Nach dem Vogt veranlaßte das Nötige, beauftragte den Amts-Substituten Speidel und den Kellereikasten-knecht Stotz, im Namen der Herrschaft der Grabung beizuwohnen.

In der Morgenfrühe des 15. Septembers marschierte der Schatzgräber mit seinen drei Gehilfen zum Burgstall. Durch einen Bergspiegel betrachtete er das Gelände, ließ Haselstauden und andere Büsche umhauen und bestimmte den Ort, an dem zu graben sei.

Den Kellereikastenknecht fragte er, ob er nicht mit in den Burgstall hineingehen wolle; es könne allerdings sein, daß es dort Backpfeifen gäbe. Der Knecht verzichtete.

Mit Chirurg Frech machte sich der Schatzgräber ans Werk. Die Männer schlugen mit dem Pickel ein Loch in den Boden, schaufelten die Erde heraus. Mit seinem Bergspiegel untersuchte sie der Schatzgräber; was er für gut befand, warf der Chirurg in die Körbe. Wydmayer und Braun schleppten die Körbe zur Truhe, die auf einem Karren vor der Ruine stand.

Die Beobachter Speidel und Stotz konnten sich das Lachen nicht verkneifen, als sie sahen, welche Schätze in die Truhe wanderten: Steine, Sand, altes Holz. Neugierig spähten sie zur Grabungsstelle. Die Männer schütteten, daß ihnen der Schweiß von der Stirne tropfte. Die Träger hatten es nicht leichter; von der Last bogen sich die Böden der Körbe nach unten. Um 10 Uhr vormittags legten die Männer ihr Werkzeug aus der Hand. Die Truhe, bis an den Rand gefüllt, wurde verschlossen. Schwer mußten sich die Gäule in die Stränge legen. Drei Stunden brauchte Fuhrmann Andreas Kunz, um die Last nach Rosenfeld zu bringen.

Acht starke Männer mußten Hand anlegen, um die Truhe in eine Kammer des Rathauses zu bringen. Auf Walzen rollte man sie an ihren sicheren Ort. Freudig berichtete der Schatzgräber über seinen Fund. Der Schatz bestehe aus vielen goldenen und silbernen Münzen, drei silbernen Schalen, die vergoldet waren, einen goldenen Becher, mehr als 20 mit Edelsteinen verzierte Ringe, einen bohnen großen Smaragd, einen Diamant und noch anderen Kleinodien. Auch ein kleines Glöcklein sei dabei. Die Kleinodien seien vor über 300 Jahren acht Schuh tief in die Erde vergraben worden. Doch habe man bereits dreimal versucht, mit Zaubermitteln sie zu bergen. Es sei ihm hart angekommen, sie wieder hervorzubringen. Jetzt seien sie noch vor natürlichen Augen verblendet; er wolle sie ruhen lassen.

Mit seinem Bergspiegel aber konnte der Schatzheer die Vorgänge in der Truhe beobachten; er meldete dem Vogt, es stehe alles gut. Ein kleiner schwarzer Hund mit ziemlich großen feurigen Augen sitze in der Truhe; er müsse auch dort bleiben, bis er ihn abtreiben könne.

Am sonst so stillen Burgstall ging es nach der Grabung nicht mehr recht geheuer zu. Joh. Walter von Vöhringen wollte am 20. September, als er am Morgen in der Nähe Gras mähte, ein Geräusch gehört haben, als wenn ein gesperrtes Fuhrwerk mit Pferden die Schloßsteige herabfahre; doch konnte er weder Fuhrwerk noch Pferde sehen. Nur im Burgstall bemerkte er ein Weib und auf dem Weg einen Mann. Der Beck von Bickelsberg, der zwei Tage später mit dem Nachtgarn zum Lerchenfang ausgezogen war, beobachtete etliche Male im Burgstall eine feurige Helle. Ein Bauer, der von Heiligenzimmern spät abends durch das Beuer Tal wanderte, sah auf dem Gemäuer einen feurigen Mann herumspazieren.

Die Verwandlung der Erdschätze aber ging nur langsam voran. Der Schatzgräber sprach bei dem Vogt vor und verkündete ihm, er wolle die Angelegenheit beschleunigen und zu diesem Zweck ein besonderes Mittel holen; allerdings müsse er vier Dukaten dafür zahlen, auch benötige er zur Reisezehrung etwas Geld. Nach seiner Rückkehr werde er jeden Tag eine halbe Stunde das sichere Mittel anwenden.

Vogt Hegel wollte wohl die Sache nicht auf die eigene Kappe nehmen; er unterrichtete den Minister des Geheimen Kabinetts und erhielt am 24. September die mündliche Anweisung. Nach seiner Rückkehr von Waldenbuch händigte der Vogt dem Schatzgräber die vier Dukaten aus und versah ihn mit Zehrgeld. Mit Handschlag versprach der Schatzgräber, er werde in neun bis zehn Tagen zurückkehren, wenn er nicht von dem Benediktinerorden in Füssen aufgehalten werde. Seine Gehilfen Frech und Braun wollten die Zeit zu einer Wallfahrt nach Mariahilf bei Fridingen nutzen; auch ihnen wurde mit drei Gulden Zehrgeld ausgeholfen.

Etliche Bürger, die von dem Unternehmen gehört hatten, bezweifelten stark die Rückkehr des Schatzgräbers. Er sei mit den Dukaten nach Hause gegangen und lasse den Schatz Schatz sein. Der Vogt ließ sich in seinem Vertrauen nicht erschüttern; er sollte recht behalten. Am neunten Tag stellte sich Kreutter aus Füssen wieder ein. Nun, so meinte der Vogt, werde alles glücklich auslaufen.

Das aus Füssen herbeigeholte „Experimentum“ bestand aus einem kleinen, viereckig zusammengelegten Papier, das versiegelt war. Das zauberkräftige Papier wurde in die Truhe gelegt, diese wieder sicher verschlossen. Jeden Tag brachte nun der Schatzgräber eine halbe Stunde in der Kammer zu. Er mußte die Verwandlung der Materie beobachten und sich mühen, den Geist aus der Truhe, der sich in der Gestalt eines Hundes dort niedergelassen hatte, zu vertreiben. Beim Verjagen des Geistes werde es allerdings einen üblen Geruch geben.

Das fleißige Mühen des Schatzgräbers hatte Erfolg; am 8. Oktober erschien er im Amtshaus und meldete fröhlich, er habe den Geist aus der Truhe vertrieben. Es sei kein leichtes Werk gewesen, dreimal habe er sich bemühen müssen. Doch nun sei der Geist in eine Holzbeuge gefahren. Bald werde sich

der Truhinhalt verfärben und in den ursprünglichen Stoff zurückverwandeln.

Der vertriebene Geist aber bereitete noch manchen Ärger; er wollte keine Ruhe geben. Der Fuhrmann, der den Karren gestellt hatte, klagte, seine beiden Gäule wurden durch den Geist sehr beunruhigt; dieser lasse sich als kleines schimmerndes Lichtlein sehen. Die Dienstboten des Vogts, die bei dessen kranken Sohn wachten, vernahmen Poltern in der Rathausstube. Der Fuhrmann Kunze berichtete, er und sein Begleiter hätten im Burgstall einen Knall, so laut wie einen Flintenschuß, gehört. Im Hause des Ochsenwirts, wo der Schatzgräber Herberge genommen hatten, rätselten die Bewohner über ein starkes Poltern. Auch der Stadtknecht wunderte sich über die Poltergeräusche in der Rathausstube.

Der kundige Geisterbeschwörer jedoch beruhigte die Leute; der Geist, der nicht mehr über die Sachen herrschen dürfe, sei jetzt unwillig; er könne aber weder den Leuten noch der Sache schaden. Zuversichtlich eröffnete am 13. Oktober der Schatzgräber seinen Gehilfen, sie sollten guten Muts sein, essen und trinken; morgen, so hoffe er, werde der Schatz zu öffnen sein. Die Hoffnung trug; als er am nächsten Tag mit seinem Bergspiegel prüfte, mußte er feststellen, daß einige „Malefizsachen“ die Umwandlung verhinderten. Dem Vogt eröffnete er, er müsse noch einmal nach Füssen und ein weiteres Experimentum abholen. Wenn er zurückkomme, lasse sich das Werk in einem Tag beenden und der Schatz sei gehoben. Noch am gleichen Tag machte er sich auf den Weg, nachdem er vier Gulden und 30 Kreuzer empfangen hatte.

Geduldig und zuversichtlich wartete man in Rosenfeld auf die Rückkehr. Doch Tag für Tag verging und kein Schatzgräber ließ sich sehen. Der Vogt entschloß sich, am 29. Oktober die Behörde zu unterrichten. Er fragte an, ob er den Mann, wenn er zurückkehre, festnehmen und examinieren solle.

Am 5. November klopfte die Frau des Schuhmachers Braun von Nordstetten an die Tür des Amtshauses und händigte dem Vogt ein Schreiben des Schatzgräbers aus. Dieser teilte mit, er sei gesund nach Hause gekommen. Die Herren in Füssen hätten ihm die rechten Sachen nicht geben können, aber versprochen, die benötigten Sachen aus dem Kloster Ettal zu beschaffen und ihm in die Hand zu geben. Die Truhe, so bat er, solle man recht verschlossen halten.

Der Vogt und seine Leute konnten bald ohne Bergspiegel feststellen, daß der Schatz aus dem Burgstall zu Beuren das geblieben war, was er immer gewesen war: Erde und Steine. (Quelle: Hauptstaatsarchiv A 207,4373). F. Burkhardt

Abgegangene Siedlungen um den Zoller

Von Fritz Scheerer

Prächtig steigt der Kegelberg Zoller (855 m) auf mit der vielbesuchten, in der Mitte des 19. Jahrhunderts erbauten Burg. Die Anfänge der 1. Burg gehen in die Zeit um 1050 zurück. 1061 ist erstmals die Nennung eines Adelsgeschlechts nach seiner Stammburg Zoller in der Chronik Bertholds von Reichenau und der Bau eines solchen Herrschaftssitzes erwähnt, der zugleich eine Höhenburg ist: „Burchardus et Wezil de Zolrin occiduntur“ – Burkhardt und Wezel von Zollern wurden erschlagen. Die Erbauung einer Burg auf einem Berg mit solchen Höhenunterschieden setzen ein ausgedehntes Herrschaftsgebiet und bedeutende Machtmittel des Geschlechts voraus. Noch deutlicher weist sich die Zugehörigkeit zu einem führenden Geschlecht 1095, als Adalbert von Zollern zusammen mit Graf Alwig von Sulz und Rutmann von (Neckar-)Häusen das Kloster Alpirsbach im Schwarzwald stiftete.

Rund um den Zoller liegen im Vorland eine Reihe von -ingen-Orten, die schon 786 anlässlich einer Schenkung des Grafen Gerold an das Kloster St. Gallen erwähnt werden (Hechingen, Wessingen, Bisingen). Hechingen wird 786 erwähnt in der Perithilinbaar und 789 in der Hattenhunte gelegenen. Dabei dürfte es sich um das später abgegangene Niederhechingen zwischen Starzel und Martinsberg handeln, wo sich auch die am Anfang des 19. Jahrhunderts abgebrochene Martinskirche befand.

Die Bevölkerungszunahme führte dann zur Gründung von neuen Siedlungen. In die sogenannte ältere Ausbauezeit des 7. und 8. Jahrhunderts gehören hier Stetten, Weilheim, Thanheim, Zimmern und Beuren, die heute noch bestehen. Etwas jüngeren Ursprungs dürften Boll und Schlatt sein. Schlatt wird erstmals in der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts genannt. Boll hatte im 13. und 14. Jahrhundert einen engen Ortsadel, der zur zollerischen Ministerialität zählte und dessen Burg auf dem „Roßberg“ am Zollerwald oder auf dem „Hasenbühl“ stand. Thanheim wird um 1130 erstmals erwähnt, als Gräfin Udilhild von Zollern hier zwei Bauernhöfe dem

Kloster Zwiefalten schenkte. Der 1134 und 1156 genannte Graf Gottfried von Zimmern, ein Bruder des Grafen Egino von Zollern, hatte in Zimmern seinen Sitz, der vermutlich in der Flur „Bürgle“ lag.

Durch Graf Friedrich den Erlauchten von Zollern wurde 1267 das Frauenkloster Stetten „unter Burg Zolre“ gestiftet, das zunächst nach der Augustinerregel lebte und noch vor 1275 dem Dominikanerorden unterstellt wurde. Durch Schenkungen der Stifterfamilie, des niederen Adels der Umgebung und seit dem 14. Jahrhundert auch durch Bürger erhielt das Kloster ausgedehnten Grundbesitz in der Grafschaft Zollern, im Steinlachtal, in Oberhohenberg und im Balingen Raum. Die Güter, die sie schenkten, dienten meistens zur Ausstattung einer ins Kloster eingetretenen Tochter. Besonders durch Schenkung des niederen Adels der Umgebung wurde wesentlich zur Wirtschaftskraft des Klosters beigetragen. Bis 1550 hat sich so das Kloster einen ansehnlichen Besitz erworben. In Stetten im „Gnadenal“, wie das Kloster sich regelmäßig von 1497 an nannte, befand sich seit dem 13. Jahrhundert das zollerische Erbbegräbnis, bis es dann zu Beginn der Neuzeit in die Hechinger Stiftskirche verlegt wurde. Das Kloster wurde 1803 aufgehoben.

(Fortsetzung folgt)

Spitzwegerich (*Plantago lanceolata*)



Über die ganze Erde sind die Wegericharten verbreitet. Der Name deutet auf seinen Standort hin, und da, wo er der Sonne stark ausgesetzt ist, bildet er eine auf dem Boden flach anliegende Rosette aus, um das Austrocknen seiner Pfahlwurzel zu verhindern. Aber auch auf Weiden, Wiesen und in Gärten ist er anzutreffen. Die drei bei uns vorkommenden Arten unterscheiden sich in der Blattform und in der Blütenfarbe. Der Breite oder Große Wegerich hat sehr breite kurzgestielte Blätter mit starken Adern, die, wie bei allen drei Arten, vom Stiel bis zur Blattspitze durchlaufen. Der an den Blütenstiel eng anliegende Blütenstand zeigt kleine vierzählige Blüten mit vier weißen Staubgefäßen, die aber erst später, nach dem zuerst sichtbaren Stempel, heraus-schauen. Die Blüten, die von unten nach oben aufblühen, werden meist durch den Wind bestäubt, der auch die vielen Samen aus den Kapseln heraus-schleudert. Beim Mittleren Wegerich sind die Blätter schmaler und mehr elliptisch. Die Blütenstiele sind länger als das Blatt. Die Blüte ist hellviolet und hat einen angenehmen Duft. Beim Spitzwegerich sind die Blätter lanzettlich schmal, die Blütenähren vor den Aufblühen und nach dem Verblühen schwarz bis schwarzbraun und die weit herausragenden Staubfäden weißgelb, später braun. – Spitzwegerichteer, -symp, -tableten usw. sind auch heute wegen der heilenden Wirkung auf die Atemwege noch immer im Gebrauch. Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zöllern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 27

31. Juli 1980

Nr. 7

Von den Belemniten unseres Jura

Von Fritz Scheerer

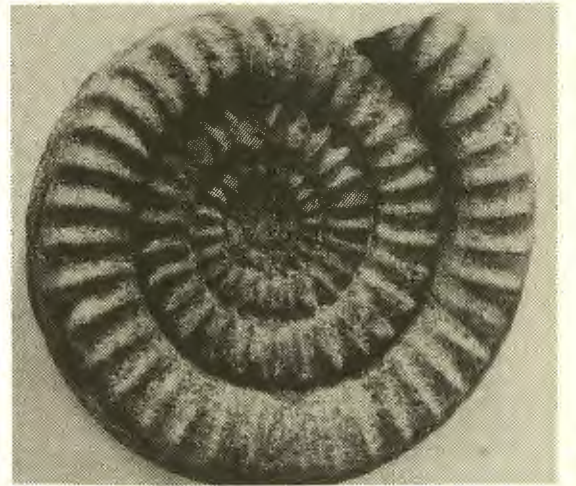
Unser Jura war von jeher ein Dorado der Geologen. Er ist fast unerschöpflich in Formen von Versteinerungen, die zum Sammeln reizen. Dies zeigten auch die verschiedenen geologischen Exkursionen der Heimatkundlichen Vereinigung der letzten Jahre in den Zahlen der Teilnehmer, die schöne Versteinerungen nach Hause nehmen konnten. Wenn man die bis jetzt bekannten Arten der Versteinerungen auf über 20 000 schätzt, so ist nach Pompekky zu bedenken, daß höchstens nur 3% aller Organismen erhalten sind. Es sind vor allem die Ammonshörner (Ammoniten), die im Erdmittelalter, vor allem der Jurazeit eine ungeahnte Blütezeit und Formenfülle erlebten. Einige wurden in den Heimatkundlichen Blättern Nr. 2 1957 vorgestellt. Nicht weniger berühmt sind auch die Belemniten oder wie sie im Volksmund in verschiedenen Gegenden genannt werden, die „Donnerkeile“, „Teufelsfinger“, „Katzensteine“, „Rabenkegel“. Aus deren Fülle solle in folgendem nun einige betrachtet werden.

Wer unsere Gegend durchstreift und in Steinbrüchen, in Mergel- und Tongruben, an Wegeinschnitten oder in Bachklingen nach Versteinerungen sucht oder gräbt, dem fallen neben den mannigfachen Gestalten der Ammonshörner, die schon immer das Auge des Naturfreundes auf sich gezogen haben, gewiß auch jene rätselhaften pfahl-, finger-, keil- oder keulenförmigen grauen massiven Gebilde oder zylindrische Bruchstücke auf, die in der Sprache der Wissenschaft von den Versteinerungen seit alters die Bezeichnung Belemniten führen.

Der wissenschaftliche Namen ist herzuleiten vom griechischen belemnion = Pfeil, Geschloß, Wurf-

speer. Die Belemniten sind nahe Verwandte unserer heutigen Tintenfische und sind Enkel der altzeitlichen „Geradhörner“ (Orthoceras), die gegen Ende der Altzeit (Silur) bis auf wenige Formen ausstarben. Im oberen Triasmeer verlängerten sie die untere Spitze ihres gekrümmten Gehäuses. Der Kalkstachel, wurde länger und dicker, das ursprüngliche Gehäuse mehr und mehr verkümmert. Es entwickelten sich aus den einstigen „Geradhörnern“ die Belemniten.

Was wir heute vom ganzen Belemnitentier noch finden, das ist meistens nichts als der massive Kalkstachel (das Rostrum). Wenn's gut geht, findet



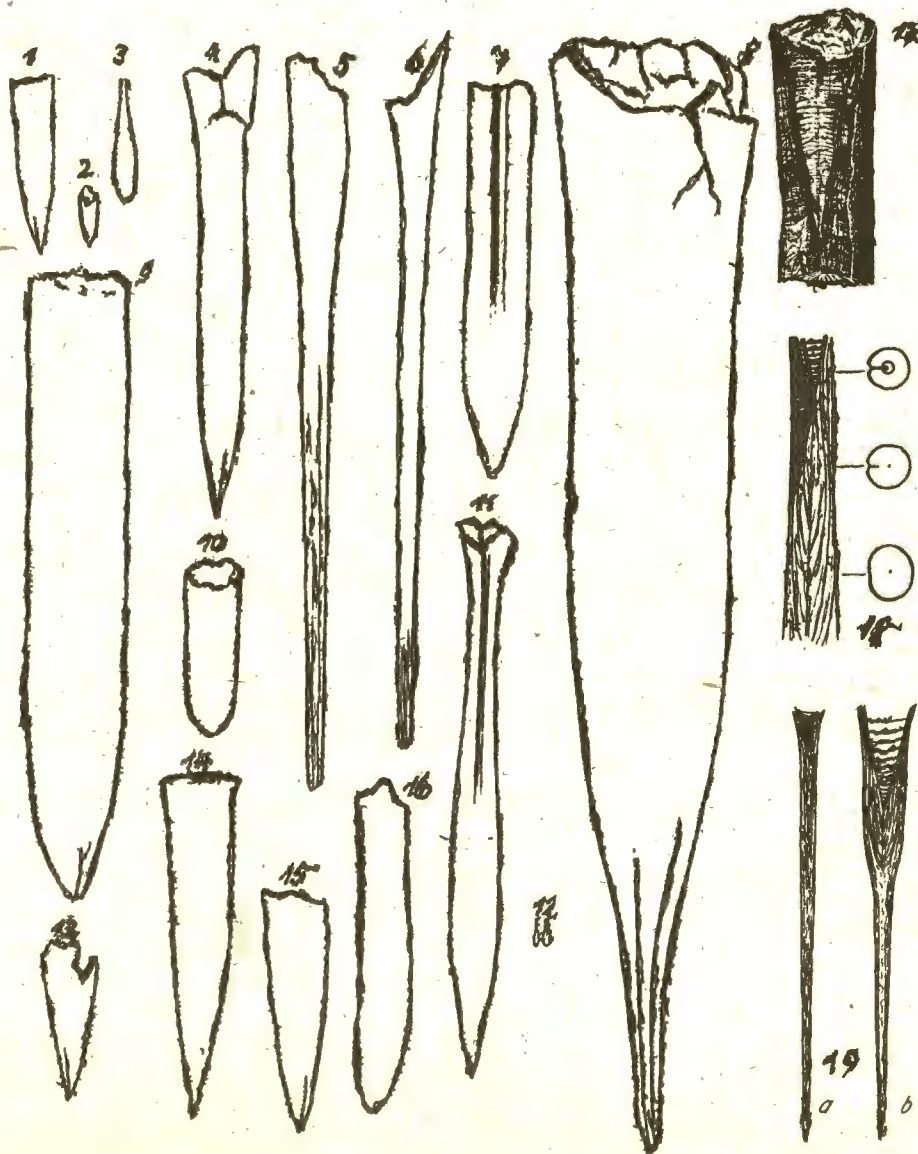
Ammonit: Arietites (Widderhorn) rotiformis, Lias γ.

sich noch mit einem Stück des dreinsteckenden gekammerten Schalenteils (Phragmoton) (s. Fig. 17). Das Ganze besteht aus Kalk, der in strahligen Kreisen angeordnet ist. An einer Seite schließt sich nach oben der Schulp an. Die ganzen Hartteile waren im Tier von diesem umwachsen (s. Figur 1a).

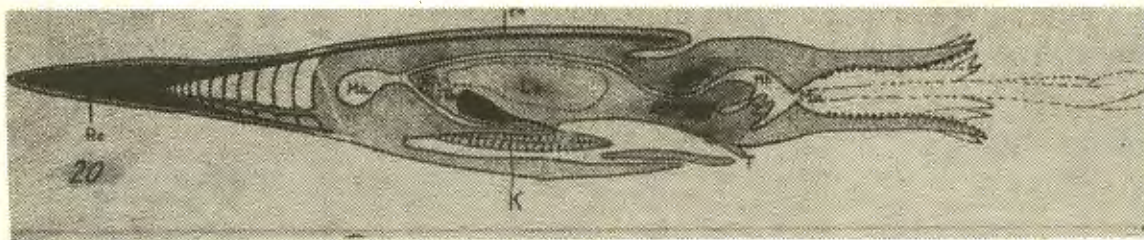
Das Tier hatte sechs mit Hornhäkchen besetzte Fangarme, wie Nautilus Hornkiefer und einen Trichter, durch den das Wasser ausgestoßen wurde, so daß der Belemnit rückwärts mit dem Spieß voran schwamm. Wie unsere heutigen Tintenfische, die vor allem in wärmeren Meeren leben und damals schon vorhanden waren, besaß er auch einen Tintenbeutel. Die Nahrung wird aus Krebsen, Fischen und Weichtieren bestanden haben. Unsere Vorstellungen über Gestalt und Bau der Belemnitentiere führen uns zu der Folgerung, daß die Länge der auf uns zugekommenen Kalkstacheln (Rostren) auf alle Fälle nur ein Bruchteil der Gesamtlänge des ausgestreckten Tieres waren. Es müssen schon teilweise recht stattliche Bürschen gewesen sein. Die Körperlänge muß bei einzelnen Arten einen halben Meter überschritten haben. Und wenn wir dann bedenken, daß die längsten bekannten Rostren, die des Belemniten giganteus, allein etwa so viel messen, dann müssen dies meterlange Tiere gewesen sein. Die Reste dieser Riesen sind in den Schichten des mittleren und oberen Braunjura recht häufig.

In gewissen Schichten des Schwarzen und Braunen Jura finden sich Belemniten so massenhaft, daß für ihre dortigen lagerweisen Vorkommen der trefflich bildhafte Ausdruck „Belemnitenschlachtfelder“ geprägt worden ist. Wo solche Schichten angeschnitten werden, durchsetzen Belemniten und ihre Bruchstücke in großen Massen auch die Ackererde. Quenstedt der Altmeister der Albgeologie, sagt zu diesem Reichtum gewisser Horizonte an Belemnitenmaterial in seinem Werk über die Cephalopoden (Kopffüßler) (1845-49, S. 393): „Hier ist die Zahl ihrer Bruchstücke teilweise unermesslich, ja es gibt wenige Geschöpfe, die in dieser Hinsicht einen Vergleich mit ihnen aushalten, und wenn man bedenkt, daß jeden eine nicht unbeträchtliche Fleischmasse umhüllte, so müssen auf der Grenze Lias E (Posidonienschiefer) und Zeta (Jurensimergel), wo alles in größter Ruhe sich abgelagert hat, ganze Berge von Fleisch allmählich herangewälzt sein“. Angesichts solchen Reichtums an Fossilien wird uns das Jura-meer in der Vorstellung vor allem besonders als Tummelplatz von Belemnitentieren.

Im unteren Schwarzen Jura (Lias λ Arietenkalk) findet sich bei uns am Kaltbrunnenbach der B. acutus, ein mehrere cm langer Belemnit. Im mittleren Lias (γ und ∞) findet sich auf Hangen bei Balingen B. paxillozus (= der pfahlförmige, 4 und 9). Gelegentlich in ganzen Schlachtfeldern gehäuft ist B. clavatus (= keulenförmig, 3). Daneben kommen bereits vor im mittleren Lias acurius-artige Rostren, d. h. übermäßig in die Länge geschossene, sehr schlanke Belemniten (19). Dann treten verschiedene Belemniten mit Bauchfurchen auf (15 usw.), die abgebildet sind, auf die aber nicht weiter



Charakteristische Belemnitenformen unseres Jura (nach Schwegler) (soweit nicht im Text): Fig. 13: B. rotiformis, 14: B. spinatus Braun β, 15: B. brevis, 16: B. rentroplanus, Lias γ, 18: Schnitt B. hastatus (=der spießförmige) (Weißjura β) etwa 1/3 natürlicher Größe.



1a: Rekonstruktion eines Belemnitentieres: Le=Leber, Ma=Magen, Mh=Mundhöhle, Po=Schulp, K=Kiemen, Ro=Rostrum

eingegangen werden soll, da sie bei uns zum Teil selten sind. Im mittleren Braunen Jura finden sich dann die Riesenvertreter des Geschlechts der Kopffüßler wie *B. giganteus* (8). Die Belemniten ohne Bauchfurche enden bei uns mit dem Giganten des Braunen Jura. Dafür finden sich Belemniten mit sogenanntem Kanal auf der Bauchseite, aber ohne Spitzenfurchen. Wir finden keulenförmige (*B. presolus* (12) und *B. hastatus* (11)). Der letztere ist eine Charakterform des Weißen Jura und ist kegelförmig.

Auffallend ist die explosive Entwicklung im mittleren Lias, oberen Lias und oberen Braunjura sowohl in der Formenentwicklung als auch durch ungeheure Individuenzahlen, so daß es sich wirk-

lich lohnt, sich mit diesen Gestalten zu befassen, ähnlich wie mit den Ammoniten. Nicht mehr die Schale, die durch Regulierung des Gasgehaltes der Kammern ein passives Schwimmen ermöglichten, ist zur Fortbewegung erforderlich. Es wirkt das Rückstoßprinzip, und damit wurde die Schale überflüssig. So bleibt das Belemnitengeschlecht in der Geschichte des Lebens auf jeden Fall eine Merkwürdigkeit.

Literatur u. a. Th. Engel, Die Schwabenalb und ihr geologischer Aufbau; Th. Engel, Geognostischer Wegweiser durch Württemberg; Der Landkreis Balingen, Bd. 1; Quenstedt, Der Jura, 1858; Volk, G. K. Geologisches Wanderbuch Bd. 2.

Vor 50 Jahren: Sollen Zeugnisse ausgestellt werden?

Aus dem Protokoll der Bezirksschulversammlung 1930 in Balingen von Dipl.-Päd. Adolf Klek, Schulrat

Gibt es heute etwas im Bereich der Schule, was die Kinder, ihre Eltern und auch die Lehrer so stark belastet, wie das ständige Erteilen von Zeugnisnoten und die halbjährliche Ausgabe der Zeugnishefte? Der Kultusminister der Landes Baden-Württemberg sah sich im Januar 1980 genötigt, über die Presse vor einer Überbewertung der Zeugnisse zu warnen. Er appellierte eindringlich an die Eltern, „den Tag der Zeugnisausgabe für ihre Kinder nicht zu einem Schicksalstag werden zu lassen“. Es fällt den Erwachsenen schwer, sich in die Lage der Kinder hineinzudenken, weil man sich kaum an einen solchen Leistungsdruck durch Zeugnisnoten während der eigenen Schulzeit erinnern kann. Von der Generation der Großeltern hört man gar, daß es noch früher überhaupt keine Zeugnisse in der Volksschule gegeben haben soll. Kann das wahr sein?

Die Bezirksschulversammlung von 1930

Daß die Aufgabe von Zeugnissen in die Hand der Schüler und Eltern im Jahre 1930 tatsächlich noch nicht allgemein üblich war, geht aus einem sehr ausführlichen Protokoll zur Bezirksschulversammlung im Mai jenes Jahres hervor. Zu einer Bezirksschulversammlung wurden früher alljährlich einmal die hauptamtlichen Lehrer, die nebenamtlichen Fach- und Religionslehrer (Pfarrer), die Mitglieder des Ortsschulrats und des Gemeinderats jeder Gemeinde im Schulbezirk, sowie die Vertreter der Kreisbehörden eingeladen. Die Bezirksschulversammlung von 1930 fand in der Turnhalle der Sichelschule in Balingen für die Oberämter Balingen und Sulz gemeinsam statt. Sie wurde von Schulrat Bohnacker geleitet.

Üblicherweise hatte der Schulrat bei der Bezirksschulversammlung einen ausführlichen Bericht über den Stand des Schulwesens im Schulbezirk zu geben, wie er sich ihm nach den vorausgegangenen Schulprüfungen (Hauptprüfungen) in Verbindung mit den Anforderungen der Schulbehörde und den pädagogischen Strömungen darstellte. Der Schulbericht befaßte sich mit der Situation an den Volksschulen (heute Grund- und Hauptschulen), den Mittelschulen (heute Realschulen) und den Fortbildungsschulen (heute Berufsschulen). Sonderschulen gab es damals in unserer Gegend nicht. An den Bericht des Schulrats schloß sich regelmäßig eine Diskussion über angesprochene Punkte oder andere aktuelle Fragen an. Das Protokoll der Versammlung von 1930, das die Lehrer Sprandel und Kraut aus Balingen anfertigten, läßt deutlich erkennen, daß es an diesem Tag ein Hauptanliegen des Schulrats war, in der Lehrerschaft die Bereitschaft dafür zu wecken, künftig den Schülern in allen Orten des Schulbezirks Zeugnisse zu geben.

Bisher: Keine Zeugnisse

Wie aus anderen Unterlagen zu ersehen ist, wurde bisher gemäß dem Volksschulgesetz von 1909 nur eine sogenannte Schultabelle angelegt. Sie hatte den Zweck, den Schulrat (vormals Bezirksschulinspektor genannt) bei der Hauptprüfung über die Leistungsfähigkeit der einzelnen Schüler zu informieren. Die Hauptprüfung wurde regelmäßig alle 2 Jahre im Winterhalbjahr an jeder Schule durchgeführt.

In dieser Schultabelle wurden die Schüler „loziert“, so daß an erster Stelle der beste Schüler und an letzter der schlechteste Schüler der Klasse stand. Für die Fähigkeiten in den einzelnen Fächern wurden bei den Schülern auch Zeugnisstufen vermerkt, und zwar sehr gut (5), gut (4), befriedigend (3), genügend (2), ungenügend (1). Wenn ein Schüler

nach Schulabschluß entlassen wurde und zum Eintritt in einen Beruf ein Schulzeugnis vorweisen mußte, fertigte auf ausdrücklichen Wunsch der Schulleiter aus den Einträgen in dieser Tabelle ein Schulzeugnis an. Sonst bekam kein Schüler während seiner damals 7 oder 8 Jahre umfassenden Volksschulzeit seine Zeugnisnoten zu Gesicht. Der Schulrat, dem die Schultabelle vorgelegt wurde, war durch seine Dienstvorschrift ausdrücklich angewiesen, seine Prüfungen in den Schulklassen „nicht auf eine ausgedehnte Feststellung von Zeugniszahlen anzulegen“. Er sollte den Stand des Unterrichts vielmehr darnach beurteilen, „ob die geistige Kraft der Kinder entwickelt, ihr Verständnis geweckt und auf diese Weise der erforderliche Grundstock von Kenntnissen sicher erarbeitet worden ist“ (Anlage 1 zum VSCHG von 1909).

Weshalb des Ausstellen von Zeugnissen eingeführt werden soll.

In der offensichtlich sehr sachlich und verantwortungsbewußt geführten Debatte der Bezirksschulversammlung wurden wichtige Gründe dafür genannt, daß es nun an der Zeit wäre, den Schülern jährlich oder gar halbjährlich Zeugnisse auszustellen und sie ihnen auszuhändigen. Von den höheren Schulen kannte man diesen Brauch schon.

Einleitend führt der Schulrat an, bei den Entlassschülern sei ein Zeugnis zur Bewerbung um eine Lehrstelle in der Wirtschaft oder bei Behörden notwendig. Aber auch für die Zeugnisausgabe auf allen

anderen Klassenstufen werden von den versammelten Lehrern Argumente vorgebracht.

Es wird die Hoffnung ausgesprochen, daß die Eltern über die Zeugnisse mehr Einblick in die Entwicklung der geistigen Kräfte ihres Kindes und mehr Interesse für die Arbeit der Schule bekommen. Die Schüler selbst werden in ihrem Selbstvertrauen gestärkt und zu einem gesunden Ehrgeiz angespornt. Für den Lehrer ergibt sich durch die Zeugnisausstellung ein nützlicher Zwang zur Selbstprüfung. Er erhält dadurch ein genaues Bild vom Kenntnisstand seiner Klasse, von den Fähigkeiten der einzelnen Schüler und von der Wirksamkeit seiner Unterrichtsmethode.

Es wird betont, daß zum Zeugnis allerdings der Schülerbeobachtungsbogen treten muß mit Einträgen über die kindliche Entwicklung. Dadurch kann die Gefahr gebannt werden, die Schülerpersönlichkeit bloß in Zeugnisziffern erfassen zu wollen. Schulrat Bohnacker äußerte schließlich sogar die Überzeugung, über die Einführung der Zeugnisse könne es gelingen, die Leistungen der Volksschule insgesamt zu heben, was in der anhaltenden wirtschaftlichen Notzeit dringend erforderlich sei.

Was gegen die Zeugnisausgabe spricht

Eine Menge von gewichtigen Gegenargumenten wurden aber auch von den anwesenden Lehrern und Schulleitern mit Beharrlichkeit und – wie sich heute zeigt – prophetischem Weitblick vorgetragen. Gegenüber den Wünschen der Wirtschaft werden Bedenken ausgesprochen. Ein Schulzeugnis könne doch nur wenig aussagen über die Eignung für einen praktischen Beruf. Die Schule solle nicht die Forderung von außerschulischen Kreisen erfüllen wollen, die doch sonst nichts nach ihr fragen.

Die Eltern hätten bisher auch keine Zeugnisse gebraucht, um ihr Kind verstehen zu können. Sie können zum Lehrer kommen und mit ihm über die schulischen Leistungen ihres Kindes sprechen, dann werden sie von ihm besser unterrichtet, als es bloße Zeugnisnoten tun können.

Wenn Zeugnisse gegeben werden, müßte dafür ein einheitlicher Maßstab im ganzen Land vorhanden sein, damit die Zeugnisnote tatsächlich über eine Klasse oder einen Ort hinaus Aussagekraft besitzt. Ein solcher objektiver Maßstab wäre aber wieder ungerecht, weil in den Stadtschulen ganz anders gearbeitet werden kann, als in den kleinen Dorfschulen.

Wenn gar die Zeugnisse dazu dienen müssen, die Schüler zum Lernen anzuspornen, ist es schlecht um die Schule bestellt. Das Interesse am Unterricht und am Lernstoff muß es sein, was die Schüler zur Mitarbeit anregt. Der kindliche Ehrgeiz wird durch die Aussicht auf ein gutes Zeugnis in falscher Weise angestachelt. Die Moral wird untergraben, weil die Kinder der Versuchung erliegen, voneinander abzuschreiben.

Die Erziehung zum Gemeinsinn wird beeinträchtigt, weil bei Bekanntwerden der Zeugnisnoten ein Konkurrenzverhalten beginnt. In welche Nöte kommt ein Kind, wenn eine Zeugnisnote schlechter als im vorigen Zeugnis ausfällt?

Schließlich gibt es auch Unterrichtsfächer – das räumt auch Schulrat Bohnacker ein –, die einen größeren Bildungswert haben oder höhere Anforderungen an die Begabung stellen, als andere. Es müßte deshalb noch geklärt werden, ob solche Fächer doppelt oder gar dreifach zu werten sind. Die vermehrte Verwendung von Schülerbeobachtungsbogen empfiehlt auch einer der Gegner der Zeugniseinführung; und daß für den Lehrer selbst das Notieren von Zeugnisnoten sehr nützlich sei, betont er ausdrücklich. Dementsprechend wird in der Versammlung auch ein vermittelnder Vorschlag laut: Der Lehrer soll Zeugnisse aufschreiben, aber er soll sie geheim halten.

Wie das Protokoll berichtet, beschloß der Schulrat die Diskussion mit den Worten: „Ich sehe, die Frage ist noch nicht ganz spruchreif.“ Was würden wir heute zum Für und Wider sagen?

Über den großen Balingen Stadtbrand

im Jahre 1809, die „Balingen Feueranstalt“ in jenen Jahren und die Einführung der staatlichen Gebäudebrandversicherung in Württemberg

Von Rudolf Töpfer (Fortsetzung)

Die „Feueranstalt“ in alten Stadt-Rechnungen

Wie es früher um die „Feueranstalt“, wie man den Feuerschutz nannte, bestellt war, geht zum Beispiel aus der „Stadt-Rechnung von Georgi 1818 bis Georgi 1819“ (=23. 4.) hervor, der ein „Inventarium“ beiliegt, das die Geräte benennt, die damals, also 10 Jahre nach dem großen Stadtbrand von 1809, zum Zwecke der Feuerbekämpfung zu Verfügung standen: 4 Feuerspritzen, 1 Handspritze, 20 Feuerleitern, 6 Feuerhaken, 6 Feuerfahnen, 9 Seile, 7 Segeltücher, 3 Pechpfannen sowie zahlreiche Feuereimer.

Die aus der erwähnten Stadt-Rechnung ersichtlichen Ausgaben in Sachen „Feueranstalt“ vervoll-

ständigen dieses Bild. So erhielt der Oberfeuerschauer Ludwig Majer, ein Maurer aus Ostdorf, für die jährliche Gebäude-Visitation eine Vergütung. Neben ihm gab es mehrere Feuerschauer, denen die Bürger auch die Feuerkübel vorzeigen mußten. Im übrigen ist der Ausdruck Feuerschau noch heute gebräuchlich. Die Feuerspritzen wurden vom Kupferschmied und Spritzenmacher Andreas Landenberger überprüft und mit Schmeer eingeschmiert. Seit 1774 war in Balingen „reguliert, daß diejenigen, die im Brandfall ihre Pferde zuerst an die Spritze spannen, aus der Stadtkasse einen Gulden Douceur (=Belohnung) erhalten bzw. etwas mehr, je nach-

dem wie weit über die Markung der Stadt ausgerückt werden mußte“. Eine ähnliche Belohnung wurde gewährt, wenn etwa bei schlimmer Witterung und schlechten Wegen zusätzlich Pferde vorgespannt werden mußten. Seit 1800 stand dem Feuerreiter, der als erster bei der Oberamtei erschien und ein Feuer meldete, ein Gulden Douceur zu, den beiden folgenden jedoch nur noch 45 bzw. 30 Kreuzer; hinzu kam noch eine Art Entfernungsgeld in Höhe von „15 Kreuzer auf jede Stunde“, denn die Feuerreiter kamen ja aus einem Ort im Oberamtsbezirk, in dem ein Brand ausgebrochen war. Aber auch die Rottenmeister und deren Männer bekamen etwas, jedoch nur, wenn sie mindestens zwei Stunden weit hatten laufen bzw. wegen eines Feuers über Nacht hatten ausbleiben müssen. Wenn man in der genannten „Stadt-Rechnung“ dann weiter liest, daß „vier Mann zur Rettung der Stadtkasse“ eingeteilt waren, so hatte man wohl an alles gedacht.

Offenbar von der Überlegung ausgehend, je mehr Familien, desto mehr eigene Herde und umso größer die Feuersgefahr, war angeordnet, „daß jeder sich hier verheiratende Bürgerssohn entweder einen Feuerkübel in natura zu liefern oder dafür 1 Gulden 30 Kreuzer zu bezahlen, ein Fremder aber zwei Feuerreimer anzuschaffen hat“. Auf diese Weise konnten im „Rechnungslauf 1818/19“ immerhin 22 Gulden 30 Kreuzer eingezogen werden. Drei Bürgersöhne blieben damals den Feuerreimern schuldig: einer war verstorben, zwei ausgewandert. Im übrigen hat die Stadt Balingen 1818/19 insgesamt 52 Feuerreimer für 78 Gulden angeschafft, die offenbar aus Leder waren, da das Geld an den Sattlermeister ging. Und weil Ordnung sein muß, wurden diese 52 Feuerreimer dann noch für weitere 4 Kreuzer das Stück ge(kenn)zeichnet.

Einige Jahrzehnte später heißt es in der „Stadt-pfleg-Rechnung von 1855“: „Jeder sich hier erstmal verheiratende Bürger oder in das Activ-Bürgerrecht eintretende hat zu bezahlen: für 1 Feuerreimer = 1 Gulden 30 Kreuzer, für Bäume = 45 Kreuzer, insgesamt = 2 Gulden 15 Kreuzer“. Die Stadt besaß nämlich Baumschulen, von wo man dann Bäumchen holte, um sie an geeigneten Stellen einzusetzen. auch „die Grünen“ scheinen daher nichts Neues zu sein.

Man kann sich gut vorstellen, daß, wenn damals in einem Gebäude ein Brand ausbrach, die betroffenen Bewohner fast immer um Haus und Habe kamen. Besonders in den eng bebauten Städten mit ihren schmalen Gassen konnte sich ein Brand rasch auf die Nachbarhäuser, auf ganze Stadtteile oder gar die ganze Stadt ausdehnen, wenn er nicht rechtzeitig bemerkt und sofort bekämpft wurde. Deshalb gehörte es zu den wichtigsten Aufgaben der Hochwächter auf den Türmen und der Nachtwächter in den Gassen bei brandverdächtigen Beobachtungen sofort Alarm zu schlagen, was durch Läuten der Feuerglocke, durch Hornsignale, lautes Rufen oder – wie in Tübingen – auch durch einen Kanonenschuß vom Schloß her geschah. Der 61,3 Meter hohe Turm der Balingen Stadtkirche hat in 40 Meter Höhe einen Umgang. Noch einen Stock weiter oben befindet sich die frühere Turmwächterwohnung, aus zwei geräumigen Kammern und einer kleinen Küche bestehend. Nach einer Schilderung von Karl Hötzer wohnten dort bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Turmwächter, die in ihrem Hauptberuf meist Schuhmacher waren, von dort oben aber Feuerwache für die ganze Stadt hielten. Der Turmwächter mußte auch die Stunden nachschlagen, zum Zeichen, daß er wach ist. Zu diesem Zweck hatte er neben seinem Bett einen Riemen hängen, mit dem er den Hammer der in einem Dachwerker aufgehängten Feuerglocke in Bewegung setzen konnte. Die Nachtwächter machten auf ihren Rundgängen auch offengebliebene Haustüren zu, weckten für einige Kreuzer diejenigen Bürger, die außergewöhnlich früh aufstehen wollten, und riefen alle Stund' am Kirchturm hinauf: „Wächterle, hüt wohl!“ Als Antwort erschallte dann von oben der Ruf: „Wohl, wohl!“, wenn ringsum alles in Ordnung war. So kontrollierte man sich gegenseitig. Im übrigen konnte sich jeweils einer der beiden Nachtwächter in einem breiteren Wachtstübchen etwas aufwärmen, das unten außen am Turm zwischen zwei Chorpfeilern eingebaut war.

Aus den erwähnten Unterlagen ist ersichtlich, daß 1809 auch in Balingen durch eine „Feuerordnung“ geregelt war, was im Alarmfalle zu geschehen hatte. Die altersmäßig geeigneten Männer waren in Feuerrotten eingeteilt, die Rottenfahnen mit sich führten, unter dem Kommando eines Rottenmeisters standen und gemeinsam „zum Feuer liefern“, um zu helfen und insbesondere „Wasser zu bieten“ (Löschkette), das hoffentlich in der Nähe greifbar war. Feuerreiter holten Hilfe aus den Nachbarorten, was man heute „Überlandhilfe“ nennt. Die im Jahre 1819 erneuerte Feuerordnung besagte u. a. folgendes: „Die Metzger haben die Verbindlichkeit, wenn in der Stadt Feuer ausgeht, oder wenn es in der Nachbarschaft brennt, sich mit ihren Pferden augenblicklich vor der Oberamtei zu stellen, wo sie die nötige Weisung erhalten werden. Die Bauhandwerker haben sich mit ihrem Handwerksgeschirr sogleich auf

dem Brandplatz einzufinden“. Die Leitung der Feuer(lösch)anstalten stand damals unter dem Befehl des Oberamts. Die handbetätigten Druckpumpen brachten nur eine geringe Leistung. Von oben konnte ein Brand nur bekämpft werden, wenn es möglich war, von den Dächern der Nachbarhäuser Wasser auf ihn zu schütten. Am meisten Erfolg versprach das Niederreißen von Gebäuden, was Sache der Bauhandwerker war, um einem sich ausbreitenden Brand die Nahrung zu nehmen. Wenn jedoch ein zudem ständig seine Richtung wechselnder Gewitterwind blies, wie anno 1809 in Balingen, dann konnte man wohl alle Hoffnung fahren lassen. Es verwundert daher nicht, wenn die Menschen angesichts eines sich rasch auf das gesamte Stadtgebiet ausdehnenden Großfeuers schließlich die Nerven verloren und am Ende nur noch daran dachten, die eigene bewegliche Habe in Sicherheit zu bringen.

Die Einführung der staatlichen Gebäudebrandversicherung in Württemberg

Nach dem Brand von 1809 konnte der Neuaufbau der Stadt Balingen insbesondere deshalb zügig erfolgen, weil es bereits damals in Württemberg eine Gebäudebrandversicherungsanstalt gab. Es liegt nahe, darüber nachzudenken, wie und wann es zur Einrichtung dieser segensreichen Anstalt der staatlichen Daseinsvorsorge gekommen ist, einmal der Vollständigkeit halber und zum anderen, weil diese Entwicklung ohnehin weniger bekannt sein dürfte.

Die verheerenden Großbrände im Mittelalter und in der frühen Neuzeit hatten unzählige Menschen in Not und Elend gestürzt. Deshalb wurde mehr und mehr versucht, der Brandgefahr durch Einführung von Schutzmaßnahmen entgegen zu treten und das Feuerlöschwesen wirksamer zu organisieren. So sind uns zahlreiche ältere Feuerordnungen überliefert, wie etwa die „Ulmer Feuerordnung von 1476“ und die „Stuttgarter Feuerordnung von 1492“. Im Jahre 1752 wurde schließlich die erste allgemeine württembergische Land-Feuer-Ordnung erlassen; sie trat an die Stelle der bis dahin in Geltung gewesenen Ordnungen der einzelnen Städte und Ämter. Da jedoch die Wasserversorgung damals überaus mangelhaft war, blieb die Effektivität der Brandbekämpfung weiterhin bescheiden. Die „Abgebrannten“ aber standen mittellos da und wußten nicht, womit sie den Wiederaufbau ihrer Anwesen und die Wiederbeschaffung ihrer persönlichen Habe bezahlen sollten. Gewiß gewährte die Regierung Steuernachlässe. Auch die Gemeinden und Nachbarn halfen so gut es ging. Doch mit all dem kamen sie nicht weit. Sie waren gezwungen, mit „Sammel-patenten“ durch das Land zu ziehen und um milde Gaben zu bitten.

Da lag der Gedanke nahe, das Brandrisiko auf eine Gefahrgemeinschaft von Gebäudeeigentümern zu verlagern. So hatten sich zuerst in Norddeutschland bereits im 16. Jahrhundert auf Gemeindegemeinschaften gegründet; 1676 war die „Hamburger-General-Feuer-Cassa“, 1685 die Magdeburger „General-Feuer-Cassa“ und 1718 die „Berliner Feuersocietät“ entstanden, um einige dieser Einrichtungen zu nennen. Davon hatte man natürlich auch in Württemberg gehört. Entsprechende Pläne entstanden, die jedoch auf mancherlei Schwierigkeiten stießen. Sie wurden dann stets neu aufgegriffen, wenn es wieder einmal einen Großbrand gegeben hatte. Im Grunde sah man den Nutzen einer Brandversicherung ein. Die Abgebrannten könnten wiederaufbauen. In dieser Gewißheit würden sie ihre Gebäude instandhalten und verbessern, da diese bei Einführung einer Brandversicherung ein „vollkommen sicheres Kapital“ seien, was sich vor allem bei Verpfändungen, Verkäufen und Teilungen günstig auswirken dürfte. Ja man fragte sich bereits, ob auch Schäden durch Wasser, Sturmwinde usw. in eine solche Versicherung einbezogen werden sollten. Kriegsschäden, die auf Feindeinwirkung zurückgingen, wollte man auf alle Fälle ausgenommen wissen. Schließlich wurden 1756 im Herzogtum Württemberg zunächst **allgemeine freiwillige Brandversicherungsgesellschaften** genehmigt. Der Gedanke, sie durch eine das ganze Land erfassende einheitliche Brandversicherungsanstalt zu ersetzen, wurde weiterverfolgt, denn je mehr Mitglieder es gäbe, umso eher könnten selbst schwere Brandfälle „leidentlich ertragen“ werden. Wie aber sollte man beitragsmäßig verfahren? Die Wiederaufbaukosten lagen doch im Unterland höher als im Oberland, wozu die Häuser meist noch mit Stroh gedeckt und daher feuergefährlicher wären. Auch bestünden zwischen Dörfern und Städten Unterschiede; in den Städten fehlten zwar Scheuern und Stallungen, doch stünden die Häuser sehr eng beieinander. Man sieht, jeder war darauf bedacht, eine niedrigere Umlage zu zahlen als der andere.

Aber schließlich kam man doch überein: Es sollte sich um eine gemeinnützige Pflichtversicherung unter Ausschluß jeglichen Gewinnstrebens handeln. Nur solche Gebäudeschäden wären versichert, die durch direkte Feuereinwirkung oder durch Einreißen bei der Brandbekämpfung entstanden seien. Mobilien würden von der Versicherung ausgenom-

men. Brandschäden wurden normalerweise voll ersetzt. Die Brandschädigung durfte nur zum Wiederaufbau der eingescherten oder beschädigten Gebäude verwendet werden. Die abgebrannten Versicherten waren zum Wiederaufbau verpflichtet. Für die Vergütung der Brandschäden kam die staatlich organisierte Gefahrgemeinschaft der Gebäudebesitzer auf. Die Einschätzung der Gebäude zur Brandversicherung oblag anfangs den Gebäudeeigentümern, doch hatten die Ortsvorsteher diese Einschätzungen zu überprüfen. Die Verzeichnisse über die Brandversicherungsansprüche der Gebäude wurden von den Ortsvorstehern geführt. Sie hatten auch die Versicherungsbeiträge einzuziehen und abzuführen. Der Gesamtgebäudeanschlag im Herzogtum bildete die Berechnungsgrundlage für die zu zahlende Brandschadensumme. Die Erhebungen über eingetretene Brandschäden oblagen den Ämtern und Gemeinden, die so von Anfang an zu wichtigen Helfern der staatlichen Gebäudebrandversicherung wurden. Die Kosten der Brandplatzräumung hatten die Gemeinden zu tragen, wobei „die nicht verunglückten Bürger“ unentgeltlich Hand- und Fuhrfrohnen leisten mußten. Abschließend heißt es dann, daß die in den Stadt- und Landfeuerordnungen gegebenen Vorschriften zur Brandverhütung streng zu beachten seien, wie etwa die regelmäßige Kontrolle der Feuerstätten und die häufige sorgsame Reinigung der Kamine durch die Kaminfeger sowie daß die Einrichtungen zur Brandbekämpfung durch Beschaffung zweckmäßiger Löschgeräte ständig verbessert werden müßten. Bei Feuersbrünsten wäre ohne jede Nachsicht das Einreißen von Gebäuden anzuordnen, wenn dadurch eine weitere Ausdehnung des Feuers verhindert werden könnte. Außerdem sei es Pflicht jedes Untertanen, sich nach Kräften an den Löscharbeiten zu beteiligen. Demjenigen, der beim Brandeinsatz verunglücke, würde für seine Person wie für seine Familie die Unterstützung der Landesherrschaft zugesichert.

(Fortsetzung folgt)

Abgegangene Siedlungen um den Zoller

Von Fritz Scheerer

(Schluß)

Neben diesen heute noch bestehenden Siedlungen bestanden noch eine Reihe anderer, die aber bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts wieder abgegangen waren. Unterhalb am Nordhang des Zellerhorns lag im Mittelalter das Dorf Zell, bei der heutigen, 1757 erbauten Wallfahrtskirche Mariazell, deren Vorgängerin eine Galluskirche war, die im Liber decimationis von 1275 mit 20 Mark Silber veranschlagt war. Das Kloster St. Gallen hatte hier vermutlich schon in der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts eine Zelle gegründet als Station zwischen seinen Besitzungen in Rangendingen und Truchteltingen. Bei diesem Dorf hatten die **Schenken von Zell** ihre Burg, die aber schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts abgegangen sein muß. 1255 wird der Name erstmals erwähnt mit „Wernherus pincerna (= Schenk) de Celle“. Diese Schenken waren Dienern der Grafen von Zollern. Im 13. Jahrhundert schrieben sie sich abwechselungsweise von Zell und Andeck (einer Burg am Farrenberg bei Talheim) (s. u.). Zell war nämlich die Wiege einer Reihe von Schenken, die von diesem Geschlecht abstammten (Andeck, Neuenzell, Stauffenberg, Erpfingen). Der letzte Schenk, der sich nach dem Stammsitz nannte, siegelte 1350 in einer Stettener Urkunde. 1366 wird Zell als „Burgstal“ (abgegangene Burg, Ruine) bei der Schenkung Rudolf des Schenks „von Andegg und seines Bruders Kunrad an ihre Schwester Gretin, Klosterfrau zu Stetten“, erwähnt. In Zell befand sich damals nur noch das Kirchlein mit Friedhof. Die Kirche ist 1440 „Unserer lieben Frau“ geweiht. nach 1488 zog der Pfarrer ins Dorf Boll zur Nikolauskapelle (s. auch Heimatk. Blätter Dezember 1974). Die Pfarrechte der Galluskirche gingen an die Boller Kapelle schon vor 1479 über.

1322 verkaufte Graf Friedrich von Zollern (Ostertag) Güter zu Rangendingen und Hausen (bei Weilheim, heute Hauser Hof). Bei dem Verkauf ist Pfaff Konrad der „Dechan“ (Dekan) von Zell zeuge. Er ist ein Walch von Hechingen und seit 1318 als „tegan“ von Zell bezeugt. Walter der Schenk von Celle verkauft 1326 aus seinen Gütern zu Oftringen ... alles zusammen um 4 Pfd. Hlr. (Pfund heller) ans Kloster Stetten, die Hälfte ist dem Vetter des Verkäufers, dem zu Andegg, zu geben.

1336 verkaufte Konrad der Knelle von Celle „3 B Hlr. (Schilling heller) und 3 Hühner aus seiner Wiese, genannt der Schöne Rain in Großholz gelegen um 35 B Hlr. ans Kloster Stetten“ und 1337 Marquart Bucher von Celle seine Buchwiese und seinen Rechtsschutzgarten zu Zell unter Zolle den Dominikanerinnen zu Stetten um 3½ Pfd. Hlr. „Werner der Boller d. jung verkauft sein Holz (Wald)

unter der Erntstaig (von Zell auf die Höhe nach Onstmettingen, auf der die Ernte nach Zell gebracht wurde) neben dem Holz der Nonnen zu Stetten an dieses Kloster, Holz und Boden um 12 Pfd. Hlr. Bürgen sind die Grafen von Zollern. (Weiteres über Mariaszell s. Heimatk. Blätter Dezember 1974).

1283 tritt Walter der Schenk von „Niuenzell“ (**Neu-enzell**) neben andern als Zeuge auf, darunter auch Tragebott von Neuneck (Balingen), bei einem Verkauf von Gütern in Heselwangen durch Graf Friedrich von Zollern und seinen Sohn Friedrich d. jungen an Werner von Dotternhausen um 16 Pfd. Hlr. (MZ 1,94). Walter Schenk von Zell, Ritter, und Walter, Burkart und Werner seine drei Söhne, verkaufen 1314 um 62 Pfd. die Mühle zu Schlechtenfurt (einstige Obere Ostdorfer Mühle, heute Klärwerk) ans Kloster Kirchberg. Dabei ist Werner der Schenk von Niuwenzell Bürge, Siegler ist Walter Vater und Sohn und Graf Ostertag (Nom. Hohnb. S. 188). 1309 nennt sich Walter nicht mehr Schenk von Zell, sondern von Andegg und gibt mit seinen Söhnen dem Frauenkloster Pfullingen zur Versorgung seiner beiden Töchter und seinem Seelenheil den Zehnten von Engstlatt, die Mühle zu Dietunsteig (heute Elektrizitätswerk Eppler) und verpfändet für seine Schuld von 60 Pfd. seinen Besitz zu Otterdingen. Zeugen sind Werner Schenk von „Niuwenzelle“, Ritter Friedrich von Gomaringen, Werner Schenk von Andegg der junge und Wolf Remp von Pfullingen (MZ 1,122).

Werner Schenk von Niuwenzelle, Walter der Schenk der Kirchherre von Talvingen (Tailfingen), Werner der Schenk von Andegg, Werner sein Sohn sind neben andern 1296 Zeugen, als Heinrich von „Bolle“ (Boll) ein „Gütle“ zu Bodelshausen dem Kloster Stetten schenkt. Werner ist auch 1296 Zeuge bei einem Verkauf des „Grafen Friedrich von Zoll, der alte“ von seinem Gut zu Willmandingen (Kr. Reutlingen) mit Holz und Feld, Äckern und Wiesen und Wasen um 110 Pfd. Hlr. ans Kloster Stetten. Auch 1366 ist Werner von Niuwenzelle Zeuge bei einer Vergabung des Grafen Rudolf von Hohenberg von einem Gut zu Holzhausen an das Kloster.

Neuenzell scheint eine neuere Burg der Schenken von Zell in der Nähe des Zollers gewesen zu sein. Mich. Walter sucht sie auf dem noch im 15. Jahrhundert genannten „Bürglin“ über dem Dorf Zimmern am Zoller. Man könnte aber auch an den vom Zoller gegen Boll vorspringenden „Roßberg“ denken oder den „Burstel“ zwischen Stetten und Schlatt wie J. A. Kraus.

1282 treten Schenken von **Andeck** auf (Andeck auf dem Farrenberg bei Talheim), die ebenfalls zur Familie der Schenken von Zell gehören (G. Wunder). Werner Schenk von Andegg ist 1282 Zeuge zu Reutlingen für Walter von Pfullingen (WUB 8,345). Ein Walter Schenk von Andegg ist 1294 mit einem Gottfried Binle von Celle Zeuge für Burkart den Schenken von Schenkenzell im Kinzigtal (fürstenb. Urkundenb. I 321, Nr. 634). Ritter Walter der Schenk von Andegg und seine Söhne Walter, Burkart und Werner verkaufen der Hechinger Bürgerin Trutzun Bronner und ihrer Tochter, der Schwester Lutgart im Kloster Stetten, um 3 Pfd. Hlr. 6 Scheffel Korn gilt (jährliche Lehensabgabe) aus ihrem Gut zu Büren (Beuren). 1328 verkauft Werner Schenk von Andegg „seinen Hof zu Weiler unter Zoll“, der Mayerhof genannt, an Albrecht Renze von Onstmettingen und dessen Bruder Werner um 20 Pfd. Hlr. als freies Eigen. Bürgen sind der Bruder des Verkäufers Rudolf, Fritz der Mayer von Wurmlingen, Aebelin der Schultheiß von Ebingen und Burkart der Bucher von Talheim. Die Gebrüder der Schenk (Werner und Rudolf) geben 1336 den Frauen von Stetten „die Eigenschaft, die man nennt das Egerdach unter Erntstaig im Zeller Zehnten“.

Anna von Tierberg, Hausfrau des Schenken Werner, kauft Güter zu Erlaheim von Rudolf und Albrecht den Schenken von Andegg (OA. Balingen 379). 1341 verkaufen Schenk Werner und seine Ehefrau Anna „um 800 fl. seinen Brüdern seinen Teil an Andegg und Talheim und behalten nur Gülden“. Zeuge ist Cun der Schenk, Kirchherr zu Talheim, der Bruder. 1343 verkaufen Lutold von Ehingen (bei Rottenburg) und seine Frau Elisabeth „um 6 Pf. 6 B Hlr. ans Kloster Stetten ihr Gut zu Zell, daß ihr Lehen war von den Schenken von Andegg, die es auf ihr Bitten ans Kloster übergeben. Es sitzen darauf Heinrich der Mayer von Zell, Marquart der Bucher „und der Löbler“. Werner Schenk von Andegg verzichtet ausdrücklich. „Guotle“ die Truchsessin, weiland Ruoffen sel. d. Schenken von Andegg Frau vermacht 1366 dem Koster Stetten mit Genehmigung ihrer Söhne Rudolf und Conz nach ihrem Tod 1 Pfd. Hlr. Gilt aus ihrem Gut zu Steinhofen zur Begehung eines Jahrtags für sie und ihren Mann“. 1367 verkauft Hug Schenk von Andegg, Rudolfs sel. Sohn und seine Schwester Ursula Güter in Endingen mit Genehmigung ihres Vogtes Arnold von Tierberg (Württ. Reg. 1,658).

Schon 1266 erscheint ein „Hugo pincerna (= Schenk) de Stoffenberg“ (**Stauffenberg**) als Zeuge mit Graf Friedrich von Zollern und Ritter Tagelboto (Balingen) und Burkart Schultetus de Bolle (Boll) (WUB 6,244). 1317 verkaufen die Schenken von

Stauffenberg, Burkart ein Ritter, Werner und Berthold, alle 3 Gebrüder, dem Edelmann Walter von Schalksburg zwei ihrer Güter zu Engstlatt, das eine baut Heselwank, das andere der Winzeler, für 32½ Pfd. Hlr. (MZ 1,130). Von 1317 ab nannte sich dieses Geschlecht nicht mehr nach Zell, sondern nach Stauffenberg.

Das „Hörnle“ nördlich von Wessingen scheint der namensgebende „Stauf“ für die Herren von Stauffenberg gewesen zu sein. Im Bickelsberger Lagerbuch S. 119 wird ein Burgstall „uf Wessinger Hörnlin“ erwähnt, wohl auf dem dem Zoller gegen Wessingen vorspringenden „Käpfle“ (641 m), das auf den Karten den sonderbaren Namen „Belvedere“ oder „Bismarckhöhe“ trägt. Die Anhöhe zeigt von Wessingen aus die Form eines „Staufs“ (umgekehrter Becker). 1861 hieß die Höhe noch „Horn“, heute hat sie einen Hochbehälter der Bodensee-Wasserversorgung. Beim Kauf eines Gutes in Schlatt um 25 Pfd. Hlr. von Ritter Burkart von Tierberg ist u. a. Ritter Konrad der Schenk von Stauffenberg Zeuge. Nach der „Notitia fundationis“ schenkte Heinrich von „Stouphenberg“ 1322 in Owingen (Oberowingien bei der heutigen Weilerkirche) ans Kloster St. Georgen im Schwarzwald. Daß die namensgebende Burg auf Markung Wessingen lag, zeigt auch eine Urkunde von 1372, worin Hans und Hug die Schenken „das guet, das gelegen ist zue Zimmern und Wessingen“ an das Barfüßerkloster Reutlingen verschenken, wo zur Zeit ihr Bruder Heinrich Quardion ist. Ferner finden wir die Schenken von Stauffenberg begütert zu Semdach (s. u., 1341, 1361, 1397) und zu Boll, wo sie Güter an das Kloster Stetten schenken.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts übertrugen die Stauffenberg den Burgnamen auf ihre damals erbaute Burg Stauffenberg oberhalb Rangendingen beim Stauffenberger Hof, der einst der Wirtschaftshof der Burg war. Weitere Güter werden in Niederhechingen, Stein und Sickingen (1363 und 1369) von Stauffenberg dem Kloster geschenkt. Es sind vor allem Frauen, die Schenkungen und Verkäufe machen. So verkauft 1372 Katharina die Wälschin, Conz des Schenken von Stauffenberg eheliche Wirtin, mit Einverständnis ihres Gemahls an Kloster 1 Pfd. Hlr. aus 6 Mannsmahd Wiesen im Bulach (Hechingen). Schenkungen an das Kloster werden von den Stauffenberg gemacht in Rangendingen (1361 und 1368), zu Beuren-Spechtshardthof (1365), 1376 gibt Katharina Walch ihrer Schwester Anna von Stauffenberg, Nonne im Kloster, 3 Malter Korn und 2 Herbsthühner aus ihrem Hof zu Stetten. 1377 vermachte sie ihr 3 Pfd. Gilt zu Rangendingen, das Laienzehntle zu Engstlatt, den Hof zu Steinhofen und des Schützen Hof zu Grosselfingen, ferner 1 Pfd. Gilt aus dem Bomgarten zu Stetten usw.

Eine reiche Schenkung ans Kloster machte 1436 Anna Schenkin von Stauffenberg zu Wessingen, Niederhechingen, Stetten, Grosselfingen. 1459 gibt sie dem Hans Klocker, Beck und Bürger zu Hechingen, 7-8 Mm. Wiesen genannt Walch Wadel ob Hechingen gelegen als Erblehen. „Er hat davon 2½ Pfd. Hlr. und einige Herbsthühner zu geben. Nach ihrem Tod soll die Gilt ans Kloster fallen“.

1390 ist Adelheid von Stauffenberg Priorin im Kloster. Auch werden Güter von den Stauffenberg gekauft. So verkauft 1376 Volkart der Walch an Katharina Walchin, Kuntzen des Schenken von Stauffenberg Witwe „um 20 Mark Silber und 33 Pf. Hlr.“ einen Hof zu Grosselfingen. Bernharts halben Hof in der Alten Stadt Hechingen, das halbe Gut zu Weilheim. 2 Höfe zu Steinhofen. 1 Mltr. Vesen aus des Kathers Gut zu Niederhechingen, endlich die Mertachwiese zu Stetten“.

Wilhelm Schenk von Stauffenberg und Agathe Schwelherin seine Frau, verkaufen 1384 „den halben Schenkzenhnten in Ostdorf“ um 97 Pfd“. 1397 verkauft er ans Kloster an das Seelgerät 30 B Hlr. Gilt, ein Fastnachtshuhn aus Haus, Hof und Garten zu Semdach (s. u.). Frau Agathe Schwelherin verkauft 1423 um 416 Pfd. ihre Häuser und Güter zu Gruol an das Kloster Alpirsbach (Glatz).

Um 1487 scheinen die Schenken von Stauffenberg ihre letzten Besitzungen verloren zu haben, nachdem sie schon seit dem 2. Drittel des 15. Jahrhunderts nicht mehr in den Schenkungsurkunden des Klosters Stetten hervortreten.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, die Stauffenberg verkaufen und verschenken eigene Güter und Höfe zu Boll, Semdach, Zimmern, Beuren, Stein, Stauffenberg und Rangendingen, Thanheim, Wessingen, Weiler unter Zoll (abg.), Sickingen. Für Zell, Neuenzell, Andeck, Stauffenberg sind die angeführten Beispiele nur ein kleiner Auszug aus 249 Regesten, die G. Wunder für die Hohenzollerischen Jahreshefte zusammengestellt hat. Diese wenigen beweisen aber, daß die Schenken von Zell (im weitesten Sinn) umfangreichen Besitz vom 13. bis ins 15. Jahrhundert um den Zoller innehatten. Das Wappen der Stauffenberg zeigt einen roten Querbalken, oben und unten begleitet von einem schreitenden blauen Leoparden in blauem Schildfeld (Alberti, Württ. Adels- und Wappenbuch).

Auch im abgegangenen Ort **Semdach** bei Boll erwirbt das Kloster Stetten von den Stauffenberg Gülden und Güter. 1310 gibt Adelheid von Burgau,

Gattin des Herzogs Konrad von Teck, dem Kloster Stetten 36 B Hlr. Jahresgilt für eine Jahrzeit, wovon 1 Pfd. und 6 B von des Talhains Gut zu Semdach gehen. 1344 wird in Semdach ein „Brühl“ erwähnt. 1412 gibt Wilhelm von Semdach 10 B Hlr. aus einem Hausgarten und aus 1½ Mm. Wiese an seinem Gärtle am Haus. Wilhelm Schenk von Stauffenberg verkauft 1397 eine Gült aus Gütern zu Semdach, und die Herren von Ow als Erben der Schenken von Stauffenberg haben laut der Erneuerung von 1589 noch Güter „im Semdach“. Aber schon 1346 werden als Hechinger Bürger Albrecht von Semdach mit Frau und Kindern angeführt oder 1332 Eberhard von Semdach als Richter in Hechingen. 1428 wird ein Hof zu Semdach angeführt. Lutgart von Semdach ist 1344 Klosterfrau, mit der sich ihr Bruder Dietrich Branber u. a. über den Brühl zu Semdach verglichen hat. Wernli von Semdach, Bürger zu Hechingen, ist 1363 Zeuge bei einem Verkauf in Hechingen an das Kloster Stetten. Die Bürger müssen nach allem allmählich nach Hechingen abgewandert sein, so daß auch Semdach abgegangen ist. **Literatur** u. a. Monumenta Zollernana (MZ) Urkunden des Dominikanerinnenklosters Stetten i. Grandental, Hoh. Jahreshefte 1955 ff. Schenken von Zell, Andeck, Neuenzell, Stauffenberg; G. Wunder in Hoh. Jahreshefte 1952 und 1954. Studien zur Geschichte der Grafschaft Zollern, Friedrich Eisele 1956.

Gelber Fingerhut

(Digitalis lutea)



Vom Schwarzwald ist in den Waldblößen ein prächtiger Schmuck bekannt, der Rote Fingerhut (Digitalis purpurea) mit seinen einseits wendigen Blütentrauben. Seine purpurroten Blüten stellen hängende Glocken dar. In allen Teilen des schönen Gewächs (bis über 1 m hoch) findet sich ein sehr heftiges Gift (Digitalin), das Weidetiere abhält, bei Herzerkrankungen vom Arzt dem Menschen aber als wirksames Heilmittel verordnet wird. Von der fingerhutähnlichen Gestalt der Blumenkrone hat die Pflanze den Namen Fingerhut erhalten (dicitus = Finger). Wenn der Rote Fingerhut in sandigen Wäldern des Schwarzwaldes als kalkliebende Pflanze vorkommt, so findet sich auf unseren Bergen eine kalkliebende Pflanze, der Gelbe Fingerhut. Auch er wird 80-100 cm hoch. Seine Krone ist hellgelb. Seine Blätter sind nur am Rande gewimpert. Auch er ist giftig. Er ist nicht wie D. purpurea eine atlantische, sondern eine südeuropäische Pflanze, die über den Schweizer Jura ins obere Donaugebiet und unsere Schwäbische Alb eingewandert ist. Fritz Scheerer

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen

Jahrgang 27

30. August 1980

Nr. 8

Das mittelalterliche Schulwesen im Kreis Balingen

Von Christoph Wagner, Balingen

Die Stadtschule, ein Typ mittelalterlicher Schule

Die ersten Indizien für das Vorhandensein einer Schule im Kreis Balingen finden sich in der Kreistadt selbst im Jahre 1277. In einer in lateinischer Sprache verfaßten Verkaufsurkunde wird als Zeuge neben verschiedenen geistlichen Würdenträgern, ein „rectore scholarum in Balingen“, also ein Schulmeister in Balingen genannt, was auf das Vorhandensein einer Schule hinweist. Somit wäre die Schule in Balingen eine der ersten und damit ältesten auf württembergischem Boden, älter als Schulen weit aus bedeutenderer Städte wie Tübingen (1312), Stuttgart (1321) und Göppingen (1397). Nur in Kirchheim u. T. (1249) und Waiblingen (1267) sind auf württembergischem Boden frühere Schulen nachzuweisen. Das erscheint umso bemerkenswerter, wenn man bedenkt, daß die Gründung der Stadt Balingen zu diesem Zeitpunkt kaum 20 Jahre zurücklag (1255) und die Stadt höchstens 800 Einwohner gehabt haben dürfte.

Eine weitere Verkaufsurkunde aus dem Jahre 1338, in der wiederum als Zeuge ein „Schulmeister zu Balingen“, diesmal ein „Pfaff Conrat Göldelin“ auftritt, bestätigt das kontinuierliche Weiterbestehen der Schule. Ungefähr 200 Jahre war dies die einzige Schule dieser Region. Erst im Jahr 1480 läßt sich der erste Schulmeister in Ebingen nachweisen. Die Stadt Ebingen, ungefähr zur selben Zeit wie Balingen zur Stadt ernannt (1250–1260), dürfte zu diesem Zeitpunkt rund 1000 Einwohner gehabt haben. Unklar bleibt, ob auch in der Stadt Rosenfeld (um 1255 zur Stadt ernannt) eine Schule im ausgehenden Mittelalter bestanden hat. Sie ist durch Quellenmaterial nicht zu belegen (erstmalige Nennung der Schule im Jahr 1551), doch legen die Universitätsmatrikeln z. B. der Universität Tübingen die Vermutung nahe. Hier treten in den Jahren 1479, 1483, 1505, 1513 und 1523 Studenten „de Rosenfeld“ auf, die, wenn sie nicht fahrende Scholaren waren oder auswärts sich die nötige Vorbildung angeeignet hatten, in Rosenfeld zur Schule gegangen sein mußten.

Bei der Frage nach der Art der Schule gilt es zwischen den rein lateinisch-deutsch gemischten Schulen zu unterscheiden. „Die älteren (etwa bis zum Ende des 14. Jahrhunderts) sind ohne Zweifel lateinische Schulen. Von den späteren mag manche gemischten Charakter gehabt haben ...“

Die Stellung der Schule in der mittelalterlichen Stadt

Über die Existenz einer Schule im mittelalterlichen Balingen erfahren wir immer nur unmittelbar, auf indirektem Weg, eher zufällig, aus Verkaufsurkunden (1277, 1338) oder Streitschlichtungsurkunden (1407), kurzgesagt aus Quellen, die mit der Schule nicht das geringste zu tun haben. („Da spielen mancherlei Zufälligkeiten eine Rolle“). In diesen Urkunden treten Zeugen auf, darunter zufällig auch ein „rectore scholarum in Balingen“ (1277) oder ein „Pfaff Conrat Göldelin, Schulmeister zu Balingen“ (1338). Nie sind die Lehrer selber, geschweige denn die Schule oder der Unterricht, Gegenstand der Ausführungen. Das mag teilweise seinen Grund in der dürftigen, weil erst langsam aufkommenden Schriftlichkeit des späteren Mittelalters haben. Doch erscheint dieser Erklärungsansatz nicht ganz zu befriedigen.

Die Stellung der Schule in der mittelalterlichen Stadt, zumal in einer solch kleinen Stadt wie Balingen es damals war, war eine vollständig andere als heute. Die Schule nahm in keiner Weise eine ähnliche zentrale Position im Leben und damit auch in der Gesellschaft ein, wie sie es heute tut, sie war im Gegenteil nur Nebensache. Wohl von der Stadt nach außen als Aushängeschild ein Prestigeobjekt gegenüber anderen Städten benutzt, führte sie in der Stadt ein isoliertes Mauerblümchendasein. Das mittel-

terliche Leben und Treiben ging an ihr vorbei. Von der Mehrzahl der städtischen Bevölkerung kaum wahrgenommen, nur von einer verschwindend kleinen Gruppe besucht, für deren beruflichen Werdegang sie eine Funktion erfüllte, dabei durchaus für alle Menschen offen, wie wir nachher noch sehen werden, (ausgenommen der weiblichen Bevölkerung), doch für die breite Masse funktionslos. In ihr konnte man für seine berufliche Tätigkeit als Handwerker, Bauer oder Tagelöhner keinen Sinn erkennen, nicht einmal für seine Sprößlinge. („Sein Vater konnte kein Latein und sah auch nicht recht, wozu es gut sein sollte“.)

Nebensache, aber auch für die Lehrer. Für den 1338 genannten „Pfaff Conrat Göldelin, Schulmeister zu Balingen“ ist sie nur Durchgangsstation zum geistlichen Amt. Er hat nicht dafür studiert, sich mit grobschlächtigen „Lotterbuben“ herumzuärgern. Nein, die Schule ist für ihn eine Übergangsstation zum späteren Pfarramt, durch die man hindurch muß. Nicht Berufsziel, sondern notwendiges Übel. 1347 taucht besagter Schulmeister dann auch als „Leutpriester“ im benachbarten Ebingen auf. Ähnlich „Maister Niclaus Loner“, Meister der sieben freien Künste und Schulmeister zu Balingen von 1468 bis 1470. Auch er war ab 1470 Pfarrer zu Ebingen. Nebensache, oder besser gesagt Nebenamt, aber auch für Schulmeister Heinrich Hartz, von 1453 bis 1471 in Balingen tätig. Dieser versah außer der Schule noch das Amt des Stadtschreibers und öffentlichen Notars, oder besser gesagt, der Stadtschreiber und öffentliche Notar versah nebenher noch das „Schulamt“. Dieser Schluß liegt nahe, vergegenwärtigt man sich der zunehmenden Schriftlichkeit des 15. Jahrhunderts. Nicht von ungefähr wird das „Schulamt“ in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts von der Stadtschreiberei getrennt.

Letztlich aber auch Nebensache unter dem Gesichtspunkt des Sozialprestiges betrachtet: Der Lehrer bezieht sein anfänglich hohes Sozialprestige entweder aus seinen weit besser angesehenen schulfremden Tätigkeiten oder aber aus seiner akademischen Bildung. Sein „Monopol der Schriftlichkeit“ trägt ihn in öffentliche Funktionen, als Zeuge und Vertreter seiner Herrschaft in Verkaufs- und Streitfällen.

Entfallen diese Tätigkeiten, Ämter und Grade, wie dies im 15. Jahrhundert mehr und mehr der Fall war, steht er schlecht da und ist gezwungen auch noch so kleine Nebentätigkeiten, nicht zuletzt aus wirtschaftlichen Gründen, anzunehmen. So sieht er sich im Jahre 1502 schon genötigt, mit seinen „Scholern“ bei der jährlichen Seelenmesse zum Andenken Verstorbener zu singen, „darum man ihm das Mäl und ein Schilling Heller reiche“ (das Essen, das alle beteiligten Priester erhielten). Das Sozialprestige des Lehrers scheint um 1500 weit niedriger zu sein als noch im 14. Jahrhundert.

Schüler und Schule

Das „Innere“ des mittelalterlichen Schulbetriebs in Balingen bleibt mangels Quellenmaterials weitgehend im Dunkeln. Nur ein autobiographischer Bericht des fahrenden Schülers Burckhard Zengg aus Memmingen (1396–1474), der sich im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts (um 1414) ein Jahr in Balingen aufhielt, gibt die Möglichkeit, bescheidene Einblicke in das mittelalterliche Schulwesen der Stadt zu tun und bietet Anhaltspunkte, durch vorsichtige weiterreichende Vermutungen einige Aspekte mittelalterlicher Schule herauszuarbeiten.

Doch sollte man sich vor allzu großer Verallgemeinerungen hüten, denn „eine geistliche oder weltliche zentrale Schulbehörde ... hat sich in Württemberg in unserer Periode noch nicht entwickelt“ (Diehl), weshalb es auch schwer fällt, von der mittelalterlichen Schule in Württemberg oder gar in Deutschland zu reden, ohne regionale Eigentüm-

lichkeiten und Besonderheiten in die Kalkulation miteinzubeziehen.

Zengg schreibt: „Item als ich nun zu Ebingen was und gieng in die Schuel bei ainem halben jar, da kam ein großer student zu mir und sprach, ob ich mit im wolt ziehen gen Balingen (bei Rottweil in Württemberg), da wär gar ein guete Schuel, da wolt er mir helfen zu einem gueten Dienst, da man mir belonung gab und wolt mir helfen und raten, und bracht mich also mit im auf mit seinen gueten Worten, daß ich mit im zoch gen Balingen. Da piben wir da und wol ain jar: da ging ich gen schuel und mein gesell verließ mich und tet mir weder hilf noch rat, also kam ich zu einem armen man, was ein schmai, bei dem was ich ain zeit und füert im ain knaben gen schuel. Darnach kam ich zu ainem gastgeben, der gab mir gantze kost, daß ich nicht petlens bedorft. Darnach zog ich von dannen ... (Heigemooser).“

Zengg war zu dem Zeitpunkt, als er sich in Balingen aufhielt, ca. 18 Jahre alt. Mit 7 Jahren in Memmingen eingeschult („da was ich ein jüngling bei aif jaren ... und was bei 4 jarn in die schuel gangen“), hatte er diese mit 11 Jahren verlassen und war seither unterwegs. Er war weit herumgekommen, hatte die verschiedensten Schulen in den unterschiedlichsten Gegenden besucht und kann wohl als Prototyp eines Teils der Schülerschaft des ausgehenden Mittelalters betrachtet werden: des fahrenden Schülers. Diese fahrenden Schüler, auch Bachanten oder Vaganten genannt, zogen meist in kleinen Gruppen, die übrigens äußerst hierarchisch gegliedert waren, zu 2 bis ca. 10 Leuten durch Deutschland, von Stadt zu Stadt, „den Schulen nach“, ihren Lebensunterhalt durch betteln, singen und stehend bestreitend.

Unter diesem Blickwinkel sind auch Zenggs Intentionen, nach Balingen zu gehen, zu sehen. Es war nicht nur die Aussicht auf die „guete schuel“, sondern auch immer der Gedanke an die Sicherung des täglichen Lebensunterhalts, vielleicht sogar die Hoffnung, auf eine Verbesserung seiner wirtschaftlichen Situation („da wolt er mir helfen zu ainem gueten Dienst, da man mir belonung gab“, Heigemooser). Denn als fahrender Schüler hatte Zengg für seinen Lebensunterhalt selbst zu sorgen, den er entweder durch „petlen“ bestritt, oder aber indem er einen „Dienst“ annahm und „ain Knaben gen Schuel“ führte. Das Höchste der Gefühle war natürlich ein „gastgeben“, der „ganze Kost“ gab, daß man nicht „petlens bedarf“. Der Drang nach Bildung, aber auch die Sicherung der Existenz lagen hier eng beisammen. So „im Elend“ lebend, keinem festen Haushalt zugehörig, waren diese fahrenden Schüler schon in jungen Jahren in jeder Hinsicht auf sich selbst gestellt. Sie waren somit gezwungen, schon in ihrer Jugend eigenverantwortlich und selbstbestimmt zu leben und zu handeln.

Den anderen Teil der Schülerschaft, den Stamm, bildeten die Einheimischen, wie in unserem Beispiel der Sohn des Schmidts, also „die Knaben aus dem Schulort selbst, und ferner wird jede Schule auf die Kinder der Städte und Dörfer ohne Schule in der nächsten und weiteren Umgebung ihre Anziehungskraft ausgeübt haben“.

Die Auswärtigen wohnten in der Mehrzahl dann, wie Zengg, „wo immer es möglich war, bei einem Ortsansässigen und dann zu mehreren in einem Zimmer“. „Andere lebten zu Bedingungen, die durch einen dem Lehrvertrag ähnlichen Kontrakt festgelegt waren, beim Lehrer selbst, beim Pfarrer oder Kanonikus“. So stellt sich also die mittelalterliche Schule als ein Treffpunkt von Menschen verschiedener Gegenden und Regionen dar.

Ähnlich offen war die Schule aber auch unter dem Aspekt der gesellschaftlichen Stellung ihrer Schüler. Zengg dürfte als fahrender Schüler „im Elend“ den Außenseitern, den Randgruppen der mittelalterlichen Gesellschaft zuzurechnen sein. Der Schmid, dessen Sohn auch die Schule besuchte, wird als armer Mann beschrieben, dürfte aber doch Bürger der Stadt gewesen sein. Unterstellt man, daß auch Angehörige der städtischen Oberschicht die Schule besuchten, so stellt sich die Schule als ein Zentrum und Treffpunkt von Personen der verschiedensten sozialen Schichten dar, offen für je-

den, der sie besuchen wollte bzw. für dessen Berufsziel sie eine Funktion erfüllte. Sie diente theoretisch nicht nur „einer dünnen Schicht der Stadtbevölkerung, nämlich den herrschenden Patriziern, wie Menzel behauptet, sondern war für alle offen, aufgenommen natürlich dem weiblichen Bevölkerungsteil. „Die Verdrängung der armen Stände von den Hochschulen und Universitäten, überhaupt ihr weitgehendes Fernhalten vom Zugang zu höherer Bildung, ist erst eine „Errungenschaft“, vornehmlich des 18. Jahrhunderts“. Aber auch noch unter einem anderen Gesichtspunkt kann die Schule als ein Treffpunkt unterschiedlicher Personen bezeichnet werden: Hier trafen sich Knaben verschiedenen Alters. Zengg ist zu dem Zeitpunkt, als er sich in Balingen aufhält, ca. 18 Jahre. Bei seinem „Gesell“, dem „großen Student“, kann ein noch höheres Alter vermutet werden. Dagegen handelt es sich bei dem Sohn des Schmidts, er wird als „Knabe“ bezeichnet, vermutlich um einen Schulanfänger, also ungefähr zwischen 7 und 10 Jahren alt.

Diese drei, mit einem Altersunterschied von über 10 Jahren, besuchen dieselbe Schule, sitzen im gleichen Schulraum und werden von ein und demselben Lehrer betreut. Jung und alt saßen da nebeneinander, „... denn mittelalterliche Schulen kennen noch kaum Jahrgangsklassen“. „Doch schenken die Menschen der damaligen Zeit dieser Tatsache fast kaum eine Bedeutung und hielten es für ebenso selbstverständlich, daß ein lernbegieriger Erwachsener sich unter ein kindliches Auditorium mischte, denn was zählte, war der Unterrichtsstoff, das Alter der Schüler war nebensächlich“. Aus diesem Grunde waren „... im Auditorium der mittelalterlichen Schule alle Altersstufen gleichzeitig anzutreffen“, wie unser Beispiel zeigt. Das hängt zu einem sicher mit der gerade beschriebenen „Indifferenz gegenüber dem Alter“ (Aries) zusammen, doch dürften auch räumliche Unzulänglichkeiten ihren Teil dazu beigetragen haben, denn „... mehr als ein einziges großes Schulzimmer gab es auch an den größten Stadtschulen nicht“.

Zusammenfassend erscheint somit die mittelalterliche Stadtschule als eine äußerst offene, von den Dogmen bzw. der religiösen und politischen Engstirnigkeit der Zeit eher unbelastete Einrichtung. Als Treffpunkt von Menschen verschiedenster Gegenden und Regionen, sowie als Begegnungsstätte von Menschen unterschiedlichsten Alters, aber auch als „der wichtigste Katalysator sozialen Aufstiegs im Mittelalter“, sollte man die mittelalterliche Stadtschule als überregionales, soziale Schichten als auch Generationen übergreifendes Kommunikationszentrum zu begreifen suchen, in dem Rahmen eben, den die Zeit erlaubte.

Literatur u. a.: Foth, W., Von der Lateinschule zum Gymnasium. Geschichte der Höheren Schule Balingens. Balingen 1962. Schmid, E., Geschichte des Volksschulwesens in Altwürttemberg, Stuttgart 1927. Hermelink, H., Die Matrikeln der Universität Tübingen, Stuttgart 1906. Diehl, A., Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg, Stuttgart 1912. Heigenmooser, J., Geschichte der Pädagogik, München 1909. Aries, Ph., Geschichte der Kindheit, München, 2. Aufl. 1978.

Aus unserer heimischen Mundart

Von Fritz Scheerer

In den Heimatkundlichen Blättern von Dezember 1970 und April 1971 wurde eine Anzahl mundartlicher Ausdrücke erklärt. Im folgenden soll diese Wanderung durch die Sprache unserer Heimat fortgesetzt werden. Zunächst sollen einige Wortprägungen behandelt werden, in denen die ganze Volksseele mit ihrer Innerlichkeit eingeschlossen ist.

In der Redewendung „Jetzt muaß i gau gau“, d. h. gleich gehen, ist die Klanghöhe der beiden „gau gau“ ganz verschieden und deshalb wird in ihnen ein doppelter Sinn verdeutlicht. Ähnlich ist es bei der Redewendung „Jetzt ischt no gnuag Hai (Heu) honna“, wenn man zum Ausdruck bringen will, daß beispielsweise es zu lange dauert, wenn z. B. Kinder „mau'za“ (murren, klagen) und es endlich an der Zeit sei, daß sie aufhören. Wird man zu häufig mit etwas belästigt oder mit etwas angegangen, so kann man hören „Dear kommt äll Häck mit ebbs drhe-ar“. Statt „äll Häck“ wird öfters auch der Ausdruck „ällbot“ gebraucht, der mit „so oft geboten (s. Gebot) wird“, zusammenhängt.

In unserer Mundart gibt es teilweise Wörter, die je nach dem Zusammenhang, in dem sie gebraucht werden, verschiedene Bedeutung haben. Dazu gehört das Wörtchen „Letz“, das nicht nur „falsch“ bedeutet. Dies soll an einigen Beispielen gezeigt werden. Wenn man den „letzten Weg“ geht oder etwas „in den letzten Hals (statt in die Speiseröhre in die Luftröhre) bekommt“, so bedeutet es einfach falsch, unrichtig. Der letztere Ausdruck wird auch bildlich verwendet. „Bei diar isch gleich alles letz“ = du bist gleich beleidigt, nimmst gleich alles übel. „Des ischt an ganz Letzer“ = ein ganz Gefährlicher,

Böser. „er hot den Strompf letz a'zoga“ = verkehrt. Man kann auch „den letzten Rock letz a'zieha“, oder ein Kind kann beim Gruß die „letzte Hand“ geben (statt die rechte die linke). Du kannst aber „letz dran“ sein = du irrst dich. Die Beispiele könnten noch vermehrt werden.

Ein anderes kleines Wörtlein ist „knütz“, das sich in seiner Bedeutung nach zwei verschiedenen Seiten entwickelt hat. Man spricht z. B. von „knützen Kartoffeln“, die dann unbrauchbar, verdorben sind. Spricht man aber von „knützen Augen“, von „knützém Lächeln“, so möchte man etwas Schalkhaftes zum Ausdruck bringen. Und wenn vollends einer „koatzich ischt“, so ist überhaupt nichts mehr von einem Tadel darin enthalten: er ist abgeschlagen, ein kleiner Schelm.

Dazu noch ein verschieden gebrauchtes „bhäb“. „Es sitzt bhäb neben mir“ (dicht) oder „man sitzt bhäb beieinander“ (eng). Türen und Fenster schließen „bhäb“ (fest, gut). Ganz anders aber ist „Sie ischt arg bhäb“ (= geizig). Es hat noch ganz „bhäb“ (knapp) gereicht, wie diese wenigen Beispiele zei-

gen, hat „bhäb“ eine große Spielbreite (dicht, nah, eng, fest – geizig, knapp usw.).

Unsere Mundart hat auch für die Glieder und Teile des menschlichen Körpers ihre eigenen Namen. Dazu einige Beispiele. Hat man in den Kniegelenken Schmerzen, so hat man sie in „Da Gäader“. Die Leistengegend ist in der Mundart „s Gmäch“. Fällt jemand durch sein böses Mundwerk auf, so hat er „a freche Gosch“. Das Gegenteil hat ein liebes Mädchen mit seinem „süaßa Göschle“. Alles was einem in der Heimat lieb und wert ist und teuer ist, steckt in dem Wort „ahoamala“ oder „hoalich“. Diese Wörter vermitteln uns das Gefühl des Ganzdaheimseins. Wenn etwas mehr als quer, entgegengesetzt erscheint, so ist es „überzwerch“. Aber nicht nur eine Sache kann so sein, sondern auch Menschen: „Dös ischt noo a ganz Überzwercher“.

„Wäger“ (Beteuerung zu ja und nein) gibt es auch „sotte“ (solche), die „weleweg“ (auf alle Fälle, welcher Weg auch immer) der „Wunderfirtz“ (Neugierde), „sellemol“ (damals) nett den „Diffler“ (Tüftler) bei der „kniffliche Sach“ zur Ruhe kommen läßt.

Besiedlung unserer Heimat in fränkischer Zeit

Von Fritz Scheerer

Rund 400 Jahre gehörte das Alemannenland zum fränkischen Reich. Am Anfang des 6. Jahrhunderts wurde unser Land den fränkischen Königen unterworfen, bis es dann um die Mitte des 8. Jahrhunderts dem fränkischen Reich einverleibt war. Welche Wirkungen hat nun die fränkische Herrschaft auf die Bevölkerung und Besiedlung unseres Landes gehabt? Im folgenden soll festgestellt werden, welche Veränderungen in unserer Gegend in jener Zeit hervorgerufen wurden.

Wenn die Alemannen nach 259/260, nachdem sie den obergermanischen und den rätischen Limes durchbrochen hatten, noch ein Kriegervolk waren, das auf Beute und Eroberung aus war, noch oft die Siedlungsplätze wechselte, da sie nur extensiven Feldbau betrieben, wobei Weidewirtschaft und Viehzucht ausschlaggebend waren, so sind sie im 5. und 6. Jahrhundert ein seßhaftes Bauernvolk geworden. Auf die kriegerische Landnahme erfolgte das Seßhaftwerden und die feste Ansiedlung. Zunächst siedelten sie in kleinen, gruppenweise nahe zusammenliegenden Weilern mit eigenen kleineren Markungen. Ihre Toten wurden in der Nähe ihrer Siedlungen reihenweise nebeneinander in Flachgräbern bestattet. So hatte Balingen fünf alemannische Reihengräberfelder (beim Bahnhof zum früheren Bahnübergang, in der Werrastraße, bei der katholischen Kirche, an der Hirschbergstraße und beim früheren Südbahnhof). Das Dorf Balingen ist erst aus mehreren kleinen Siedlungen zusammengewachsen. Der älteste dieser Friedhöfe aus dem Ende des 6. Jahrhunderts (Hirschbergstraße) wurde der Kern für das Dorf „Balingen“ auf „Klausen“.

Das Hauptmerkmal der volksmäßigen Landnahmezeit ist die Verwendung eines Insassennamens für die Siedlung, indem die Endung „ing“ dem Namen einer hervorragenden Persönlichkeit ihrer Gemeinschaft angefügt wurde. So hießen sich die Leute des Balgo die Balgelingen nach dem Haupt oder Gründer der Siedlung Balingen, die von Lautlingen nach Lutilo, von Dautmergen (Tutmaringen) nach Tutmar. Diese Insassennamen wurden dann auf die Örtlichkeit ihres Wohnplatzes übertragen und zum Ortsnamen erhoben.

Auf der Alb und ihrem Trauf entlang finden sich gegen 200 frühe Siedlungen mit Ortsnamen auf -ingen, bei über der Hälfte von ihnen sind Reihengräberfelder festgestellt. Alle Pforten der aus der Alb austretenden Flüsse sind von -ingen-Orten besetzt und talauf die breiten Talböden, nicht aber die engen Pforten wie etwa bei der Schlichem. Auch bleibt der Große Heuberg zunächst fast siedlungsleer, nur Talweitungen sind besetzt (Tieringen, Nusplingen). Entlang der Römerstraßen häufen sich diese Siedlungen (Dietingen, Trichtingen, Bochingen, Vöhringen, Empfinger). Gemieden werden aber die einstigen römischen Gutshöfe, ihre Ruinen sind öfters als Grenzmarken (Häsenbühl, Burladingen usw.)

Der große politische Rückschlag 496, der Sieg Chlodwigs, zwang die Alemannen zum inneren Ausbau ihres Landes, zum endgültigen Seßhaftwerden. Die Bevölkerungsvermehrung führte nun zur Gründung von neuen Siedlungen, die oft von den alten Wohnplätzen aus angelegt wurden und zum Teil noch Reihengräberfriedhöfe haben. Wald und Ödland wurden mehr und mehr zurückgedrängt: Neue Siedlungen entstanden.

-heim-Orte

Die -heim-Siedlungen werden als fränkische Gründungen des 7. Jahrhunderts angesehen, vor allem dann, wenn sie durch schematische Benennung (Nord-, Süd-, Westheim usw.) als geplante Gruppen erkennbar sind wie die -heim-Orte um Schömburg und Nusplingen. Eine planmäßige Zusammenballung erstreckt sich nordostwärts Tuttlingen an der Straße zum Königshof Rottweil. Hier

folgen kurz hintereinander Weilheim, Rietheim, Dürbheim, Balgheim, Aixheim und Talheim und auf den Höhen des Heubergs Gosheim, Bubsheim, Königsheim, Obernheim, Egesheim, Ensishheim (abg.), Digisheim, Hartheim. An eine planmäßige Anlage zu denken, liegt hier nahe.

Bei Schömburg finden wir sechs -heim-Orte wie nach einem Plan vermessen. In der Mitte liegen die abgegangenen Nordheim (Flurnamen „Northen“ oder „Norden“ beiderseits der Straße Schömburg-Neukirch) und Südheim (heute Sonthof), parallel dazu im Schlichemtal Altheim (abg. „Altschömburg“) mit einer Peterskirche und Holzheim (abg. nur noch die Mühle erhalten), auf der anderen Seite Epfenheim (heute Zepfenhan) und Neukirch (Hans Jänichen, Siedlungen im oberen Schlichemtal). Sontheim hatte bis 1838 eine eigene Markung (1262 Suntheim = Südheim) und bis 1841 eine Martinskirche. Der Grund für den Abgang des Dorfes dürfte der Übergang der Siedlung an das Zisterzienserkloster Rottenmünster sein, das sie in einen Klosterhof umwandelte.

In Holzheim erhielt das Kloster St. Gallen 785 („Hoolzhaim“) Güter geschenkt. Höfe und Mühlen gingen im 13. und 14. Jahrhundert an verschiedene Herren über. Wie Suntheim, Nordheim, Altheim wurde auch der Ort Holzheim von der Marktsiedlung Schömburg aufgesogen. Nur Zepfenhan konnte sich behaupten. In seinem Ortsnamen Epfenheim steckt der Personennamen Epfo wie in dem Königshof Epfendorf im Neckartal. Aus „Zu Epfenheim“ entwickelte sich der Namen Zepfenhan (ähnlich „Zu Uffenhausen = Zuffenhausen). Die Gruppierung dieser Orte spricht für eine planmäßige fränkische Gründung.

Die -heim-Endung findet sich auch in dem 782 erstmals erwähnten Brittheim („Britiheim“). Ein dem Hochadel angehörender Wolfhart schenkte seinen dortigen Besitz dem Kloster St. Gallen. Beim Eintritt der Stunzach in die Rosenfelder Markung lag die mittelalterliche Siedlung Berkheim, die durch Mauerreste und Scherbenfunde nachgewiesen ist. Beim heutigen Hofstetten, südöstlich Binsdorf, lag ein weiteres Berkheim, das 1340 urkundlich erwähnt wird, als Graf Rudolf von Hohenberg „Berkha“ zur einen Hälfte Konrad von Balingen, zur andern Fritz dem Bieringer zu Lehen gab. Graf Ulrich von Nellenburg schenkte 954 und 975 dem Kloster Allerheiligen in Schaffhausen Güter in „locis Berchheim und Richenbach“. Es handelt sich hier um Kleinsiedlungen auf Truchtelinger Markung (1437 „in berken“, Bergheim = Haus oder Heim auf dem Berg).

768 werden Digisheim von einem reichen Herrn namens Amalbert acht namentlich genannte servi (Hörige): Waltherus, Lallo, Panzo, Zutta, Anno, Nuno, Tuto und Uttrihho mit ihren Familien (mindestens 20 Personen) samt ihren Huben dem Kloster St. Gallen geschenkt. Als Zeuge wird bei dem wichtigen Schenkungsakt ein servus Paldrich erwähnt. Das Verhältnis zwischen dem Herrn und den Hörigen scheint also gut gewesen zu sein. Uttrihho hat einen fremdklingenden Namen.

Ein ganzer Schwarm von -heim-Namen erfüllt in auffälliger Weise die östliche Alb zwischen Ulm und Neresheim (Heidenheim, Sontheim, Westerheim usw.). Wenn in einer Urkunde Ludwigs des Frommen für Kloster Kempten in den Gauen zwischen

Donau, Iller und Lech von freien Leuten mit königszinspflichtigen Gütern Kunde gibt (Böhmer-Mühlbacher Nr. 899), so wissen wir, daß hier der fränkische Staat mit seinen Leuten tätig gewesen sein muß (s. auch unten).

Etwa gleichen Alters wie die -heim-Orte dürften die -weil-Orte sein, zu denen Weilheim (Teil von Weilstetten) gehört, das 838 Wilon heißt und auf dem Platz eines römischen Gutshofes, einer villa, gegründet wurde.

Wenn wir nach den Gründen der Bevölkerungszunahme fragen, so dürfte die festere politische Ordnung, wie sie die Franken brachten, eine Rolle gespielt haben, während die Alemannen keine Einheit bildeten, sondern in kleineren Gruppen zerfielen, wie sie der Geschichtsschreiber Ammianus schildert. Weiterhin ist die Zeit der freien Ausdehnung vorbei. Man mußte im Lande bleiben.

Die ältere Ausbauezeit

In diese Zeit (7. und 8. Jahrhundert) gehören -stetten-, -dorf-, -hausen, aber auch Zimmern und Beuren. Das älteste Reihengräberfeld (Ende 6. Jahrhundert) bei Balingen liegt östlich der Eyach an der Hirschbergstraße, von dem 1880 und früher Gräber freigelegt und u. a. alemannische Spalten und Saxe geborgen wurden. In dieser Gegend findet sich der Flurname „Waldstetten“ (1543 „Walstetten“), was auf eine Siedlung von Welschen hinweist. Wurden hier Welsche angesiedelt, nachdem die Inhaber alemannischer Hofgruppen in fremdes Land verpflanzt waren? Es finden sich im Ostfränkischen und Bayerischen Schwabenorte, in Frankreich schwäbische Ortschaften, so zwischen Soissons und Laon auf dem Gebiet einstigen gehäuften Königsgutes. Waldstetten, Ortsteil von Weilstetten, wird erstmals 793 als „Walahstetti“ erwähnt, als Graf Berthold neben vielen andern Gütern auch hier Güter an das Kloster St. Gallen schenkte.

Der heutige Namen Waldstetten setzte sich erst nach 1500 durch. Der Ortsname deutet auf eine Ansiedlung von Welschen hin. Nachdem im benachbarten Weilheim im „Heimgarten“ aus dem späten 7. Jahrhundert Gräber mit beschrifteten Gegenständen und eine Riemenzunge mit einem Psalmvers (Psalm 91,11) aufgedeckt wurden, dürfte der Bestattete schon Christ gewesen sein und könnte seine Bestattung ins 8. Jahrhundert fallen.

Hinter dem „Hohenberg“ („Hochberg“ bei Tailfingen) findet sich das „Walental“. Dort lag einst eine Bauernsiedlung Waldstetten, älter „Walstetten“, die wohl schon früh abgegangen ist. Sie ist nur noch aus dem Flurnamen „Walstetter Tal“ (1454, 1539) und „Waldstetter Tal“ (1716) zu schließen. Die Siedlung mag im Hochmittelalter als Burgweiler für die benachbarte Burg gedient haben.

Ein besonders glücklicher Zufall liefert uns sogar die Bestätigung dafür, daß fränkische Herren Romanen ins alamannische Land gebracht haben. In Willmandingen auf der Reutlinger Alb schenkte ein Herr am 10. Juli 772 im „Ruothaus“ oder „Ruotafi“ eine von ihm zu Ehren des hl. Gallus „in Gau Burichina“ im Orte Willmandingen erbaute Kirche mit 31 Leibeigenen, 8 Wohnhäusern und 12 Huben dem Kloster St. Gallen. Die Unfreien, Männer, Frauen und Kinder, sind mit Namen aufgeführt. Die Frauennamen (Wolfgade, Ahalagde, Leupagde, Frususinta und Hinolobe) sind genau wie die Männernamen Tankrad, Ricarius, Arichis usw. in Alemannen vollkommen fremd. Namen solcher Art findet man in der Gegend von Paris und Reims. Die Willmandinger Bauern müssen also Leute aus dem Westen, aus Gallien gewesen sein, die verpflanzt worden sind.

Die sechs -stetten-Orte, die im Tal (Stetten auf der Wasserscheide bei Ebingen und Ehestetten) und auf dem Heuberg (Meßstetten, Heinstetten, Frohnstetten und Stetten am kalten Markt) von Ebingen aus entstanden sind, verzeichnen vermutlich Plätze, die zunächst der Besiedlung von Hirten und Viehställen gedient haben mögen.

Auch bei den -dorf-Orten läßt sich geplantes Vorgehen beobachten. Sie gehörten zu einer Gruppe am oberen Neckar: Lackendorf, Gölldorf, Seedorf, Beffendorf, Oberndorf, Epfendorf, Binsdorf, Ostdorf, dazu die abgegangenen Hochdorf bei Bickelsberg und Dachdorf bei Erlaheim. Die Benennung der Siedlung Ostdorf dürfte von Geislingen aus erfolgt sein oder ist sie das östlichste Glied der angeführten -dorf-Siedlungen, die bei Oberndorf einsetzen, wohin Ostdorf noch im 13. Jahrhundert orientiert war (dem Herzögen von Teck als Erben der Zähringer gehörend). Seine Markung dürfte aus der ursprünglichen Geislinger Markung ausgeschnitten worden sein, wie die rechteckige Form zeigt, wenn man das Zubehör der abgegangenen Siedlungen Anhausen (bei der Böllatmühle) und Schlechtenfurt (obere Ostdorfer Mühle, heute Klärwerk) abzieht. Ostdorf dürfte eine planmäßige fränkische Ansiedlung sein. Dafür spricht auch, daß die Ostdorfer Kirche, einmalig für Württemberg, dem westfränkischen hl. Medardus geweiht war (s. auch Heimatk. Blätter 1958 Okt./Nov.).

Auch bei der Merzahl der -hausen-Orte dürfte ein unmittelbarer und mittelbarer fränkischer Einfluß

vorliegen. Rund um den alten Herrschaftssitz Burgfelden finden sich Zillhausen, Bezenhausen (abg.), Stockhausen, Waldhausen und Hauboldshausen (beide bei Laufen, abg.) und Hausen, wie Margrethausen bis ins 15. Jahrhundert hieß. Diese Siedlungen dürften alle schon Ende 7. Jahrhundert entstanden sein. Fast alle liegen auf dem Boden der Urpfarre Burgfelden, deren Anfänge 650 bis 700 zu datieren sind. Sie liegen in den engen Braunjuratälern der Eyach und ihrer Zuflüsse.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse um den alten Herrenhof Winzeln und um den Plettenberg. Dotternhausen, Ratshausen, Kernhausen (abg.), Weiherhausen, Waltershausen (beide abgegangen) und Hausen am Tann liegen ebenfalls im Braunjura. Von örtlichen Herrschaften werden die engen Braunjuratäler im 7. und 8. Jahrhundert besiedelt worden sein.

Auch die übrigen -hausen-Orte unserer Gegend wie Hausen im Killertal haben keine günstigeren Bodenverhältnisse. Die abgegangenen Orte Anhausen (bei der Böllatmühle), Nammelhausen (bei Binsdorf), Harhausen (bei Brittheim) und Juchhausen (bei Täbingen) liegen alle am Rande der Keuperstufe und somit hinter den günstigeren -ingen-Orten des Kleinen Heubergs mit ihren fruchtbaren Böden.

Dem älteren Ausbau gehören wohl auch die **Zimmern** und **Beuren** an. Hans Jänichen hat sie in „Dorf und Zimmern am oberen Neckar“ (Zimmern ob Rottweil, Herrenzimmern, Kleinzimmern abg., Heiligenzimmern, Rotenzimmern, Zimmern am Zoller) zusammengestellt und beweist, daß sie wohl von adeligen Herren gegründet worden sind. Im Schlichtental bei der Breneckermühle lag der Weiler Kleinzimmern, in dem wie in Rotenzimmern das Kloster St. Georgen mehrere Güter besaß. Um 1500 ist das Dorf abgegangen bis auf die Mühle. Der Ortsnamen Heiligenzimmern lautete im Mittelalter „Zimmern in Horgun“ oder „Horgenzimmern“ und weist auf die Lage der Siedlung des einst sumpfigen Stunzachtals hin (horgen = sumpfig) (so auch Horgen im Eschachtal oder Horb). Zimmern unter der Burg tritt erstmals als Zimbern (gezimmertes Bauwerk) auf, später als Zerbrochen Zimmern, Zimmern im Löchlin, hat aber schon in früherer Zeit bestanden, wie alemannische Reihengräber beweisen. Es dürfte in karolingischer Zeit zu einer Grafenschaft gehört haben, die sich um Oberndorf und Sulz erstreckte.

Durch Flurnamen bezeugt sind Beuren auf den Markungen Unterdisheim, Nusplingen, Heiligenzimmern. Über dem Starzeltal am Fuße des Dreifürstensteins liegt das Dörflein Beuren. Der Name Beuren deutet im allgemeinen auf eine Gruppensiedlung.

Kirchen mit fränkischen Patrozinien

Die Eingliederung Alemanniens in das fränkische Reich wurde wesentlich vorbereitet und begünstigt durch die von den Franken stark geförderte Christianisierung des Landes. Diese erfolgte zunächst durch den Bischofssitz Konstanz, seit dem Beginn des 8. Jahrhunderts, dann durch die Klöster St. Gallen, Reichenau und Lorsch. Damit endete auch die Zeit der Reihengräberfriedhöfe. Die Toten wurden nun ohne Beigaben auf Friedhöfen bei den Kirchen bestattet (Kirchhof!).

Der im „Heimgarten“ in Weilstetten Bestattete, dem allerhand beschriftete Gegenstände (Riemenzunge mit Psalmvers, Knöpfe der Saxscheide) mit ins Grab gegeben wurden, dürfte Christ gewesen sein, denn der Psalmvers (Psalm 91,11) paßt zu seinem schützenden Inventar. Das Grab dürfte aus dem Ende des 7. Jahrhunderts stammen. Er war aber noch mit heidnischen Vorstellungen behaftet. Weitere Zeugnisse für das Christentum sind die Goldblattkreuze von Burgfelden, Dotternhausen, Lautlingen und Gammertingen.

Die ältesten Kirchen, schon im 7. Jahrhundert entstanden, sind erkennbar an ihren großen, mehrere Dörfer umfassenden Sprengeln und an ihren Kirchenheiligen. Dem hl. Martin, dem Schutzpatron der Franken, sind die Kirchen in Dotternhausen, Ebingen, Isingen, (Nieder-)Hechingen, Ringingen geweiht. Die Isinger Martinskirche dürfte lange vor der ersten Nennung Isingens (786) bestanden haben. Ihre Gründung ist für das 7., spätestens 8. Jahrhundert anzusetzen. Dafür spricht auch der große Zehnt- und Pfarrsprengel, zu dem mit einiger Sicherheit neben Rosenfeld, Steinbrunnen (abg.) und Erlaheim auch Binsdorf und Bubenhofen (abg.) und vermutlich noch weitere Orte gehörten.

Die Ebinger Pfarrkirche St. Martin, die über einem alemannischen Gräberfeld errichtet ist und zu der der Talgang (oberes Schmiedetal) und im Süden die Albhochfläche bis zur Donau gehörten, ist erst spät bezeugt. Allem Anschein nach ist sie aber die älteste Kirche der weiteren Umgebung. Die Siedlung Nieder-Hechingen (Friedrichstraße), deren Markung 1413 mit der von Hechingen vereinigt wurde, hatte in ihrer Martinskirche ihren kirchlichen Mittelpunkt. Sie ist wahrscheinlich sogar Pfarrkirche gewesen. Nach dem Hagenschen Lagerbuch ist von einem Kirchhof die Rede, der allerdings damals nicht benützt wurde.

Vor allem der Alblimesstraße entlang häufen sich die Martinskirchen, die vom alamannischen Hochadel nach dem merowingischen Vorbild angelegt wurden (Ringingen, Großengstingen, Gomadingen, Dapfen, Münsingen, Zainingen). Zu den Gruppen der ältesten Kirchen zählen auch die Michaelskirchen (Burgfelden, Salmendingen, Stetten bei Hailerloch). In Burgfelden machen die Gräber in der Michaelskirche wahrscheinlich, daß die Kirche in der 2. Hälfte des 7. Jahrhunderts, spätestens um 700 gegründet wurde, und zwar als Herrschaftskirche des Burgfelder Herrschaftsbereichs (s. Heimatk. Blätter Mai 1980).

Um 700 setzte dann die Zeit der Peterskirchen ein, die in Tailfingen, Nusplingen (mit großem Sprengel), Gößlingen, Leidringen, Schömberg, Dürrwangen, Steinhofen-Engstlatt, Weildorf, Gauselfingen, Benzingen zu finden sind. Nur in Nusplingen ist der große Sprengel in späteren Zeiten erhalten geblieben. Gegen Ende des 8. Jahrhunderts sind die Dionyskirchen in Weilheim (Weilstetten) und Schlatt anzusetzen, wie auch St. Verena in Straßberg, St. Lutzen in Hechingen und St. Medardus in Ostdorf (s. oben).

Bald nach 800 gründete St. Gallen auf eigenem Boden die Galluskirchen in Frommern, Truchtelingen, Mariaszell, wohl auch die Kapelle in Laufen. In Rangendingen, wo das Kloster 802 die bereits 795 erwähnte Peterskirche erhielt, trat bald darauf der hl. Gallus an die Stelle des bisherigen Kirchenheiligen.

Zu allen Zeiten wurden Marienkirchen gegründet. Sehr alt sind die Balingen Friedhofkirche, die Maria geweiht ist, und die Marienkirche des Dorfes Killer, das im Mittelalter „Kilwilar“ (= Kirchweiler) hieß und Pfarrort für die Dörfer des Killertales war.

Wirtschaftsformen

Wenn im 6. und 7. Jahrhundert die älteren Siedlungen wuchsen und sich langsam und allmählich zu Dörfern entwickelten und fortwährend neue gegründet wurden, so setzt das auch eine andere Wirtschaftsweise voraus. Die Alamannen trieben vor allem Viehzucht und Weidewirtschaft. In der fränkischen Zeit gingen sie zu intensivem Ackerbau über. Vielfach wurde der fruchtbarste Boden ausgesucht (s. Ostdorf). Das Vorbild für den entwickelten Ackerbau gaben die Franken, die ihn in Gallien kennen gelernt hatten. Der Grundbesitz wurde zweckmäßiger eingeteilt. Seit dem Anfang des 8. Jahrhunderts tauchte die Hufe auf und bürgerte sich ein. „Die Hufe, das Gut des abhängigen Bauern, von einer gewissen einheitlichen Größe und Zusammensetzung und mit bestimmten Abgaben und Diensten an den Herrn belastet, kommt vom Westen herüber und breitet sich nach und nach weiter östlich aus“ (H. Dannenbauer).

Große adelige Herren auf der einen Seite, unfreie Bauern auf der anderen, zeigen die Urkundenbücher (s. oben Oberdisheim). Besitzer großer Herrenhöfe, die im Schmuck ihrer Waffen und Kostbarkeiten bestattet wurden, findet man in den Adelsgräbern. Es sei auch an die zahlreichen Güterschenkungen an die Klöster erinnert. Der eichene Kasten des Frauengrabes zu Täbingen mit den reichen Beigaben spricht eine deutliche Sprache (silbervergoldete Gewandspange, wahrscheinlich aus Südeuropa, eine Goldscheibefibel mit Zellenwerk, Goldanhänger usw.). Vom Lebensstil der Herren verrät das Grab in Oberflacht bei Tuttligen. Bei den Überresten der Leier oder Harfe kann es sich nicht um die Hinterlassenschaft eines Dorfmusikanten handeln, sondern um einen Herrn an dessen Hof als adliger Zeitvertreib der Heldengattung gepflegt worden ist. Ein großer Herr muß auch der um 700 Bestattete an der Nordseite der Pfullinger Kirche gewesen sein.

Große Familien des Adels waren im Besitz von reichen Gütern. In Rottweil tauchte im Jahr 789 ein Graf Ratolf auf, dessen Namen auf die frühere thüringische Herzogsfamilie hinweist (Dannenbauer). In Balingen bekam 863 Judith, Tochter des Grafen Eberhard von Friaul aus der Familie der Unruochinger, Besitz geschenkt. 786 machte Graf Gerold in 14 Orten, 793 Graf Berthold in 25 Dörfern reiche Schenkungen an das Kloster St. Gallen. 797 erhielt das Kloster Reichenau in 25 Orten Besitz (Binsdorf, Dormettingen, Endingen usw.). Aus dem Jahre 797 erfahren wir, daß Brotfrucht und Bier erzeugt und Schweine gehalten werden. Aber erst die St. Gallischen Güterverzeichnisse aus der Zeit zwischen 1150 und 1350 erlauben ein genaueres Bild der Wirtschaft zu zeichnen wie von den klösterlichen Wirtschaftshöfen in Frommern und Truchtelingen.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, in der fränkischen Zeit hat sich nicht nur die Bevölkerung vermehrt, die Zahl der Siedlungen zugenommen, eine entwickeltere Wirtschaftsform verbreitet, sondern hat auch in der politischen Gliederung die fränkische Verwaltung ihren Einzug gehalten, die die Grundlage der politischen Ordnung des Mittelalters geworden ist. Dabei hat auch die Zusammensetzung der Bevölkerung durch Eingriffe des fränkischen Staates starke Veränderungen erfahren.

Über den großen Balingen Stadtbrand

im Jahre 1809, die „Balingen Feueranstalt“ in jenen Jahren und die Einführung der staatlichen Gebäudebrandversicherung in Württemberg

Von Rudolf Töpfer (Fortsetzung)

Nun also konnte die „Herzoglich-Württembergische Allgemeine Brand-Schadensversicherungs-Ordnung vom 16. 1. 1773“ in Kraft treten, was rückwirkend auf Georgii (23. 4.) 1772 geschah, wodurch alle von da ab entstandenen Brandschäden in – wie man später sagte – Altwürttemberg erfaßt wurden. Vor kurzem konnte die staatliche Gebäudebrandversicherung in Württemberg ihr 200jähriges Bestehen feiern. Aus diesem Anlaß wurde ein Buch herausgegeben, dem diese kurze Zusammenfassung zu verdanken ist.

Die Brandversicherungsanstalt erhob von den Versicherten Umlagen. Diese Umlagen waren unterschiedlich hoch, je nachdem ob es viel oder wenig gebrannt hatte. So hat die Umlage beispielsweise 1773/74 4 Kreuzer auf 100 Gulden Versicherungsanschlag betragen. Große Brände hatten außerordentliche Umlagen zur Folge. 1782 mußte wegen eines Großbrandes in Göppingen, bei dem 347 Gebäude eingäschert wurden, eine erste außerordentliche Umlage von 15 Kreuzer auf 100 Gulden Versicherungsanschlag erhoben werden. 15 Kreuzer entsprachen damals etwa dem Tagesverdienst eines Tagelöhners. Manche Untertanen konnten diese Umlage nur schwer aufbringen, insbesondere weil 1782 die Ernte schlecht ausgefallen war.

Erwähnt werden muß immer wieder, daß die Gebäudebrandversicherungsanstalt für Verluste an Mobiliарvermögen, wozu auch Warenvorräte usw. gehörten, nicht aufkam, weswegen im Zusammenhang mit dem Großbrand in Göppingen damals vom Herzog eine allgemeine öffentliche Kollekte im ganzen Herzogtum bei den Nichthausbesitzern angeordnet worden war. Allgemein jedoch war man der Ansicht, daß die Vorteile, die die Anstalt gewähre, die Last der Umlagen mehr als aufwiege. Die Zahlung der Brandschadensbeiträge erfolgte oft recht schleppend. Einzelne Ämter, denen man bezüglich des Einzugs Saumseligkeit vorwarf, führten ihrerseits die Bedürftigkeit der Einwohner, schlechte Ernten, ein Stocken des Gewerbes und anderes ins Feld. Ihnen drohte man „Presser“ an, d. h. Geldeintreiber, die sich zu diesem Zwecke tage- oder gar wochenlang an Ort und Stelle aufhielten sowie zudem untergebracht und verpflegt werden mußten. Aber auch die Presser waren oft außerstande, bei mehr oder weniger mittellosen Untertanen Geld einzutreiben.

Bei Bränden wurde immer wieder beobachtet, daß Gebäude mit den damals noch weit verbreiteten Stroh- und Schindeldächern besonders brandgefährdet waren. Das galt auch für Gebäude mit Hohlziegeldächern, die statt mit Kalk mit Strohschäuben oder Moos abgedichtet waren. Aus diesen Gründen drohte man 1780 für den Brandfall eine Kürzung der Entschädigung um ein Sechstel an, wenn nicht innerhalb von zwei Jahren Ziegeldächer aufgelegt worden wären. Andererseits hielt die Bevölkerung höher gelegener Gebiete gerade die brandgefährdeten Dachdeckungen aus anderen Gründen für unentbehrlich. So gab es 1785 hier im Amt Balingen noch 855 Häuser mit solchen Dächern. Interessant ist auch, daß die Anstalt zum Schutz öffentlicher Gebäude sogenannte „Wetterableiter“ erlaubte und empfahl (Blitzableiter). Doch aller wohlgemeinten Vorschriften zum Trotz ereigneten sich immer wieder Großbrände. So brannten allein hier in der Nähe 1794 die Stadt Sulz (193 Gebäude eingäschert) und 1803 die Stadt Tuttlingen (229 Gebäude eingäschert) jeweils innerhalb der Stadtmauern nahezu ganz ab. 1789 waren in der Tübinger Innenstadt 53 Gebäude niedergebrannt.

Da Kurfürst Friedrich die Land-Neuerwerbungen 1803 und 1805 nicht seinen alten Landen einverleibt, sondern in einem absolutistisch regierten Staat Neuwürttemberg vereinigt hatte, wurde dort ab 1. 1. 1805 ein eigenes Brandversicherungsinstitut eingerichtet. Von diesem Tage an war auch dort jede Belästigung der Untertanen durch Brandbriefe, Brandkollekten und Brandbetteleien verboten. Auch die **neuwürttembergische Brandversicherung** beruhte auf dem Beitrittszwang der Gebäudebesitzer und erstreckte sich ebenfalls nur auf die Gebäude, also nicht auf Mobilien jeder Art. Im Schadensfalle waren die Versicherten zum Wiederaufbau verpflichtet. Es wurde ihnen ausdrücklich gestattet, auf ihre Häuser Hypotheken aufzunehmen, doch durften diese Kapitalien nicht mehr als die Hälfte des jeweiligen Gebäudeanschlages betragen.

Die gewaltsame Beseitigung der altwürttembergischen Verfassung Ende 1805 nach der siegreichen Beendigung des Krieges gegen Österreich, den

Württemberg an der Seite Napoleons mitgemacht hatte, ermöglichte es dem zum König aufgestiegenen württembergischen Regenten, seine absolutistische Herrschaft auf das ganze Land auszudehnen, das durch Anfall neuer umfangreicher Gebiete eine weitere beträchtliche Vergrößerung erfuhr. Regierung und Verwaltung wurden vereinheitlicht und straff organisiert. Auch das Gebäudebrandversicherungswesen wurde den veränderten Verhältnissen angepaßt. Zum 1. 1. 1808 konnte die „**Königlich Württembergische Brandschadensversicherungs-Ordnung vom 17. 12. 1807**“ in Kraft treten. Sie galt im ganzen Land und enthielt unter anderem auch die aus der neuwürttembergischen Versicherungsordnung übernommene Bestimmung, wonach die Gebäude eines jeden Orts, gleichgültig ob Stadt, Marktflecken, Dorf, Weiler oder Hof, „nach der Ordnung, wie sie in ihrer Lage aufeinander folgten“ zu nummerieren waren. Von da an also gab es hierzu-lande Hausnummern.

Aus all dem ist ersichtlich, daß die Gebäudebrandversicherung im kleinen Herzogtum Württemberg begonnen hatte und mit dem Land gewachsen war. Die ab 1. 1. 1808 eingerichtete allgemeine württembergische Gebäudebrandversicherungsanstalt bestand mithin erst anderthalb Jahre, als am 30. Juni/1. Juli 1809 eine durch einen zündenden Blitzschlag verursachte Feuersbrunst in der Stadt Balingen 335 Gebäude vernichtete. Zur Finanzierung der Entschädigungsforderungen der „Abgebrannten“ hatten damals alle Versicherten eine außerordentliche Umlage von 16 Kreuzer auf 100 Gulden Versicherungsanschlag zu zahlen, die aufzubringen vielen, der durch die ständigen Kriege wirtschaftlich sehr bedrängten Versicherten, schwer fiel.

Die am 13. April 1808 erlassene **Württembergische Feuerordnung** enthielt strenge Vorschriften über Brandverhütung und Brandbekämpfung. So mußten beispielsweise neu anzulegende Ortsstraßen mindestens 50 Schuh (à 28,6 cm) breit sein. Enge Gassen sollten nach und nach aufgelockert und verbreitert werden. Bei neuen Gebäuden mußten die Riegelwände gemauert werden. Es wurde untersagt, neue Häuser mit Stroh oder Schindeln zu decken. Alte Stroh- und Schindeldächer durften nicht mehr repariert werden. Zum Kaminbau wurden Glucker oder Tauchsteine vorgeschrieben. Den Hausbesitzern wurde zur Pflicht gemacht, ihre Gebäude in gutem feuerfestem Zustand zu erhalten und mit Feuer und Licht vorsichtig umzugehen, wenn sie der Brandkassenentschädigung nicht verlustig gehen wollten.

König Friedrich ahndete Versäumnisse bei der Übermittlung von Feuermeldungen unnachlässig. Die Nachricht von größeren Feuersbrünsten selbst in den entferntesten Orten des Königreichs mußte durch berittene Boten in kürzester Zeit nach Stuttgart gebracht werden. Nun wird auch verständlich, warum beim Balingen Stadtbrand der Oberamtmann Sattler kurz die Brandstätte verlassen mußte, nämlich um einen Immediatbericht an den König zu verfassen und per Feuerreiter abzusenden. Und sicher sind beim Wiederaufbau der Stadt auch die vorerwähnten zahlreichen baupolizeilichen Vorschriften genau beachtet worden. Schließlich haben wir aus dem authentischen Bericht über den Brandverlauf erfahren, wo genau 1809 innerhalb der Stadt der „Weiße Ochse“ lag, und daß dieses Gebäude, in dem sich auch das „Königliche Postamt Balingen“ befand, schon bald nach Ausbruch des Großfeuers niederbrannte. Das zu ermitteln war der eigentliche Grund dieser Nachforschungen, die uns zudem weitere interessante Einblicke in die Verhältnisse der damaligen Zeit vermittelten. Letzten Endes aber kam dem entsetzlichen Brandunglück von 1809 in Bezug auf den ihm folgenden Wiederaufbau der Stadt Balingen erhebliche, entwicklungsgeschichtliche Bedeutung zu.

Der Vollständigkeit halber soll abschließend noch erwähnt werden, daß in Württemberg ab 1815 nach und nach auch **Mobiliарversicherungen** aufkamen. 1828 ist dann die Württ. Privat-Feuerversicherungsgesellschaft gegründet worden. Von der neuen Möglichkeit, auch das Mobiliарvermögen gegen Brandgefahr zu versichern, wurde bald reger Gebrauch gemacht. Leider aber nahmen die Brände auffallend zu. Man war ja nun sowohl mit dem Gebäude als auch mit dem Mobiliар versichert. Der eigene Antrieb, sorgsam mit Feuer und Licht umzugehen, war nun nicht mehr so stark. Zudem kamen Überversicherungen vor. Vorsätzliche Brandstiftungen waren die Folge. Man glaubte, sich dadurch

wirtschaftlicher Bedrängnis entziehen zu können. Zudem schien man „auch nicht selten einen Betrug gegen eine öffentliche Kasse weniger schwer zu nehmen als ein Verbrechen gegen das Privateigentum“. Dem versuchte man 1830 durch Gesetz gegenzusteuern. Der Versicherungsanschlag durfte nun den wahren Wert der versicherten Gegenstände nicht mehr übersteigen. Mehrfachversicherungen wurden untersagt. Jeder, dessen bewegliche Habe versichert war, mußte an seinem Gebäude eine Versicherungsetikette deutlich sichtbar anbringen. Es versteht sich von selbst, daß im Laufe der Zeit weitere Probleme auf die Brandversicherung zukamen, die gelöst werden mußten. Um aber vom eigentlichen Thema nicht allzu weit abzukommen, soll es bei dem bisher Dargelegten bewenden.

Pflanzliche Monstrositäten

In der Abbildung würde wohl kaum jemand einen Löwenzahn vermuten. Das Bild zeigt aber einen verbänderten Löwenzahn-Blütenstand. An Stelle eines Blütenkörbchens stehen sieben auf dem 7 cm breiten Stengel. Die allgemein bekannte Wuchsform des Löwenzahns ist völlig verloren gegangen; wir haben es hier mit einer starken luxurierenden Entwicklung zu tun. Neben der monströsen Pflanze standen ganz normale Löwenzähne. Solche Verbänderungen können manchmal z. B. auch bei der Wegwarte, der Rapunzel oder beim Wiesenbocksbart festgestellt werden. Das Ausmaß dieser Bildungen hängt zum Teil vom Erbgut und von den Umweltbedingungen ab. Die Auslösung der Verbänderungen gelang in neuerer Zeit auch künstlich durch Röntgenbestrahlung. Wer die Natur offenen Auges durchwandert, wird sicherlich weitere Beispiele finden.

Fritz Scheerer



Löwenzahn



Wohlriechende Schlüsselblume

Berichtigung: In den Blättern vom Juli 1980 muß es in „Belemniten unseres Jura“ durchweg bei den Arietenkalken statt „Gamma“ stets „Alpha“ heißen.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen

Jahrgang 27

30. September 1980

Nr. 9

Der Große Heuberg

Von Fritz Scheerer

Hoch über dem durchschnittlich 600 bis 700 m hoch gelegenen „Kleinen Heuberg“ der Rosenfelder und Schömberger Gegend recken sich die Riesen des „Großen Heubergs“ empor. Weithin leuchten die hellen Wände, schimmern ihre weißen Mauern des Jura in die schwäbische Lande hinaus. Hier ist der höchste Berg der Schwäbischen Alb, der 1015 m hohe Lemberg, dem man zur Krönung einen 30 m hohen Aussichtsturm aufsetzen mußte, um ihn hervorzuheben. Er ist umgeben von einem weiteren halben Dutzend Tausendern, darunter der Oberhohenberg (1011 m), der einst die Wiege der Habsburger Stamm-Mutter Gertrud trug und von dem aus eines der Hauptherrschaftsgebiete der Gegend, die Grafschaft Hohenberg, ihren Ausgangspunkt hatte.

Im allgemeinen heißt Großer Heuberg der süd-westliche Ausläufer der Schwäbischen Alb zwischen Schlichem, Bära, Donau, Faulenbach und Prim, also die urkundlich „Hoeyberg“, mundartlich „Haiberg“ genannte Höhenlandschaft links der Donau, dazu der große Block um Obernheim, den die Obere und Untere Bära aus dem Hochgebiet der Alb herausgeschnitten haben. Fast 400 m über dem Primtal erheben sich das Klippeneck (Name!) mit seinen Rutschen und seinem Segelfluggelände und der Dreifaltigkeitsberg (985 m) mit seiner weithin sichtbaren Wallfahrtskirche. Von hier fällt der süd-westliche Teil bis zum Risiberg und der Risihalde über Dürbheim, wo einst das Bergholz mühsam zu Tal gerissen wurde, und zum Rußberg (889 m) links über der Straße Rietheim-Tuttlingen.

Während sich im westlichen Vorland Dorf an Dorf reiht, wo Pflug und heute Mähmaschinen Vorrecht haben, trägt der Steilanstieg des Gebirgsstocks Laub- und Nadelwälder, von denen die letzteren nach den Forstbeschreibungen des 18. Jahrhunderts schon stark verbreitet waren und die Nachbarschaft des Schwarzwaldes deutlich verraten. Die lichten „Rinnen“ und hellen Rutschen zeigen aber auch, daß diese Berge nicht für die Ewigkeit geschaffen sind. Rutschungen in den Mergeln und Tonen gefährden Wege und Straßen, selbst die einstige Bahnlinie von Spaichingen hinauf nach Reichenbach ins untere Bäratal, die ursprünglich bis Nusplingen gebaut werden sollte, blieb nicht von den Rutschungen verschont („Millionenloch“ bei Gosheim).

Die Landschaft

Haben wir die Höhen des Dreifaltigkeitsbergs erreicht, die vom oberflächlichen Beobachter als „tostloses, eintöniges Plateau“ bezeichnet wird, so bietet sich wohl ein karger Boden für die Landwirtschaft, aber ein schönes Bild fürs Auge. Die Nähe und die Ferne wachsen zu einem Ganzen zusammen. Vor uns liegen in der Tiefe der kahle Hohenkarpfen und der langgestreckte bewaldete Lupfen, die Alvorberge in der fruchtbaren Baar, im Westen die Kette des Schwarzwaldes vom Feldberg bis zur Hornisgrinde. Frei ist der Blick nach Süden und Osten. Wir schauen über eine weite Hochfläche, die jedoch nicht ohne Gliederung ist. Hier ein Stück Ebene, dort runde Kuppen und niedrige Hügelwellen. Versteckt liegen flache Senken und Mulden, Reste alter Talzüge. Auf flachgründig magerem, trockenem Boden finden sich meist Weide und Wald, seltener Ackerland, allen Winden und Stürmen ausgesetzt. Erst in den geschützten Wannen und Mulden liegen reicher tragende Ackerfluren und Wiesen. Fast alle Höhen, die keinen Sondernamen tragen, nennt der Heuberger „Kapf“. Voll Sonnenschein sind die weiten Strecken um Böttingen, dem höchstgelegenen Dorf Württembergs (911 m). Der Galgenberg erreicht annähernd die Tausender-Grenze, und der weithin sichtbare, nahe kahle Altenberg mit Rundkapelle hat am Vermessungsstein 960 m.

Haben im Vorland und in den tiefeingeschnittenen Tälern der Trauf und die hohen Talwände den Blick beengt, so ist die Hochfläche die Landschaft der weiten Horizonte. Hier spannt sich der Himmel höher und weiter. Zum Großartigsten gehört an klaren Frühlings- und Herbsttagen die ferne lichte Kette der Alpen. Was diese Sicht so überwältigend schön macht, ist die große Ausdehnung des zusammenhängenden Panoramas, das fast ein Drittel des Horizontes einnimmt, von den Schweizer Alpen bis zum Wettersteingebirge mit der dominierenden Zugspitze und einigen Bergen des Karwendels. Und

nicht nur die Spitzen der Berge treten über die Alpenvorberge hervor, sondern ein großer Teil präsentiert sich bis zum Fuß dem Auge immer wieder je nach Beleuchtung in zartem oder leuchtendem Rot und ein andermal in sattem Blau oder bei Neuschnee weiß glänzend.

Das tiefeingeschnittene stille Lippachtal zwischen Mahlstetten und Mühlheim mit der hell sprudelnden Lippach bietet ein ganz anderes Bild: Grotteske Matten und Rieselwiesen, Berge und Forsten. Freistehend, kegelförmig schaut der Rappenfels herunter; es folgen der Bügelfels, Gihwinkel und die Ruine Wallenstein. Sagenumwoben sind Teile des lieblichen, friedlichen Tales und der verstürzten Berghalden. Diesseits und jenseits der starken Quelle bei der Lippachmühle führen steile Wege und Pfade hinauf nach Renquishausen, Mahlstetten und Böttingen. Früher soll an der Lippachsteige der Lippach-Geist manchen den Abgrund hinabgeworfen haben, der zu später Stunde oder angesäuselt nach Mahlstetten hinaufstieg. Die Buchsblättrige Kreuzblume, ein Alpenkind, mit den goldorangenen Blüten und die zarten Schneeglöckchen blühen im Heubergfrühling.

Nördlich Mahlstetten ändert sich der landschaftliche Charakter. Die Hügelgruppen wie auch die Waldungen verschwinden und flaches gut bestelltes Ackerland tritt an ihre Stelle, während nach Norden die Blicke über steinige Hochflächen, weite Weiden und Heiden gegen Böttingen zu schweifen. An Ruinen vorbei führt der Weg durchs Ursental. Hier liegen Kraftstein, Schloßfels, Wallenberg und Altenburg. Auf der Hochfläche, wo Quellen, Brunnen und Bäche eine Ausnahme sind, wo der Höhenunterschied zu Berg und Tal über 400 m beträgt, sind die Felsen oder die Weiden mit ihren ernsten Wacholderbüschen, die herrlichen Buchenwälder und die düsteren Tannenbestände voller Geheimnisse. Da wachsen auf äußerstem Felsrand die duftenden Nelken, da gibt es im lichten Gehölz den Frauenschuh, die verschiedenen Knabenkräuter, die Waldvögelein, die Fliegenragwurz, die Akelei und den Türkenbund, um nur wenige der Schönen zu nennen.

Der geologische Bau

Die Formenwelt dieses Hochlandes ist vom Gestein, von den lichten Kalken des Weißen Jura und von ihrer Wasserdurchlässigkeit bestimmt. Es ist die Formenwelt der Verkarstung mit Trockentälern, abflußlosen Wannen, Dolinen und Felskuppen. Überschaun wir sie einmal in der Obernheimer Gegend. Südlich der Schlichem auf der Hochplatte, die sich zwischen Ortenberg und Heidenhof und bis nach Obernheim erstreckt, haben wir die geschichtliche Ausbildung der „Wohlgeschichteten Kalke“ des Weißen Jura (Weiß Beta), wie sie sich auf dem Plettenberg im Steinbruch des Zementwerkes Dotternhausen präsentieren. Bei Obernheim beginnt die geschlossene Deltastufe der Weißjurakalke. Vor diesem Stufenrand liegen losgelöste Buckel als eine Art von Zeugenbergen; oft wahre 50 m hohe Kegelberge. Dazu gehören die hohen Kuppen westlich vom Geyerbad. Die mittleren Mergel des Weißjura bilden die leichte gewellte Landoberfläche zwischen Tanneck und Obernheim, in der felsig verschrammte Zonen als günstige waldfreie Bühne erhalten sind (Hessenbühl, Burgbühl, Schafbühl, Berg usw.).

Einwärts dieser „Auslieger“ erhebt sich in den meist verschrammten Kalken des mittleren Weißjura von Heimbuch (975 m), Buchhalden (988 m), Baienberg (974 m), bei Tieringen die mittlere Weiß-



/// Unterer Braunjura ~~~~~ Mittl. u. ob. Braunjura
/// Unterer Weißjura ~~~~~ Mittl. u. ob. Weißjura

jurastufe und ist in die Kuppenlandschaft der hinteren Alb aufgelöst. Ihre Härtinge führen schon teilweise zuckerkörnigen Kalk (Weißjura epsilon) und ragen über die Bühl-Auslieger heraus, so der Scheibenbühl beim Ort mit seiner Kapelle, das Staufenberg und der mächtige Roßberg (967 m).

Zwischen den Kuppen liegen Wannen und zahllose Trockentäler. So liegt zwischen Scheibenbühl und Roßberg eine abflußlose Karstwanne, deren steinfreier Lehm früher in einer Ziegelei verarbeitet wurde. Der Name Obernheim rührt wohl daher, daß „Obernheim“ unter den -heim-Orten des Großen Heubergs und der Hardt, von denen einige schon früh urkundlich erwähnt werden (Digisheim 768, Egesheim 770), am höchsten, also „zu oberst“ liegt (897 m).

Ein Zeta-Schlüssel südwestlich über Nusplingen beim früheren Mauchhof hat Weltruf erlangt und ist unter Naturschutz gestellt, da sie mehrfach bei Grabungen selten schöne Einblicke in die Zeit des späten Jura gewähren. Einmalige Funde wurden in den Plattenkalken gemacht. Zahlreiche Museumsstücke von luftbewohnenden Sauriern, den Meereskrokodilen gleichgestellt, Fische, Krebse sowie niedrige Salzwasserbewohner der Vorzeit kamen zum Vorschein, ähnlich den Funden der Solnhofen Platten. Ein besonderer Genuß ist ins Innere der Felsen einzudringen, wo in verschwiegene Höhlen bizarre Tropfsteine wachsen. Die Beilsteinhöhle, am jäh abfallenden Fels versteckt bei Egesheim, war schon von Steinzeitmenschen bewohnt, was die Funde von Knochen beweisen. In ihr wurde auch ein Schädel vom braunen Bär gefunden. Über der linken Donauseite beim Städtchen Mühlheim befindet sich ein Felsentunnel, der zur Stephanshöhle bei Kolbingen mit ihren Tropfstein-Wundergebilden und hohen Hallen führt. Erdfalle, Erdtrichter, „Löcher“ rings um die Markung Königsheim weisen auf Einsturzhöhlen. Die nordöstlich des Dorfes gelegene Friedrichshöhle ist zum größten Teil ihrer Tropfsteine beraubt.

Besiedlung und Geschichte

Redet die Beilsteinhöhle im unteren Bäratal noch eine dunkle Sprache aus einer Zeit, da sich der Mensch des Beilsteins (des Steinbeils) und der Hornwerkzeuge bediente, so haben die Hallstattmenschen auf dem Heuberg deutlichere Spuren hinterlassen. Grabhügel aus dieser Zeit befinden sich bei Böttingen, Kolbingen und Mahlsetten. Auf dem Dreifaltigkeitsberg befand sich eine Fliehbürg, deren Umfang durch Grabungen in den letzten Jahrzehnten eindeutig festgestellt werden konnte. Alle diese Funde sind ein Beweis dafür, daß auf den felsigen Höhen des Heubergs und in den Talgründen Menschen durch mehr denn 4000 Jahre siedelten.

Die ersten alamannischen Niederlassungen lassen sich an den -ingen-Ortsnamen entlang der vorrömischen Wege erkennen: Böttingen, zwischen den geschützten Hängen eines flachen Trockentales, Kolbingen oberhalb des quellreichen Wulfsbachs. Bald rückten Neusiedler nach, die sich zwischen Berg und Tal niederließen, wo sich Quellgebiete befanden: Gosheim, Egesheim, Ensheim (abgegangen), Bubsheim und Königsheim (777 Kunigsheim). Königsheim mag eine Herrschaftsgründung der Merowingerzeit sein. Der Name Mahlsetten dürfte an eine alamannische Mahlstätte erinnern, wo von strengen Richtern nach Brauch und Gesetz Recht gesprochen wurde.

Aber schon in der mittleren und jüngeren Steinzeit müssen Jäger über die leicht gewellte Hochfläche bei Obernheim und Tanneck gestrichen sein, wie aufgefundene Steingeräte von Klingen, Schabern, Kratzern sowie einer Pfeilspitze aus Jaspis beweisen. Im Mittelalter bestand bei Tanneck eine Siedlung mit eigener Markung. Die Flurnamen „Riederburg“ und Burgbühl“ (der Oberheimer Hexenbuckel) deuten möglicherweise auf eine abgegangene Burg in der Nähe des Weilers.

Im Jahr 1259 tritt neben dem Edelfreien Hug von Winzeln (hinter der Lochen), dessen Ahnen zu den Stiftern des Schwarzwaldklosters St. Georgen gehören, ein „miles Erlewin de Tannege“ als Zeuge auf, 1357 in Rottweil ein Bürger Hug von Tanneck, der mit der Tochter eines Dietrich von Bern verheiratet war und demnach dem niederen Adel angehörte. In Ratshausen taucht dann 1583 ein „Tannecker“ auf, der Stammvater der in der Gegend verbreiteten Familie Dannecker ist. Der Name Tanneck beweist auch, daß hier Tannenwälder schon im Hochmittelalter vorhanden waren, was erstmals 1580 Aktenmäßig nachgewiesen ist. Im Spätmittelalter muß aber der Weiler abgegangen sein, denn um 1500 war sein Markungsteil unbesiedelt. Erst zwischen 1817 und 1840 wurden entlang des seit 1508 bezeugten vom Schmiechatal bei Ebingen über die Höhen nach Rottweil verlaufenden „Rottweiler Weges“ in lockerer Weise über die Hochfläche verteilt mehrere Höfe erbaut. Ganz neues Leben in den rund 940 Meter hoch gelegenen Weiler brachten in den letzten Jahren eine Jugendgesundheitsstätte, Vietnamflüchtlinge usw.

Im 7. und 8. Jahrhundert gehörte der Heuberg zur Berchtoldsbaar, später zur Scherragrafschaft und dann zur Grafschaft Hohenberg. 802 hatte in Böttingen das Kloster St. Gallen und in anderen Orten Besitz. Auf entschwundenen Adel und seine Besitzungen weisen Burgställe und das Bürgle bei Wehingen (s. auch oben), die Stall- und Fronäcker in den Dorfmarkungen. Auf dem Dreifaltigkeitsberg stand die mittelalterliche Baldenburg, bei Egesheim die Burg Michelstein. Auch der Bernhardsstein bei Mahlsetten und seine Sage erinnern an einen ehemaligen Herrnsitz. Die Freiherren von Enzberg hatten neben anderen adeligen Familien Besitz in Böttingen, Königsheim und Mahlsetten, in dem abgegangenen Allensbach und in Egesheim. Noch heute überragt das enzbergische doppeltürmige Schloß die Stadmauer des Städtchens Mühlheim, das über 100 Jahre die Zollernfamilie von der Schalksburg besaß und sich nach diesem Besitz „Müll“ nannte.

Als die Hohenberger 1381 ihre Grafschaft an Österreich verkauften, kam ein ganz anderer Akzent in die Landschaft des Großen Heubergs, der sich bis in die napoleonische Zeit und noch teilweise heute bemerkbar macht. In dem benachbarten württembergischen Land wurde nach 1534 die Reformation durchgeführt, während der Heuberg katholisch blieb. Erst durch die große napoleonische Flurbereinigung der Jahre 1803 bis 1810 kam der Heuberg an Württemberg.

„Magere Ackerfelder, einmähige Wiesen, mühsamen Felddbau, unfruchtbarer Boden“, so schildert der württembergische „Hauptbericht von 1806 die Gegend. Obstbau sei beinahe unmöglich, die Möglichkeit, die wachsende Bevölkerung aus Grund und Boden zu ernähren, sei gering. So wanderte ein großer Teil der „Dörfler“ vom Frühjahr bis zum Herbst aus, die Männer und Jünglinge als Bauhandwerker und Ziegler, die rüstigen Mädchen und Frauen als Schafschererinnen und Schnitterinnen, wieder andere gingen als „Hamber“ weit umher und drückten die Türklinken im Betteln.

In Heimarbeit für den Winter wurden viele Versuche unternommen: Weißstickerei, Spitzenklöppeln, Stricken von Jacken und Kitteln, bis 1910 die Herstellung von Endschuhen (geflochtene Schuhe aus Stoffenden, Stoffresten). Jeder wollte zu seinem Gütechen etwas verdienen. Der Kampf mit dem steinigen Boden wurde nicht aufgegeben. Wenn man noch zwischen den beiden Weltkriegen vom Notstandsgebiet Heuberg gesprochen hat, wenn die „Feierabendbauern“ gezwungen waren, in die Städte Tuttlingen, Trossingen und Spaichingen zu fahren, um bares Geld zu verdienen, so findet heute ein großer Teil auch im entferntesten Dorf industrielle Arbeitsplätze. Die Arbeit in einer Fabrik und in industriellen Filialbetrieben hat die schlecht bezahlten Heimarbeiter aus ihren engen, niederen und überfüllten Häuschen heraus in gewerblich passendere Räume gebracht.

Ein fleißiges Völkchen ist auf dem Heuberg von der Landschaft geformt worden. Die Heubergwinter sind lang, hart und manchmal sogar weltabschneidend, dafür aber die Sommer bei den heißesten Sonnenstrahlen nicht beklemmend. Den Menschen hier wird man nur gerecht, wenn man ihre Heimat kennt, an der sie so hängen. Und wo, wenn nicht hier, müßten wir fühlen, was Heimat in Wahrheit ist!

Besitz in fast dem ganzen heutigen Deutschland geschenkt erhielt. Die Umfassungsmauer des Klosters ist noch erhalten, sie läßt die weite Ausdehnung des Klosterbezirks erkennen. Unter dem Schutz der Königsfamilie wurde es eines der angesehensten Reichsklöster. Diese Klöster wurden aber auch für die Zwecke des Reichs, z. B. für Beherbergung des Hofstaates und für Stellung von Mannschaften zu Kriegszügen erheblich in Anspruch genommen. Die Konvente der Klöster setzten sich aus Männern und Frauen des Adels zusammen. Einzigartig ist die Lorscher Torhalle in der Funktion eines Triumphbogens, sie vermittelt „eine Anschauung von der Herrschaftssymbolik des karolingischen Zeitalters und damit von jenem ersten großartigen und letztlich gescheiterten Entwurf eines abendländischen Universalkaisertums, das ganz in der Verbindung christlicher Heilslehre mit politischem Machtanspruch bestand. Wie der römische Triumphbogen den Herrscher und Feldherrn verherrlicht, wird in Aneignung der römischen Herrschaftssymbolik nun der Weltherrscher Christus als der eigentliche Herr des karolingischen Imperiums verherrlicht, der wiederum durch seinen weltlichen Statthalter in der Person des Universalkaisers vertreten werden konnte“ (aus „Museen in Hessen“ 1979). Die mit Runen und anderen Zeichen verzierten Steine in der Klosterkirche können nach Meinung unseres dortigen Führers eine noch fernere Vergangenheit, in die Übergangszeit vom heidnischen zum christlichen Glauben gehören. Wie in der Lorscher Königshalle und der Einhardsbasilika baulich, ist auch in Einhards Vita Karoli, der Lebensbeschreibung des Kaisers, die Antike zu neuem Leben erweckt.

Nach den Wirren des Investiturstreits bedeutet die Stauferzeit die Blüte der ritterlichen Kultur. Friedrich I. Barbarossa ist das Vorbild eines Ritters, tapfer im Streit und beim Turnier, gerecht gegen Große und Kleine, leutselig und freigiebig, Wahrer des Friedens. Um ihn scharen sich seine Helfer, Bischöfe und Grafen. Zu diesen Edelfreien gesellen sich, verstärkt unter Friedrich II., die Ministerialen, ursprünglich unfreien Standes, aber durch den Dienst für König und Reich geadelt.

Hervorragende Zeugen der Stauferzeit sind die Burgen, meist auf Höhen errichtet, mit Palas und Bergfried, oft auch Kemenate für die edlen Frauen, in Buckelquadertechnik erbaut. Wir haben die Burgen von Auerbach und die drei Burgen über Eberbach, Mildenberg und Wertheim, den Bergfried in Erbach und das Schloß in Zwingenburg am Neckar gesehen. Leider konnten wir die vornehmste der stauferzeitlichen Burgen, die Wildenburg im östlichen Odenwald, nicht besuchen. Dort soll Wolfram von Eschenbach Teile seines Parzival gedichtet haben. Das erinnert uns daran, daß die Stauferzeit zugleich die Blütezeit des mittelalterlichen Epos und des Minnegesangs war. Die Gunst der adligen Damen durch Lied und Dienst zu gewinnen, mühten sich die jungen Herren. In der späten Stauferzeit wetteiferte der niedere Adel mit dem hohen im Bau von Burgen; allein bei Neckarsteinach fanden wir deren vier. Viele dieser Burgen offenbaren auch noch in Trümmern ihre Schönheit. Auf kirchlichem Gebiet sind wir dem runden Bogen, dem romanischen Baustil der Stauferzeit, in der Stiftskirche von Aschaffenburg und ihrem Kreuzgang und später in der kleinen Klosterkirche von Lohenfeld begegnet.

Der beliebteste Zeitvertreib der staufischen Gesellschaft – soweit sie nicht mit dem Kaiser unterwegs war – bestand in der Jagd, und wo hätte man reizvoller zur Sauhatz reiten oder auf Wolf, Hirsch und Reh pirschen können als in den weiten Wäldern des Odenwalds und des Spessarts mit ihren Schluchten? Seit dem Ende der Stauferzeit sank die Bedeutung der Ritterschaft, eine neue Schicht der Gesellschaft trat mehr und mehr in den Vordergrund, das Bürgertum. Die Anfänge des Städtewesens reichen bei uns in die Stauferzeit zurück. Handwerk und Handel und das Geldwesen nahmen zu, ein Teil der Bürger wurde wohlhabend und errang ein gewisses (von Stadt zu Stadt schwankendes) Maß an Selbständigkeit, verkörpert in Bürgermeister und Rat. Für sie baute man Rathäuser. Das in Michelstadt wurde uns täglich gegenwärtig, das in Heppenheim und das in Moosbach prägten sich dem Gedächtnis ein. Mauern, Türme und Tore wie etwa in Eberbach und Hirschhorn sicherten die Bürgerschaft. Nicht allen Stadtgründungen war ein durchschlagender Erfolg beschieden: Weinheim, Heppenheim und Bensheim an der vielbefahrenen Bergstraße, Moosbach an der Straße nach Würzburg, Wertheim und Miltenberg am Main hatten bessere Aussichten als Erbach und Michelstadt im Odenwald oder gar das Bergnest Dilsberg, aber gerade darum, weil sie wirtschaftlich zurückblieben und so manches Alte bewahrten, sind uns die Odenwaldstädte liebenswert. Uns gefallen vor allem die Fachwerkhäuser, an denen Mosbach ungewöhnlich reich ist, aber auch Michelstadt, Miltenberg und Wertheim brauchen sich nicht zu verstecken.

Die Bürger waren fromm, sie erbauten Kirchen und Kapellen, meist im gotischen Stil (Karmeliterkirche in Hirschhorn), sie gründeten Spitäler für

Odenwald und Spessart und der Wandel der Gesellschaft

Ein Rückblick von Dr. Walter Stettner

Die Fahrt der Heimatkundlichen Vereinigung vom 28. 7. bis 3. 8. führte unter der Reiseleitung von Rektor Kurt Wedler in den Odenwald und den Spessart. In Michelstadt fand die Gruppe ein vorzügliches Standquartier.

Die Gegend von der Rheinebene bis zum Main, zum Neckar und zur Tauber weist zahlreiche Denkmäler auf. Ihre Geschichte reicht zurück bis in die mythische Zeit der Völkerwanderung. Denn „ze Worme an dem Rhine“ lag der Mittelpunkt des Reichs der Burgunder, die in der Sage zu Nibelungen wurden. Nibelungen- und Siegfriedstraße, die von dort quer durch den Odenwald nach Osten führen, und die Siegfriedbrunnen erinnern an diese ferne Zeit. Auf einer dieser Straßen sollen einstmal die Recken der Nibelungen, König Gunther und seine Brüder Giselher und Gernot, Hagen von Tronje und andere nach Ungarn an den Hof König Etzels gezogen sein, und bei einem der Siegfriedbrunnen hat der Sage nach Siegfried den Todesstoß empfangen. In der Erinnerung des Volkes, wie sie im Nibelungenlied Gestalt angenommen hat, sind die geschichtlichen Vorgänge zwar entstellt, aber doch lebendig geblieben; Schwaben hat der Welt des Mythos nichts entgegenzustellen, weder die Landnahme nach 260, noch die Auseinandersetzung mit den Franken, noch der Schutz, den der Ostgotenkönig Theoderich den Schwaben angedeihen ließ, haben sich in der Erinnerung bleibend niederschlagen.

Im Mittelpunkt der frühen fränkischen Gesellschaft steht der König, steht beherrschend und maßsetzend Karl der Große, der am Weihnachtstag des Jahres 800 in der römischen Peterskirche vom Papst zum ersten Kaiser des Abendlandes gekrönt worden ist. Über herrenloses Land, und dazu gehörten vor allem die großen, dünn besiedelten Waldgebiete, verfügten die Könige. Vieles davon gaben sie an Bischöfe, Äbte und Gefolgsleute. Um sie war der hohe Adel, von der Wissenschaft Reichsaristokratie genannt, Männer, die weit verstreut Eigenbesitz hatten und im Auftrag der Könige das Land verwalteten, Grafen, Bischöfe und Reichsäbte. Der König wahrte das Recht, Gerechtigkeit zu üben gehörte zu seinen vornehmsten Tugenden; er beschützte Witwen und Waisen und beschirmte die Kirche. Zwei der bedeutendsten Denkmäler der karolingischen Zeit, die in unserem Land nicht ihresgleichen haben, fesselten uns auf der Exkursion: die Einhardsbasilika unweit Michelstadt, von Einhard, dem Berater und Biographen Karl des Großen als Eigenkirche erbaut und mit einer Krypta ausgestattet, die die Gebeine des Hl. Nazarius, aus Rom herbeigeht, bergen sollte (Einhard ließ sie aber später nach Seligenstadt unweit Frankfurt überführen), und die Überbleibsel des einstigen Klosters Lorsch. Chrodegang, Erzbischof von Metz und naher Verwandter des Königshauses, gründete um 764 auf einem Landgut, das ihm der Gaugraf Cancor geschenkt hatte, ein Benediktinerkloster, das bald umfangreichen

Alte und Arme, sie stifteten Altäre und Jahrzeiten. Sie gaben Aufträge an Künstler. Wir fanden die Beweinung von Tilman Riemenschneider in Großostheim, eine endrucksvolle Kreuzigungsgruppe von Hans Backoffen in Hesselthal.

Über diese fromme Gesellschaft brach die notvolle Zeit der Glaubenspaltung herein, zugleich die Zeit, in der erstmals die Bauern sich meldeten, um nicht mehr nur Dienende, sondern Mitgestalter zu sein. Anfangs fand die lutherische Bewegung breite Zustimmung, später wehrte sich die alte Kirche erfolgreich. Die ständische Ordnung schien aufgehoben, auch im Odenwald standen Herren gegen Herren, Bürger gegen Bürger. In Mosbach wurde die Kirche für die beiden Konfessionen durch eine Mauer getrennt, ein sichtbares, aber trauriges Zeichen der Spaltung. Die Glaubensfragen beherrschten alles. Die Pfalz, kalvinistisch geworden, geriet in Gegensatz zur lutherischen Kirche, später ging von ihr das Elend des 30jährigen Kriegs aus, als der

Kurfürst Friedrich V. sich von den protestantischen Ständen Böhmens zu ihrem König wählen ließ.

Nach dem Krieg erhoben sich die weltlichen und auch die geistlichen Fürsten über Bauern, Bürger und Ritter zu absoluter Herrschaft. Sie wollten ihre unumschränkte Macht aller Welt vor Augen führen, indem sie neue Residenzen, neue Schlösser, neue Kirchen und Klöster bauten. Ihr Herrscherwille fand seinen passenden Ausdruck in dem neuen Stil des Barocks. Wir denken an das Schloß in Erbach, maßvoll in der Erstreckung, an das mächtige Schloß Aschaffenburg, das sich die Kurfürsten von Mainz als Residenz bauen ließen, und an das weiträumige, eher zierliche Bruchsal, Sitz der Bischöfe von Speyer, vielleicht auch an das kleine Mespelbrunn im Spessart. An Barockkirchen sind uns Amorbach und Walldürn, zuletzt die Bruchsaler Peterskirche gut in der Erinnerung geblieben.

Napoleon machte der Hoheit der vielen geistlichen und weltlichen Herren ein Ende, einige wenige größere souveräne Staaten wurden gebildet, die

Großherzogtümer Baden und Hessen; das Königreich Bayern, nunmehr im Besitz der „Pfaffengasse“, reichte ein Stück weit in den Odenwald hinein. Neue Verwaltungsgebiete wurden geschaffen, die Gemeinden blieben unangestastet. 1818/19 erhielten die süddeutschen Staaten Verfassungen, die Beteiligung der Deutschen am Staatsleben wurde über 1848, 1871 und 1919 erweitert. Die Industrialisierung brachte besseren Verdienst und neue Probleme. Nach dem zweiten Weltkrieg erforderte die Zuwanderung von Millionen Flüchtlingen und Vertriebenen weitere Wohnungen und Arbeitsplätze. Mit dem kleinen Kernkraftwerk in Obrigheim, an dem wir vorbeifahren, und mit dem großen in Biblis, das wir in der Ferne sehen, machte sich auch am Rande des Odenwalds die neueste Zeit bemerkbar. Dort draußen lebt eine Industriegesellschaft, die Waren produziert und Werte schafft; die Bevölkerung im Naturpark Odenwald und im Spessart wird mehr und mehr zur Dienstleistungsgesellschaft, die den in der Industrie oder sonstwie vom Streß Geplagten Erholung und Ruhe verspricht und bietet.

Hans Stierlin (1590–1672)

Ein bemerkenswerter Ahnherr Alt-Ebinger Geschlechter

Von Dr. Erwin Friz, Oldenburg

Was mag das für ein Mann gewesen sein, dieser unser Vorfahr Hans Stierlin, Weißgerbermeister in Ebingen, der in den Wirren des 30jährigen Krieges dann eine für kleinstadt-bürgerliche Verhältnisse so ungewöhnliche Rolle gespielt hat?

Jeder, der sich mit älterer Familiengeschichte beschäftigt, ist ja immer wieder betrübt, wie wenig er meist über Leben und Persönlichkeit der Vorfahren erkunden kann, mit wenigen dürftigen paar Daten (Geburt, Taufe, Eltern, Heirat, Tod und günstigenfalls allgemeine Berufsangaben) er sich zufrieden geben muß. Wann findet man schon mehr über Charakter, wichtige Ereignisse des Lebenslaufs oder sogar etwa ein Bild? Es soll versucht werden, die „Spuren“ von Hans Stierlins besonderem Lebenslauf auszudeuten und – wenn auch nur skizzierend – seinen sicher interessanten Lebensweg etwas nachzuzeichnen. Da Hans Stierlin über seine acht lebenden und großgewordenen Kinder (von insgesamt 13), viele Enkel und unzählige Nachkommen mit den meisten wichtigen „ehrbaren“ Alt-Ebinger Geschlechtern (u. a. mit den Beck, Kaufmann, Krimmel, Landenberger, Rieber, Rehfuß und Rümelin) verschwägert und versippt war, taucht er in fast allen nach Alt-Ebingen führenden Ahnentafeln – oft mehrfach – als Vorfahr auf und ist so von allgemeinem Interesse.

Hans Stierlin ist am 5. 2. 1590 in Rottweil geboren, seine Tante ist im schön leserlich geschriebenen katholischen Taufregister des Rottweilers „Heilig-Kreuz-Münsters“ registriert. Von dieser schönen gotischen Kirche schreibt 1593 der Basler protestantische Chronist Andreas Ryff: „ein fein Pfarrkirchen – mit lustigen künstlichen gewelben überwölbt“. Sein Vater, der auch Hans hieß, stammte aber aus dem altwürttembergischen protestantischen Ebingen und kam vor 1589 nach Rottweil, wo er am 9. 5. 1589 das Bürgerrecht erwarb. Die Mutter Anna geb. Luz stammt aus einem Rottweiler Geschlecht.

In Rottweil hat es schon früher Stierlin (Stürlin) gegeben – ob es Verwandte waren, wissen wir nicht. Der Tübinger Genealoge Mauer vermutet einen Zusammenhang nicht nur der Ebinger und Rottweiler Stierlin, sondern auch zum alten Schaffhauser Stierlin-Geschlecht. Da Rottweil seit 1463 ein „zugewandter Ort“ der Eidgenossenschaft war und viele Verbindungen zur Schweiz hatte (der Landsknecht mit dem Schweizerfährlein auf dem schönen Rottweiler Renaissancebrunnen kündigt noch davon), ist eine solche Familienverbindung nach Schaffhausen nicht auszuschließen. (Ob Zusammenhänge mit anderen alten Stierlin-Geschlechtern, z. B. in Tübingen und Augsburg, bestehen mögen, ist unbekannt.)

Wir wissen, daß auch in der alten „Freien Reichstadt“ Rottweil (mit Sitz eines „Kaiserlichen Hofgerichts“) im 16. Jahrhundert die Reformation Einlaß gewonnen hatte, besonders in den Kreisen der Handwerker-Zünfte. Aber der Magistrat wehrte sich von Anfang dagegen, und so blieb in Rottweil in diesem Streit zwischen Alt- und Neugläubigen schließlich der „Alte Glauben“ siegreich. Rottweil war dann bis 1802 eine rein katholische Stadt.

Vielleicht waren diese Auseinandersetzungen die Ursache, daß der junge Hans Stierlin, das schöne, reiche und mächtige Rottweil, das ein großes Landgebiet beherrschte (Ryff: „ziemlich groß und wohl erbauen“, die Bevölkerung „streichbar und ernsthaftig“), wieder verließ und in das viel ärmere evangelische Ebingen, die Heimat seines Vaters, zurück-

kehrte. Dort erscheint er in der Folgezeit als „fromm evangelisch“. Schon als 19jähriger heiratet er in Ebingen Anna Koch (1598–1658), Tochter des vermutlich wohlhabenden und einflußreichen Wirts und Gastgebers Hans Koch aus dem von der Stadt abhängigen Dorf Winterlingen droben auf der Albhochfläche. Dabei war Hans Stierlin sicher nicht nur an einer vorteilhaften Heirat interessiert, sondern auch ein stürmischer Liebhaber, denn das 1. Kind Anna (1609–1668), verh. 1630 mit dem Fuhrmann Hans Beck) wurde schon ¼ Jahr nach der Hochzeit geboren. Für seine Vitalität sprechen auch seine 13 Kinder und das erreichte hohe Lebensalter von 82 Jahren. (Vermutlich hat sich der junge Hans Stierlin bei seinem Zuzug nach Ebingen mit seiner Heirat um zwei Jahre älter angegeben – bei seinem Tod 1672 ist das Alter ebenfalls um zwei Jahre erhöht mit 84 Jahren registriert!)

Als Weißgerber (Verarbeitung von Schaf- und Ziegenfellen mit besonderen Gerbmethode – Alaungerbung – zur Herstellung feineren Leders) gehörte er wohl zu den angesehensten und wohlhabenderen Handwerkern. (1629 sind in Ebingen 3 Gerbereien erwähnt – die Gerbergasse lag am Mühlgraben im Norden des Städtleins –, um 1700 herum waren die Gerber „die steuerkräftigsten unter den eigentlichen Handwerkern“). Schon bald finden wir Johann Stierlin in öffentlichen „Ehrenämtern“, schließlich als „vieljähriger“ Bürgermeister (damals der Titel für die Stadtrechner). Er war aber darüber hinaus der erste Vertreter der Städtischen Selbstverwaltung und Sprecher der Bürgerschaft.

Es kommt die Zeit des 30jährigen Krieges, wo Württemberg – eine protestantische Insel in Süddeutschland – zuerst lange Zeit verhältnismäßig verschont blieb, dann aber nach der Schlacht von Nördlingen 1634, wo die Schweden durch den Sieg der „Kaiserlichen“ Süddeutschland verloren, unter furchtbaren Verwüstungen zu leiden hatte. Dazu kam noch der „Schwarze Tod“, das schreckliche Pestjahr 1635 – die dichtbeschriebenen Seiten für dieses Jahr im Ebinger Sterberegister vermitteln das Grauen. Ebingen litt auch erheblich unter Einquartierungen und Plünderungen. (Eine Rechnung für das Jahr 1636 gibt 37 766 fl. Quartierkosten und 16 895 fl. Plünderungsschaden, eine vom Winter 1637/38 14 378 fl. Quartierkosten für ein Vierteljahr an). Sicher eine schwere Herausforderung mit vielen Problemen und Sorgen für den Stadtrechner – Bürgermeister Hans Stierlin.

Ebingen kam aber gegenüber anderen württembergischen Städten noch glimpflich weg, weil das Amt – mit den 3 Nachbaramtern und -städten Balingen, Rosenfeld und Tuttlingen – den böhmischen Grafen und Hofkriegspräsidenten Heinrich Schlick übergeben wurde und einen kaiserlichen Schutzbrief erhielt. (Die Entlohnung treuer Diener und Finanzierer der „Kaiserlichen Krone“ durch erobertes Land war damals üblich – das bekannteste Beispiel ist die Verleihung der Herrschaft Friedland an Wallenstein.) Hans Stierlin muß in dieser Zeit durch seine Persönlichkeit und langjährige erfolgreiche Verwaltungstätigkeit so bekannt und vertrauenswürdig gewesen sein, daß er 1641 – obwohl Einheimischer – vom Grafen Schlick bestellter Schultheiß von Ebingen wurde. Er hatte dieses Amt, das in den schwierigen Zeitläufen sicher nicht leicht und einfach war, bis 1648 inne. In diese Zeit fällt auch 1645 ein Besuch in seiner katholischen Jugendheimat Rottweil, wovon eine nette Eintragung im Rottweiler Stadtrechnungsbuch (1645 S. 56) berichtet.

„Item Herren Schultheißen Stierlin und ainem des Rhats von Ebingen, ist der wein verehrt: und nebst gelaister gesellschaft mit ihnen verzehrt worden. Laut zedels 4 Gulden 1 Batzen“. Vielleicht vesperte er dabei mit katholisch gebliebenen Jugendfreunden (oder Verwandten?) – man spürt jedenfalls aus dieser Notiz die Achtung gegenüber dem „Ehemaligen Sohn“ der Stadt und ahnt seine überlegene, souveräne Position weit über dem Streit der Mächte und Konfessionen.

Als Ebingen nach 1648 wieder württembergisch wurde, blieb er herzoglich württembergischer Schultheiß von Ebingen, wurde vereidigt am 12. 12. 1648, nach Georgij 1659 (mit 69 Jahren) als herzoglich württembergischer Amtmann aus dem Dienst entlassen. Er erhielt einen solchen ehrenvollen Abschied, obschon seine Amtszeit nicht unangefochten war, was aus einem Schreiben des württembergischen Obervogts in Balingen (dem auch Ebingen unterstand) von 1657 hervorgeht: „Man könnte den Ebingern Ämtereinsetzung und Rechnungsabhör überlassen, wenn sie nur einen fremden Schultheißen hätten wie hievor je und alle Zeiten. Der jetzige, Johann Stierlin, aber ist nicht nur dort verbürgert, sondern es ist auch nahezu 1/4 bis 1/3 der Bürgerschaft mit ihm blutsverwandt und zugetan. Daher hält er auch fast keine besonderen Rechtstage, sondern wenn etwas Strafwürdiges oder sonst vorfällt, heißt es nur immer gleich bei ihm, er müsse es vor seine Herren bringen, wodurch dann, weil alle als eine Kette aneinander hängen und keiner den andern verrät, leicht das Interesse der gnäd. Herrschaft periklitieren (= in Gefahr kommen) kann.“

Nach seiner Entlassung ist dann Johann Stierlin (wieder nach einer Bemerkung des Obervogts) „zum Ältesten“ des Gerichts, hernach bei der Ämterersetzung auch zum Amtsbürgermeister erwählt worden. Damit nun die Kette (in der sie gleichsam zusammenhängen) getrennt werde, hat man statt der vorigen drei des Gerichts, Joh. Binder, Endris Landenberger und Jakob Baur, die mit dem Schultheiß ziemlich nahe verwandt waren, andere taugliche Personen ins Gericht genommen.

Alles in allem wahrlich eine ungewöhnliche Laufbahn eines Ebinger Handwerksmeisters in den Wirren der Zeit. Hans Stierlin starb am 7. 4. 1672. Er wurde mit einem besonders ausführlichen Nachruf im Sterberegister der Ebinger St. Martinskirche geehrt, der im Ahnag vollständig wiedergegeben werden soll. Dieser Nachruf faßt noch einmal das außergewöhnliche und inhaltsreiche Leben von Hans Stierlin zusammen:

Eintrag im Sterberegister Ebingen (7. 4. 1672): „Placide in Christo lumina clausit Herr Johannes Stierlin hochverdienter vieljähr. Bürgermeister und von Ihro Gräfl. Gnaden Herrn Graf Schlick, dero Zeit inhaber nemlich 1641 der Vier Stätt und Ämter Balingen, Ebingen, Tuttlingen und Rosenfeld, bestellter Schultheiß, folgende aber widerum 13jähr. Bürgermeister, cujus anima requiescat in pace, den 8. Tag Apr. Feria II. Paschatos beerdigt worden. H. Jesus erweckte dessen Leichnam zum Ew. Leben um seiner sigreich Urständ willen. U. solcher im 84. J. seines Alters, 59. seines Ehestandes, Vater von 13 Kinder, 63 Kindskinder, 49 Kindskinderkinder raro exemple.“

Die Schulen im Kreis Balingen von der Reformation bis zum Dreißigjährigen Krieg

Von Christoph Wagner, Balingen

Nach der Rückkehr Herzog Ulrichs im Jahre 1534 aus 15jährigem Exil – er war im Frühjahr 1519 wegen eines Landfriedensbruches gegen die Reichsstadt Reutlingen vom Schwäbischen Bund aus dem Land gejagt worden – wurde auch in Württemberg die Reformation „eingeführt“, d. h. Ulrich „gab der Einführung der neuen Lehre die Bahn frei“. 1535 wird die Messe abgeschafft, 1536 erläßt Ulrich eine neue Kirchenordnung, die den Altgläubigen nur noch die häusliche Andacht gestattete.

Diese Maßnahmen wurden auf dem Weg der Visitation durchgeführt. Staatliche Kommissionen aus Beamten und Theologen wurden ins Land geschickt, die von Ort zu Ort die kirchlichen Gegebenheiten zu ermitteln hatten, die Pfarrer und oft auch die Gemeinden auf Wissensstand, Meinungen und sittliche Zustände hin überprüften und Besitzverhältnisse klärten und aufzeichneten.

Dazu wurden 1536 die herzoglichen Instruktionen für die „Visitationsräthe“ erlassen, in denen u. a. auch das Schulwesen und seine Veränderungen seit Ende des Mittelalters Gegenstand der Ausführungen war. Diese Veränderungen des Schulwesens sahen in der für uns relevanten Gegend so aus, daß mit dem ausgehenden Mittelalter bzw. mit Einführung der Reformation die lateinischen Schulen in Balingen, Ebingen und Rosenfeld um Deutsche Schulen erweitert worden waren, wie die Kompetenzbücher des Jahres 1559 zeigen: Hier wird in Ebingen von einer „alhie lateinische(n) und deutsche(n) Schul“ ausgegangen, in Balingen von einem Schulmeister „wölcher auch lateinische und deutsche Schüler hat“. Und auch für Rosenfeld weist die amtliche Kreisbeschreibung seit 1542 eine deutsche Schule nach (S.668). Und genau gegen diese Erweiterungen der lateinischen Schulen um deutsche machten nun oben genannte „herzoglichen Instruktionen“ mobil. Da heißt es u. a.: „Und nachdem in villen und kleinen Stetten neben den lateinischen auch Teutsche Schulen sein, dadurch die lateinischen schulen verderbt und vill knaben, so zu Latein lernen und also zu der Ehr Gottes auch verwaltung aines gemeinen nutzen geschickt versombt werden und aber ain jeder lateinischer Schuler im Latein das teutsch schreiben und lesen, ergreift, so sollent Gott dem Herrn auch von aines gemeinen nutzen wegen die teutschen Schulen in wichtigen kleinen Stettlein abgeschafft werden“.

Doch scheint dieser Bestimmung kein allzu großer Erfolg beschieden gewesen zu sein: Die deutschen Schulen blieben bestehen. Andere Punkte dieser „herzoglichen Instruktionen“ wurden dagegen konsequenter in die Praxis umgesetzt. So z. B. der Einsatz des Diacons zur Unterstützung des Lehrers: „Wo aber Schulen mit so vill knaben, das ein schulmeister allein die nit versehen kennte, sollten die geordneten und gedenken, ob nit daselbe durch den Diacon oder einen Kaplon dem Schulmeister hilff erzeugt werden, damit der cost mit ainer andern Person gespart werde...“ Tatsächlich weisen die Stellenbücher für Ebingen ab 1556 und für Rosenfeld ab 1557 den Diacon ausdrücklich als „Diacon und Schulmeister“ aus.

Doch hier gilt es zu differenzieren: War dem Schulmeister in Ebingen der Diacon als Gehilfe zugeordnet, so versieht der Diacon in Rosenfeld die Schule allein, da ein Schulmeister hier erst ab 1582 nachzuweisen ist. Aber auch die Schulstelle in Balingen erfuhr eine Erweiterung. Hier wurde aber nicht wie in Ebingen der Diacon zu Hilfsdiensten herangezogen, sondern ein hauptberuflicher „Collaborator“ angestellt (ungefähr in der Zeit von 1557–1558). „Seine Stelle scheint übrigens bald wieder eingegangen zu sein“.

Neben der Erweiterung der lateinischen Schulen um deutsche in den Städten und der Verstärkung der Schulstellen durch das Heranziehen eines „Collaborators“ oder des Diacons, möglicherweise bedingt durch das Ansteigen der Schülerzahlen, kam noch eine weitere Entwicklung verzeichnet werden: Das langsame Entstehen der Dorfschulen. 1556 ist die erste in Leidringen nachzuweisen. Danach schafft die Große Kirchenordnung von 1559 die Grundlagen für weitere Dorfschulgründungen: „Als wir auch etliche namhafte und Volkreiche Flecken in unserm Fürstenthumb/und gemeinlich hertschaffende Underthonen haben/wie nott/ire Kinder selbst underrichten un weisen kiden/damit dann derselben arbeitenden kinder in irer Jugent nit versompt/fürnämlich aber mit dem Gebet und Catechismo/und darneben schreibens und lesens iren selbe und gemeines Nutzen wegen/deßgleichen mit Psalmen singen dester baß underricht/und christlich auferzogen/Wöllen wir/wa bisanher in solchen flecken Meßnereien gewesen/das daselben teutsche Schulen mit den Meßnereien zusammen eingerichtet werden“.

Doch obwohl es sich bei diesen Bestimmungen um klare Aussagen zugunsten der Errichtung der deutschen Schulen in den Dörfern handelte, ging die Entwicklung im Gegensatz dazu eher zaghaft voran. Erst im Jahre 1556 kommt es in Weilheim zu einer weiteren Dorfschulgründung. Danach ist erst

einmal für die nächsten 20 Jahre Ruhe auf dem Schulsektor, so daß das erste Synodusprotokoll von 1581 für den Kreis Balingen neben den drei Dorfschulen Balingen, Ebingen und Rosenfeld nur noch die beiden Dorfschulen Leidringen und Weilheim erwähnt.

Erst um 1586 kommt wieder Bewegung in die Schullandschaft: Die Einwohner von Truchteltingen „wellten gern ein Schulmeister haben, der entweder zu Truchteltingen oder zu Taylflingen Schul hielt, das ihre Kinder in schreiben und lesen möchten unterrichtet werden“. Darauf antwortet der Spezialsuperintendent, der „der Sache nachgefragt“ hat, das sie (die Schule) zu Thailfingen am bequemsten mag angerichtet werden, in Bedenkung, das die zweien flecken Onstmettingen und Pfeffingen, Ire Kinder mit guter gelegenheit auch dahin schicken kynden“. Ein Jahr später ist dann die Schule in Tailfingen „eingerichtet“, der Schulmeister, wie es heißt „neuerlicher Zeit aufgezogen“.

In Dürrwangen liegt der Fall anfangs ähnlich. Die Einwohner bitten, „es mechte auch da ein Schul angerichtet werden“. Doch als sie erfahren, „das sie dem gemeinen Seckel etwas zur Unterhaltung des Schulmeisters zuschießen müßten, ziehen sie wieder hinter sich...“ Aber auch schon vermeintlich etablierte Schulen hatten ihre Schwierigkeiten, wie das Beispiel Weilheim zeigt. Hier wird 1586 der Ruf nach einer Schule wieder laut, da die 1556 gegründete, vermutlich nach dem Tod des Schulmeisters, 1582 eingegangen war, „den sonst wachse die Jugend wie das Vieh auf, und werde in 5 oder 6 flecken nit ein Person finden, die schreiben und lesens berichtet seye“. Doch erwies sich die Sache als nicht ganz unproblematisch. 1588 scheitert der erste Versuch einer Schulneugründung kläglich: „der Schulmeister im Filial Weilheim zeigt an, das er diesen Winter nur 3 Schüler gehabt, wollen die Gerechtigkeit Irer Schul... nit vorhanden lassen und könnens doch nicht erhalten. Und diweyl der Schulmeister ein Letzkopf (Querkopf) weren sie seiner auch gern ledig“. Angesichts dieser Querelen verläßt der Schulmeister auch bald den Ort. Erst einem erneuten Versuch 1590 mit einem anderen Schulmeister ist der gewünschte Erfolg beschieden. Der Schulmeister „hatt sie (die Schule) fein in Gang gebracht“, ist im Synodusprotokoll desselben Jahres zu lesen. Letzlich werden noch in Endingen (1586) und in Erzingen (1589) Schulen, d. h. besser gesagt schulischer Unterricht bezeugt.

Der Pfarrer von Endingen „halte auch den Winter über Schul“. In Erzingen wird ein Schulmeister, der zugleich auch Mesner ist, erwähnt, der aber „nit zu underrichtung der Jugendt (tauet), wie er sich anfangs erzeigt. Wellen doch Ihm vollent die Jar zusehen“. Doch scheinen diese beiden letztgenannten Schulen nicht allzu lange bestanden zu haben. In den darauf folgenden Jahren werden sie nie mehr erwähnt, scheinen also kurz nach der Eintragung wieder eingegangen zu sein.

War also bis zum Jahr 1590 zu den schon bestehenden Schulen nur eine weitere in Tailfingen dazugekommen, so ist jetzt bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges eine kontinuierliche Ausbreitung der Dorfschulen zu beobachten. Bis im Jahr 1601 kommen mit Bickelsberg, Winterlingen und Ostdorf drei weitere hinzu, wie das Kirchenvisitationsprotokoll belegt. 1602 folgt eine weitere Schulgründung in Onstmettingen. 1603 wird eine Schule in Dürrwangen eingerichtet.

Auch kleinere Dörfer bemühen sich jetzt um die schulische Unterweisung der Jugendlichen. So richtet Engstlatt im Jahr 1605 eine Schule ein, die aber bald wieder eingegangen ist. Auch die Erzinger Bevölkerung treibt die Einrichtung einer Schule voran. Da heißt es: „Es hat in diesem Flecken eine große Jugend... were gut, das man ein Schul einricht“. In den darauf folgenden Jahren (1612) vollzieht sich der Ausbau des Dorfschulwesens im Kreis Balingen. Das Synodusprotokoll des Jahres 1612, das letzte vor dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges, weist ein fast lückenloses Schulnetz auf. Von den 30 Dörfern des Kreises haben 20 eine eigene Schule; nur sehr kleine Dörfer sind noch schullos.

Doch darf man sich über die Art dieser kleinen Dorfschulen keine Illusionen machen. Vor allem bei den um 1600 neugegründeten, handelt es sich um äußerst instabile Einrichtungen mit eher informellem Charakter und dabei ausschließlich um Winterschulen.

Im Gegensatz dazu wird in den Stadtschulen das ganze Jahr Schule gehalten, wenn es die Umstände erlaubten. Daß dies nicht immer der Fall war, deutet ein Zitat aus Rosenfeld von 1605 an. Da wird über den Schulmeister gesagt: „Hat durch den Winter 37 Knaben und 14 Töchterlein instituiert, jetz nur noch 8 Schüler, sommerzeiten werden die Kinder zum Gschefft braucht“. Zusammenfassend findet sich somit die in der Literatur mehrfach vertretene These von der Reformation als „Bildungsbewegung“ auch im Kreis Balingen im Bereich des Volksschulwesens bestätigt, wie auch ein vergleichender Blick auf die katholische Seite des Kreises zeigt: Im Jahr 1621, als das evangelische Schulwesen des Kreises, wie wir oben gesehen haben, nahezu komplett war (von 30 Dörfern haben 20 eine Schule), finden sich in den 17 katholischen Gemeinden ganze 3 Schulen, nämlich in Binsdorf, Geislingen und Schömburg. Hier bringt erst die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg mit 3 weiteren Schulgründungen, und dann vor allem das 18. Jahrhundert eine ähnliche Dichte des Schulwesens hervor. Erst zu Ende des 18. Jahrhunderts ist im katholischen Teil des Kreises eine ähnliche Ausbreitung der Volksschulen zu verzeichnen, wie im evangelischen Teil zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges.

Doch muß die Einschränkung gemacht werden, daß der „Schub in der deutschen Schul- und Bildungsgeschichte“ nur „mittelbar eine Folge der Reformation“ war (Moeller), da das Hauptinteresse der Reformation, wie es sich in den Schriften führender Reformatoren widerspiegelt, vor allem der höheren Bildung, also Lateinschule und Universität, galt, denn „wo nicht die Sprachen bleiben, da muß zuletzt das Evangelium Untergehen“ (Luther). Doch machte die durch die Reformation veränderte Stellung der Kirche zu den Gläubigen, Beherrschung bestimmter Fähigkeiten, hauptsächlich des Lesens, als Schlüssel zur Quelle des Glaubens nötig: „Das Lesenkönnen – eine Bedingung des Heils“, die nur durch die schulische Unterweisung aller Teile des Volkes gewährleistet werden konnte. Somit war der Aufbau eines Volksschulwesens „... für die feste Verankerung der neuen Lehre eine Lebensfrage“ (Aubin/Zorn).

Niedriges Habichtskraut

Hieracium humile



Die Habichtskräuter sind eine der formreichsten Gattungen. Allein auf unserer Südwestalb finden sich über 50 verschiedene Arten. Ihre Bestimmung ist eine Wissenschaft für sich und wurde von Karl Bertsch (gebürtig von Dormettingen), Rebholz in Tuttlingen und vor allem durch Prof. Herman Zahn (Karlsruhe, gest. 1940) bearbeitet. Heute soll hier das Niedrige Habichtskraut eine Würdigung erfahren, von dem es wenige Variationen gibt. Sein Name (Niedriges H.) sagt schon aus, daß der Stengel hin- und hergezogen ist, oft vom Grunde an gabelständig, meist 2-, selten 9-köpfig. Eine grundständige Blattrosette ist zur Blütezeit im Juli/August vorhanden. Die unteren Blätter sind gestielt, die oberen ungestielt. Auf den Lochenfelsen leuchten die großen gelben Köpfchen, die sich mit dem Anbruch der Nacht schließen. Fritz Scheerer.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen

Jahrgang 27

31. Oktober 1980

Nr. 10

Eine geologische Wanderung vom oberen Neckar auf die Balingen Berge

Von Fritz Scheerer

Unsere engere Heimat ist ein breiter Ausschnitt aus der Stufentreppe, die sich von den Gäuplatten des oberen Neckars bis auf die Balingen Berge und die Hochalb erstreckt. Ein beachtlicher Höhenunterschied wird hier von den Treppenstufen überwunden (Sulz am Neckar 443 m, Plettenberg 1005 m). Der Anstieg zur Albhochfläche erfolgt hier in drei Hauptstufen: vom tiefeingeschnittenen Neckartal zur Lettenkeuperebene, über die Keuperwaldberge zum Albvorland des Kleinen Heubergs (mit etwa 100 m) und dann zur Großstufe des Albtraufs, der in steilen Waldschluchten bis 350 m aufsteigt und mit felsengekrönter Stirn herniederschaut. Dazwischen schieben sich kleinere Stufen ein und ergeben sich verschiedene Übergänge. Eine Wanderung über diese Schichtstufentreppe soll einen Überblick über die verschiedenen Stufen vermitteln.

Der Muschelkalk

Beginnen wir unsere Wanderung in der Gegend von Sulz am Neckar, das im mittleren Muschelkalk liegt und schon durch seinen Namen an die frühere Salzgewinnung erinnert. Die Steinsalzlager sind längst abgebaut. Ob sie schon den Römern, die auf der Höhe ein Kastell hatten, bekannt gewesen sind, ist nicht mehr festzustellen. Auf dem Markt haben ursprünglich die Sudpfannen gestanden, später wurden sie auf den „Unteren Wöhrd“ verlegt. 1839/40 wurde bei Bergfelden ein Bohrloch niedergebracht und von dort die Sole ins Sudhaus Sulz geleitet. Die Sole wurde auch zu Badezwecken verwendet. Der Solebetrieb ist heute eingestellt.

Die Steilhänge des Neckartales sind ausschließlich dem Wald überlassen und werden durch den Hauptmuschelkalk gebildet: die Trochitenkalke, die Nodosusschichten und den Trigonodusdolomit. Die beiden ersteren sind infolge ihrer Verwendung als Schottermaterial an den Hängen des Neckartales erschlossen. Die etwa 30-35 m mächtige Stufe des **Trochitenkalkes** ist benannt nach ihrem charakteristischen Fossil, der Seelilie *Encrinurus liliformis*, deren runde, an den Rändern gekerbten Stielglieder (Trochiten, „Katzensteine“) besonders in den unteren Bänken das Gestein durchsetzen. In den Zwischenschichten sind sie seltener, treten dann im Hangenden wieder gesteinsbildend auf. Andere Versteinerungen sind *Lima striata* (Feilenmuschel), *Gervillia* („Gerippte Krummschalige“), *Myaphoria vulgaris* (Dreiecksmuschel), *Terebratula vulgaris* (Lochmuschel) usw.

Die **Nodosusschichten** bestehen aus dünnen Bänken eines blaugrauen Kalkes, die durch regelmäßig eingelagerte Tonschichten getrennt werden. Die Neigung der oft auffallend einem Backsteinmauerwerk gleichenden Schichten bedingt, daß hier die Böschungen flacher sind. Wer Glück hat, kann den namengebenden Ammonit der Schicht, den *Ceratites nodosus* finden. Die großen Steinbrüche bei Sulz an der Vöhringer Straße oder an der Hopfauer Steige erschließen das gesamte Profil. Oben mußte der Trigonodusdolomit einige Meter abgeräumt werden.

An den Hängen des Neckartales steigen über der etwas sanfteren Böschung der Nodosusschichten senkrecht aufragende, malerisch zerklüftete Felsenkanzeln und -nadeln empor, wie etwa der „Gähnende Stein“ bei Sulz. Bis zu 20 m emporstrebend blicken sie trotzig zu Tal. Ihr Gestein ist der **Trigo-**

nodusdolomit, ein asch- bis gelblichgrauer Dolomit. Im Eyachtal bei Haigerloch sind es die isoliert aus den Talhängen trotzig hervortretenden, malerisch zerklüfteten „Kapfe“, wie sie in der Haigerlocher Gegend genannt werden (Trillinger, Haigerlocher, Stettener Kapf). Von der frommen Bevölkerung sind sie öfters mit Kreuzen geschmückt. Sie sind nur von oben, von der Lettenkohlenebene aus zugänglich. Sie sind es, die dem unteren Eyachtal wie dem oberen Neckartal ein eigenartiges landschaftliches Gepräge verleihen. Infolge ihrer Neigung zur senkrechten Zerklüftung, die das Versickern des Regen- und Schneewassers erleichtert, sind sie an den Talrändern herausmodelliert. Charakteristisch für diesen Dolomit sind auch zahlreiche Erdfälle, die zum Teil hintereinander aufgereiht sind, das auf unterirdische Wasserläufe hinweist.

Die Keuperberge und -täler

Wo der charakteristisch rötlichbraune Verwitterungsboden des Trigonodusdolomits einer mehr gelblichgrau gefärbten Ackerkrume Platz macht, zeigen Sandsteinbrocken im Boden an, daß die **Lettenkohle**, der Lettenkeuper, erreicht ist. Der einstige Namen Lettenkohle zeugt von unerfüllten Hoffnungen. Einzelne dünne kohlige Lager erweckten den Glauben, hier müßten reiche Kohlenlager zu finden sein. Schiefertone und Mergel mit wenig Kalk- und Dolomitbänken bilden die Hauptmasse der Lettenkohle neben dem Lettenkohlsandstein, der mitten in der Lettenkohle auftritt. In den Sandsteinen finden sich Schachtelhalme (*Equiseten*).

Die Sandsteine, die bis 6 m mächtig sind, sind sehr feinkörnig und sind gelbgrau gefärbt. Das Material der Fratzenköpfe und Drachen an der Sulzer Kirche aus der Zeit ihrer Erbauung (1513-1516) stammt aus der Lettenkohle.

Aus den Pflanzenresten glaubte man schließen zu können, daß wir in der Lettenkohle durchweg Sumpf- und Dschungellandschaft vor uns hätten, in der große Saurier sich herumwälzten. Aber die vielen Kalk- und Dolomitbänke führen reine Meeresmuscheln und Grünsand, der nur im Meer entsteht. Die Lettenkohle ist also größtenteils im Flachmeer entstanden. Zeitweise waren auch große Strecken trockengelegt. Der Sand kam vom Vindelischen Gebirge im Südosten. Meeresströmungen haben ihn abgesetzt, so daß seine Mächtigkeit verschieden ist.

Zu einem großen Teil ist die Lettenkohle von **Löß** und **Lößlehm** überdeckt. Das Material hierzu dürfte aus dem Rheintal hergeweht und im Windschatten abgelagert worden sein. In den Gruben der Vöhringer Ziegelei ragen an einzelnen Stellen seine braungelben Wände bis 3 m auf. Die Böden mit Löß liefern hier die besten Ernten. Auf der Lettenkohlenebene finden sich daher eine Reihe von Siedlungen (Renfrizhausen, Bergfelden, Vöhringen, Wittershausen, Sigmarswangen, Bochingen).

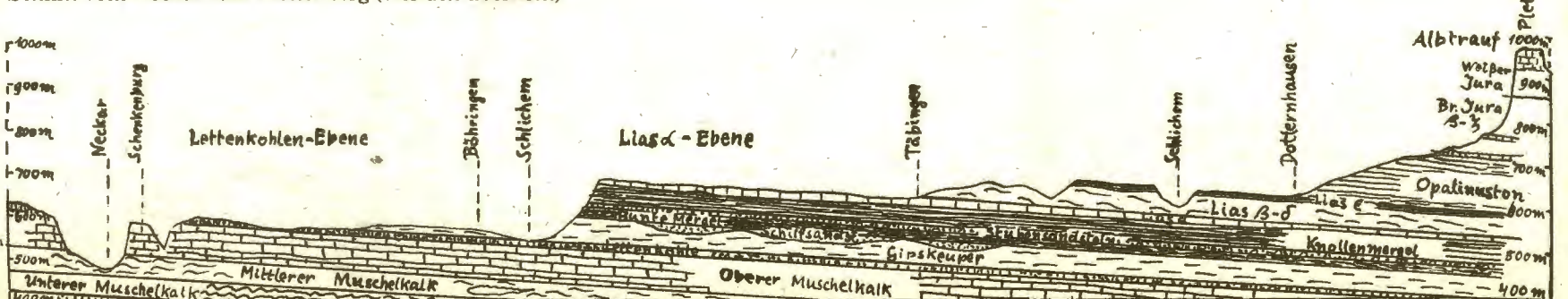
Steigen wir vom Neckartal empor, so dehnt sich vor unseren Augen die fruchtbare Ebene der Lettenkohle, die im Osten umrandet wird von den Keuperebenen, die durch die Wasserläufe zerschnitten und gegliedert sind. Nur die verschiedenen Sandsteinhorizonte setzen der Abtragung einen kräftigen Widerstand entgegen, während in den weichen Keupermergeln jeder Wolkenbruch metertiefe Rinnen zu reißen vermag. Der Keuper erhebt sich fast allgemein bewaldet über der Lettenkohlenebene. Der Aufstieg von der Gäuplatte der Lettenkohle ist hier zu einem 7 km breiten Waldhügelland an der Stunz mit den malerischen Klöstlein Kirchberg und Bernstein auseinandergezogen. Über der fruchtbaren, fast durchweg landwirtschaftlich genutzten Lettenkohlenebene erheben sich, mit zunächst flachem, dann steilem Anstieg, die in der Regel mit Wald bewachsenen, schluchtreichen Berge des Keupers. Mit 60-90 m bilden die **Gipsmergel** die mächtigste Keuperschicht. Bis in die jüngste Zeit konnte er in Brüchen bei Bochingen, Bergfelden und im Mildersbachtal in seinem Profil beobachtet werden. Der Gips darin ist weiß bis schmutziggelb, auch fleischfarbig, wohlgeschichtet, manchmal gefaltet. Auslaugung hat oft zur völligen Entfernung der Gipslager geführt. Die Hauptmasse des Gipses stammt vom Meer, das immer wieder in die flache Senke von Südwesten her vorstieß, während die Mergel zum Teil vom Wind verfrachtet sind.

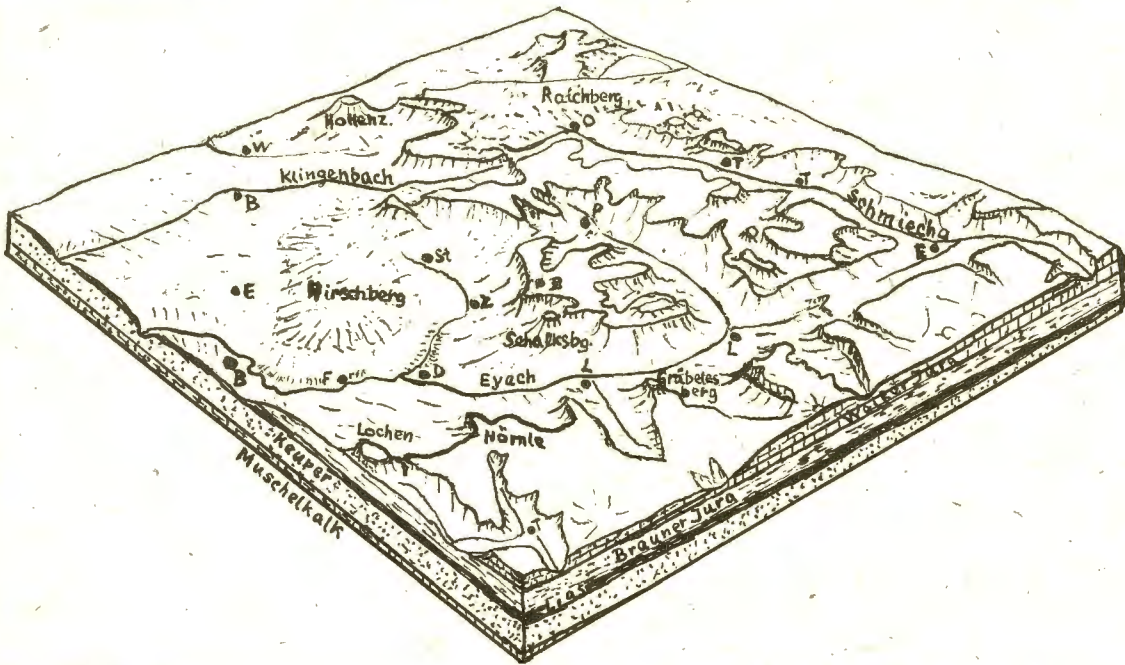
Der darüber lagernde **Schilfsandstein** ist sehr ungleich entwickelt. Bei Bergfelden ist er 1 - 2 m mächtig, dagegen bei Renfrizhausen 30 - 40 m und bildet eine deutliche Stufe. Bei Renfrizhausen wurde er früher in zahlreichen Brüchen abgebaut. Die feinkörnigen Sandsteine von graugrüner bis rötlichgrauer Farbe waren geschätztes Baumaterial. Seinen Namen verdankt er großen Schachtelhalmen.

Über der Schilfsandsteinplatte erheben sich mit steilem Anstieg die **Bunten Mergel**. Sie erreichen rund 30 m Mächtigkeit. Die Mergel bestehen aus grauen, grünen, violetten, vorwiegend aber aus rotbraunen Mergeln („Rote Wand“). Schön erschlossen sind sie an der Eyach unterhalb des „Kühlen Grundes“.

Darüber steigt der **Stubensandstein** auf. Er hat eine fast regelmäßige Mächtigkeit von 15 - 20 m und ist ein weißer grobkörniger Sandstein, der als Fege- und Streusand (für Stuben, Name!) verwendet wurde. Viele Sandgruben waren angelegt. Zahlreiche

Schnitt vom Neckar zum Plettenberg (vierfach überhöht)





Blockbild mit heutigem Entwässerungsnetz. Die Eyach greift weit hinter den Albrand und hat ihn tief zerschnitten.

woherhaltene Saurierreste wurden in ihm gefunden. Den Krokodilen ähnlich war die Löffelschnauze *Myriosuchus*, ein Bewohner von Flüssen und Seen, von der Fundstücke aus dem Kühlen Grund im Balingen Heimatmuseum liegen.

Der über dem Sandstein liegende **Knollenmergel** ist ein berühmter Baugrund für Häuser und Straßen wegen seiner Neigung zu Quellungen und Rutschungen. Im Feld- und Wiesengelände fällt er auf durch seine unruhige, wellige oder auch kissenförmige Oberfläche (s. Heimatk. Blätter 1979 S. 213). Überall kommen bei ihm Bodenverlagerungen vor. Die Bäume zeigen ein „Knie“ oder stehen windschief (unterhalb Rosenfeld, im Eyachtal und Wertenbachtal). Er ist teilweise bis in den Gipskeuper hinabgewandert. Den Namen verdanken diese Mergel den kleinen rötlichen Kalkknollen, in denen sich ihr Kalk zusammengezogen hat. Die Mergel sind nicht sehr fruchtbar, deshalb meist nur Wiesenland oder Weide.

Auf den Knollenmergeln liegt manchmal eine dünne Sandsteindecke, der Silber- oder **Rhätssandstein** (Stadtühle bei Balingen, bei Täbingen, zwischen Bergfelden und Heiligenzimmern „Dickeberg“). Mit dem Rhät drang das Weltmeer bei uns ein.

Die Pflanzenwelt des Keupers paßt sich dem Boden an. Die Sandsteine tragen eine ähnliche Flora wie der Buntsandstein des Schwarzwaldes: Roter Fingerhut, Besenginster, Heidekraut, Heidelbeere. Die breite Entwicklung der Waldberge vor allem an der Stunzach (7 km) hängt aber auch vielfach mit der tektonischen Lagerung zusammen. Im Schutz des Brittheimer Grabenbruches sind Liasstreifen in tieferer Lage erhalten (nordöstlich Brittheim). Die Bergkuppe der Loretokapelle verdankt einer kleinen Grabenscholle die Erhaltung ihrer Liasplatte und ihrer Herauspräparierung als Einzelberg. Die Fließchen wie die Stunzach sind tief in den Stufenrand des Kleinen Heubergs vorgedrungen und haben den darunter liegenden Keupermergel in geräumige Talbuchten ausgeräumt (Stunzach-, Eyach-, Schlichembucht), die als Siedlungsflächen genutzt wurden (Bubenhofen und Oberowing, beide abgegangen, Zimmern u.d.Burg). Von den abgegangenen Siedlungen blieben teils Mühlen übrig (Anhausen-Böllatmühle, Stunzachtal, Bubenhofer Tal), die aber heute größtenteils stillgelegt sind.

Das Albvorland

Wie eine schildförmige Bastei mit weit nach Nordwesten vorspringender Spitze schiebt sich in die Waldberge der Kleinen Heuberg. In der Einfassung des Waldsaumes liegt ein Kranz großer Dörfer. Zwischen ausgedehnten Ackerplatten liegen bastionartig in das Keuperland vorgeschobene Liasplatten wie Binsdorf und der Obere Homburger Hof, beide weithin sichtbar. Der Brittheimer Wasserturm erlaubt einen herrlichen Rundblick.

Wo das Waldland der Keuperberge von ausgedehnten Feldfluren überragt wird, wo stattliche Siedlungen auftreten hat der Lias den Keuper abgelöst. Wo die bunten Farben der Tone und weißen Sandsteine durch dunkle Tone und Kalke ersetzt werden, sind wir aus festländischen in marine (Meeres-) Ablagerungen übergetreten. Hier sind im Gegensatz zum Keuper eine Menge Versteinerungen zu finden. Schon die dunkle Bodenfarbe weist auf Leben hin. Bitumen (organische Stoffe) und Schwefelkies färben die Gesteine dunkelblaugrau. Eine neue Zeit beginnt hier mit dem Auftreten von Juraammoniten.

Dicht über dem Keuper dehnt sich die Ackerplatte, in der zur Sommerzeit im lichten Gelb Kornfelder aufleuchten. Im erhöhten Kernraum findet sich das lichte Grün der Wiesen, in deren Mitte der lange, grüne, dunkle Waldstreifen mit seinen vereinzelt Höfen den flach gewellten Schild des Kleinen Heubergs bedeckt mit oberem Lias, den Ölschiefern des Lias ϵ , die sich unmittelbar vor dem Anstieg des Braunjura ausbreiten. Die Ebene im ersten Fall bilden harte Kalke oder Sandsteine, während es beim Ölschiefer dicht gepackte Schiefertone sind, die gegen Verwitterung und Abtragung widerständig sind und daher eine zweite Stufe bilden.

Die stufenbildende Schicht des **untersten Schwarzen Jura** (Lias α) ist nur etwa 20 m mächtig und beginnt mit einer dunklen Kalkbank, den Psilolithen, und wird überragt von dunklen Tonen. Das Leitfossil ist *Psiloceras planorbis* (das plattscheibige Glatthorn). In die darüber folgenden Tone (Schwächel) schieben sich feinkörnige Sandsteine ein, der Angulatussandstein oder Buchstein. Man nennt ihn so wegen der buchartigen Schichtung und Spaltbarkeit. Malbstein wird er genannt, weil er verwitternd einen mehlartigen Sand liefert. Früher war er als Baustein sehr beliebt und wurde deshalb in vielen Brüchen (Ostdorf, Engstlatt usw.) abgebaut. Den Namen Angulaten verdankt er einem Ammoniten (*Schlotheimia angulata*). Die Angulaten haben dicke, nach vorn gebogene Rippen, die daher auf dem „Rücken“ (eigentlich ist es die Bauchseite) in einem spitzen Winkel (angulus = Winkel) aufeinander zulaufen.

Den Rest des Lias α über dem Kupferfels (rostbraune Verwitterung) bildet ein dunkler, sehr fossilreicher Kalk, der Arietenkalk, das Schneckenpflaster, der scharfe Geländekanten an den Rändern der tischebenen Hochfläche bildet. Viele Fossilien begleiten die Arieten, die Widderhörner: *Gryphaea arcuata* = Habichtsmuschel, *Nautilus*, *Belemnites*, *Seelilien* usw. Berühmt ist das „Schneckenpflaster“ (unzählige Habichtsmuscheln).

Mit ihrer niedrigen Höhe und ihrer teilweisen Verkleidung mit Lößlehm ist die Ostdorfer Platte das günstigste Bauernland des Kleinen Heubergs. Über den Randplatten des Unteren Lias erhebt sich mit einer weichen, aufgelösten Stufe der Oberstock des Kleinen Heubergs (schön bei Leidringen zu beobachten). Seine Sockelschichten bestehen aus den wenig widerständigen Tonen und Mergeln des **mittleren Lias**: Turneritone (β), Numismalmmergel (γ), Amaltheentone (δ). Berühmt sind in Gamma die Belemniten-schlachtfelder (belemnites = Wurfspeer) (s. Heimatk. Blätter Juli 1980) und in Delta die reizenden Zopfammoniten (*Amaltheus margaritatus* = beperltes Füllhorn).

Durch den **Posidonienschiefer** (ϵ) hat Schwabens Jura Weltruf erlangt. Nicht durch dessen Ölgehalt, der im günstigsten Fall höchstens eine Ausbeute von etwa 7 - 8 Prozent bietet, sondern wegen seiner reichen Saurierschätze. Den Namen verdanken die Schiefer der Poseidonmuschel (*Posidonomya Bronni*), deren kleine, hellen Schalen mit konzentrischen Rippen oft die Schichtflächen bedecken. Dem Ölgehalt verdanken die dicht gepackten Schiefer auch ihre Widerständigkeit gegen Verwitterung und Abtragung. Deshalb sehen wir sie an Hohlwegen, Talkanten, Wasserrissen als Felsband heraustreten und in den Bächen Wasserfälle bilden (Schlichem oberhalb Schömberg). Für das Portlandzementwerk Dotternhausen werden die Schiefer zur Zementherstellung ausgebeutet.

Der feine Schlamm, sein Gehalt an Bitumen bedingen eine vorzügliche Erhaltung der Fossilien. Man kennt so Tintenfische mit Mantel, Kopf, Fangarmen mit Häkchen, Tintenbeutel. Prächtig sind die ganz erhaltenen Seelilien. Schöne Stücke von Fossilien werden im Schieferbruch von Dotternhausen gehoben. Bekannt ist Holzmaden. Fische sind vollständig erhalten, nur stark zusammengepreßt. Die Mehrzahl gehört zu den Schmelzschuppen. Am berühmtesten sind aber die Saurier. Der *Ichthyosaurus* hat sich zum Beherrscher der Meere entwickelt. Völlig plattgedrückte Baumstämme oder in allen Feinheiten erhaltene Farnblätter verraten ein nahes Land. Als „Gagat“ oder „Jet“ sind konzentrierte Bitumen überliefert.

Das letzte Glied des Lias entzieht sich weitgehend der Beobachtung. Es sind die **Jurensis-Mergel**, die in der Regel vom Gehängeschutt überdeckt sind. Bei Heselwangen, am Etzelbach, bei Schömberg sind sie zum Teil erschlossen und kommen Ammoniten zum Vorschein. Bei *Lytoceras jurensis* (*lytos* = gelöst, *ceras* = Horn) außerordentlich reich gegliedert! Das Meer muß bei der Entstehung dieser Mergel sehr flach gewesen sein. Die Mächtigkeit schwankt sehr stark, $\frac{1}{2}$ - 6 m, bei uns dürften sie über 3 m nicht hinausgehen.

Die Stufenfläche der Posidonienschiefer und der Jurensismergel ist eine flachwellige Ackerplatte und war als Siedlungsraum nicht so sehr begehrt, wie die untere Liasplatte. Von den großen Siedlungen liegen nur Bisingen, Engstlatt, Heselwangen, Dormettingen und Schömberg auf ihr. Der Teil der Ölschieferplatte um den Hardtwald (=Weidewald) wird von jüngeren Höfen und Gutsbetrieben genutzt, die auf den Randteilen der alten Markungen angelegt wurden. Die Markungen der alten Siedlungen greifen von allen Seiten mit langen Zungen (Täbingen, Leidringen usw.) in den zentralen Teil des Oberstocks hinauf, der im Mittelalter als Weide und einmähdige Wiesen in Heufeldern und Heubergen diente. Er war Ergänzungsraum für die Viehhaltung der Dörfer.

Der Kernraum der Ölschieferplatte (678 m), der Hardtwald, besteht schon aus Braunem Jura, dem Opalinuston. Im Wasserscheidegebiet ist er der Abtragung entgangen. Er wurde dem Wald überlassen.



Blick zur Lochen (vor etwa 50 Jahren)

Der Albsaum

Der Schwarze Jura bildet das Albvorland mit seinen fruchtbaren Feldern (Lias und), wenig Wäldern und zahlreichen Siedlungen. Im Gegensatz dazu sind die Albvorberge (Hirschberg) und der steile Hang des Albraufes reich an Wäldern und Wiesen, arm an Siedlungen und Feldern. Sie sind das Reich des **Braunjura**. In ihm herrschen mächtige Tonmassen vor, die der Abtragung wenig Widerstand leisten. Sie sind durch Sandsteine unterbrochen, die je nach ihrer Mächtigkeit und Widerständigkeit Terrassen bilden. Zwischen dem Eyachtal und dem Zillhauser Bach ist ein wiesen- und waldreicher Höhenzug, der Hirschberg, erhalten geblieben, der im Höchst 803 m erreicht. Die Deckschichten des Weißjura sind abgetragen. Nur im Geißberg bei Engstlatt (791 m) ist noch die Verbindung mit dem Hundsgraben (931 m) einigermaßen vorhanden. Sonst blieb nur ein unruhiges Bergland übrig, das ganz aus dem 300 m mächtigen Schichtpaket des Braunjura aufgebaut ist.

Über der Ölschieferplatte, die das Eyachtal begleitet und bei Frommern unter diesem untertaucht, erhebt sich ganz sanft anschwellend die unruhige Hügellandschaft, der etwa 100 m mächtige **Opalinuston** (Braun). Er ist wenig widerstandsfähig gegen die Abtragung, neigt zu Rutschungen. Die dunklen, fetten Tone liefern einen schweren, nassen Boden. Bei der Frommerner Ziegelei werden die Tone abgebaut. Erst in den obersten 20 m werden die Tone sandiger. Sie bilden dann in den Bächen harte Bänke, über die das Wasser stürzt, „Wasserfall-schicht“ (die Eyach bei Laufen, die Schlichem unterhalb Hausen am Tann). Unterhalb Zillhausen springt der Büttelbach in einem 24 m hohen Sturz über die Wasserfallschichten und hat einen großartigen Gumpen, den schon Rösler als das „Wunderloch“ beschreibt, in den weichen Opalinustonen ausgestrudelt.

Die harten Bänke werden schon Braun β , dem Eisensandstein, zugerechnet, der in der Ostalb einst abgebaut wurde (Wasseraufgänger). Die **Personaten-sandsteine** (nach den Pecten personatus so genannt) bilden an den Hängen ebene Leisten und springen zwischen den Tälern als steile Nasen vor, so die Basteien des Hirschbergs, des Goldersbergs und des Hörnle östlich Heselwangen.

Die eigentliche Hochplatte des Hirschbergrückens wird von den widerständigen **Blaukalen** des Braunjura zusammen mit den noch härteren oolithischen Kalksandsteinbänken des Braunjura Delta gebildet („Gäbel“, „Stelle“ bei Zillhausen), die teilweise als Ackerflächen genutzt werden oder wurden.

In den Tonen von Delta findet man größere Belemniten, in den Kalkbänken Hahnenkammastern. Beuren bei Hechingen liegt auf einer breit vorspringenden Stufe, die durch Braundeltakalke bedingt ist.

Im obersten Braunjura überwiegen die Tone (ϵ und Zeta). Wasserdurchtränkt neigen vor allem die **Ornatentone** zu Quellungen und Rutschungen und verraten sich auch durch die Sumpfflora. Das Hangende gelangt leicht ins Gleiten (Hundsgraben-Nordhang, Plettenberg-Südhang und in jüngster Zeit am „Stich“), da sich die Tone voll Wasser saugen und von dem darüberliegenden Weißjura ausgequetscht werden. Welliges Gelände, Tümpel und saures Gras, Binsen, Schachtelhalme und Erlern kennzeichnen diese Zone. Sie verursachen auch die großen Bergstürze (s.oben) wie am Ortenberg oder am Plettenberg 1851, 20 Jahre später bei Schlatt und am Backofenfelsen usw. Durchweg sind es dunkle, fette Tone mit einer Zwergfauna, reich an Ammoniten.

Der Weiße Jura

Aus dem lichten Grün der Buchen und aus den dunklen Nadelwäldern leuchten an der Steilkante blendend weiße Gesteine der Felsenkränze und der zahlreichen Rutschen. Der vom Neckarland her als geschlossene Mauer erscheinende Albrauf löst sich bei uns, wenn man in ihn eindringt, in ein tief zertaltes, wenig übersichtliches Bergland auf. Die Auflösung des Traufs ist bei uns besonders weit gediehen. Die Talbucht der Eyach und das Schlichemtal werden von ihnen bewacht. Bis hinüber zum Schwarzwald grünen der breitgelagerte Plettenberg, der wuchtige Schafberg, die runde, felsgegrütete Kuppe der Lothen mit ihren vorgeschichtlichen Siedlungsresten, das langgestreckte Hörnle, der massige Felsklotz des Gräbesbergs mit seinen vorgeschichtlichen Befestigungen, die Felsrippe der Schalksburg, der weit ins Land hinausleuchtende Böllat und der gratartig verzweigte Hundsgraben. Tief haben sich Schlichem, Eyach und Starzel in den Albkörper hineingefressen. Der unterste Weißjura ist bereits der Träger der Donau-Rhein-Wasserscheide zwischen Schmiede und Eyach (742 m) und zwischen Bära und Schlichem (801 m). Bahn und Straße führen bei Ebingen auf volle Paßhöhe.

Weißjura α : Der Übergang von den Ornatentonen zu den Weißjura-Mergeln fällt kaum in die Augen, da er meist durch Schutt verdeckt ist. Der Armkiemer *Terebratula impressa* hat den Mergeln den Namen

gegeben (**Impressamergel**). Auch kleine verkieselte Ammoniten, in Brauneisen umgewandelt, sind häufig. Die häufigsten Weißjuraammoniten gehören zur Gruppe der Perisphinkten (sphingein = umgürten, umschürren, peri = um herum) mit deutlich gegabelten Rippen. Im Lochengründe ist ein reiches Tierleben festzustellen, so daß es zu einem Dorado für Versteinerungen wurde. Schon in den Mergeln beginnen die Riffbildungen.

Über den Mergeln ist die wahre, senkrechte Steilkante unserer Berge erreicht. Die **wohlgeschichteten Kalke** von Weiß β liegen hier Bank für Bank so dicht aufeinander, daß spülendes Wasser kaum Angriffspunkte findet, nur die fortrutschende Unterlage reißt im Sturz ganze Partien mit sich („Rutschenfelsen“), Felsenmeere am Fuß des Lochenhörnle und am Plettenberg. Weiß leuchtet da die Stirn ins Land hinaus. Stärker aber noch lenken die ungeschichteten Schwammstotzen das Auge auf sich, die in stotzigen Gebilden dem Zurückschneiden des Albkörpers noch weit mehr widerstehen (Lochenstein, Schafberg, Schalksburg usw.)

Der große Bruch des Dotternhauser Zementwerkes auf dem Plettenberg zeigt die streng regelmäßig

gelagerten Bänke prachtvoll. Unmittelbar daneben ist die Bergkante massig aufgebaut, darunter am Hang ein gewaltiges Blockmeer. Lochenhörnle (956 m) und Schalksburg (911 m) mit Böllat flankieren als machtvolle Torwächter den Austritt der Eyach aus dem Gebirge. An der Hossinger Leiter mußten die Sturzmassen mit Leitern überwunden werden.

Auf den Feldern des Lochenhörnle auswitternde Schwämme deuten die fast ausschließliche Vorherrschaft dieser Tiergruppe an, die einst im Jurameer als Riffe schneller heranwuchsen wie die normal gebankten Kalke. Ein reiches Tierleben beweisen die vielen Arten der Versteinerungen (Ammoniten, Belemniten, Lochmuscheln, Seeigel usw.). Die ganze Fauna mit ihren vielen Kopffüßlern spricht für ein tieferes Meer (etwa 200 m). Während im Vorland und in den Albrandtälern der Trauf und die hohen Talwände das Blickfeld beengen, ist die hinter den Bergen anschließende Hochfläche bei Bitz, beim Ebinger Schloßfels und bei Meßstetten (Weichenwang) usw. die Landschaft der weiten Horizonte. Hier spannt sich der Himmel höher und weiter, an sichtigen Tagen kann von diesen Höhen im Süden die ferne lichte Kette der Alpen geschaut werden.

Das Schicksal des jüdischen Lehrers von Haigerloch im Dritten Reich

von Dipl.-Päd. Adolf Klek, Schulrat, Balingen

Ein Bittbrief der verzweifelten Ehefrau

Beim Aussortieren von Personalakten längst verstorbener Lehrer im Staatlichen Schulamt zur Übergabe an das Staatsarchiv blieb der Blick in der zunächst unauffälligen Aktenmappe eines Lehrers Gustav Spier von Haigerloch an einem Brief hängen. Er trug keinen amtlichen Aufdruck und war mit großen Zügen in deutscher Handschrift geschrieben. Sein Wortlaut:

Haigerloch, d. 20. 11.

Herrn Kreisschulrat, Hechingen

Vielmals um Entschuldigung bitte ich, wenn ich Sie, sehr geschätzter Herr Kreisschulrat, mit meinem Schreiben belästige. Ich bin verzweifelt, ich weiß nicht, an wen ich mich wenden sollte, als an den Vorgesetzten meines Mannes. Darf ich mir die ergebene Frage erlauben, ob Herr Kreisschulrat irgend etwas über meinen Mann gehört haben?

In ergebener Dankbarkeit

Hertha Spier

Was war hier vorgegangen? Weshalb mußte die Lehrersfrau nach einem Lebenszeichen ihres Mannes fragen? Warum konnte sie sich in ihrer Not nur an den Schulrat wenden? Weshalb gab sie beim Datum ihres Briefes keine Jahreszahl an? Es reizt den heutigen Leser, diesen Brief in einen erklärenden Zusammenhang stellen zu können. Das vorausgehende Schriftstück in der Mappe hilft weiter.

Hier berichtet Frau Spier am 11. 11. dem Kreisschulrat (wieder ohne Jahreszahl): „Mein Mann, Lehrer Gustav Spier, ist gestern früh mit einer Anzahl anderer Mitglieder unserer Gemeinde, in Haft genommen, wie ihm eröffnet wurde, zu seinem persönlichen Schutz. Mein Mann läßt Herrn Kreisschulrat bitten, seine Entlassung aus der Schutzhaft zu erwirken, damit der für Instandsetzung des arg beschädigten Schulzimmers samt Einrichtung, sowie für Wiederaufnahme des Unterrichts sorgen kann. Ferner läßt mein Mann Herrn Kreisschulrat bitten, mal das Schulzimmer in Augenschein zu nehmen“. Bei genauerem Studium der Personalakten stellt sich heraus, daß Gustav Spier Lehrer und Leiter der einklassigen jüdischen Schule und Vorbeter der jüdischen Gemeinde in Haigerloch war. Die Vermutung, die schreckhaften Erlebnisse von Frau Spier könnten in Zusammenhang stehen mit den Maßnahmen der Nationalsozialisten gegen jüdische Mitbürger in der sogenannten „Reichskristallnacht“ 1938, wird durch Nachforschungen in anderen Berichten und Dokumentationen bestätigt.

Was geschah in Haigerloch in der „Reichskristallnacht“?

In Paris hatte ein junger Jude, dessen Eltern kurz vorher aus Deutschland nach Polen ausgewiesen worden waren, einen deutschen Botschaftsrat erschossen. Die Nationalsozialisten, die seit ihrer Machtergreifung in Deutschland im Jahre 1933 durch Gesetze und Verleumdungspropaganda die deutschen Juden mehr und mehr bedrängten, organisierten daraufhin eine „spontane Volksempörung“. In der Nacht zum 10. November 1938 wurden überall im deutschen Reich Synagogen der israelitischen Kultusgemeinden in Brand gesteckt und Geschäfte von jüdischen Inhabern zerstört, wobei häufig die Schaufenster zu kristallartigen Splittern zertrümmert wurden. Die „Höhenzollerischen Blätter“ berichten über Vorgänge in Hechingen mit folgender Überschrift: Volkszorn zerstört Hechinger Syn-

agoge. Gerechte Vergeltungsmaßnahmen treffen das Judenpack.

In Haigerloch rückte in jener Nacht um 4 Uhr eine auswärtige Sturmabteilung der Partei (SA) mit etwa 50 Mann an. Was sie anrichtete, erfahren wir präzise aus dem Bericht des Regierungspräsidenten der Hohenzollerischen Lande in Sigmaringen an den Ministerpräsidenten in Berlin. Dieser Bericht vom 1. 12. 1938 trägt den Vermerk: Schnellbrief! Geheim! Daraus wörtlich: „In der ca. 1300 Einwohner zählende Gemeinde Haigerloch, wo etwa 160 Juden, in der Hauptsache Viehhändler und Wandergewerbetreibende, in geschlossener Siedlung wohnen, sind an sämtlichen jüdischen Häusern die Fenster zertrümmert worden, außerdem an einigen Häusern auch Scheiben an Haustüren und Fensterläden. Der Schulraum im jüdischen Gemeindehaus wurde völlig zerstört, ferner im gleichen Hause die Wohnungseinrichtung des jüdischen Lehrers, der dabei als einziger Jude Verletzungen davontrug, und teilweise die Kucheneinrichtung eines weiteren jüdischen Bewohners. In der Synagoge wurden ebenfalls die Fenster und Türen und die Inneneinrichtung zerstört, in dem daneben liegenden jüdischen Badhaus die Badeeinrichtung erheblich beschädigt. In Haigerloch wurden 10 männliche Juden, darunter der Lehrer, verhaftet und von der Staatspolizei dem Konzentrationslager Dachau zugeführt“ (Dok. Bd. 2, Nr. 298 b).

Die Geheime Staatspolizei hatte Anweisung gegeben, „tunlichst reiche Juden“ zu verhaften. Die Liste der Verhafteten aus Haigerloch enthält 1 Landwirt, 2 Viehhändler, 5 Kaufleute, sowie den Vorstand der Synagogengemeinde (ebenfalls ein Kaufmann) und den „Lehrer und Rabbinatsverweser“ Gustav Spier. Insgesamt wurden 25 000 Juden in Deutschland verhaftet. Ihre Freilassung wurde mit der Zahlung einer Buße in Höhe von 1 Milliarde Reichsmark durch die Juden deutscher Staatsangehörigkeit in Verbindung gebracht. Außerdem wurden den Juden verschiedene Rechte genommen.

Der Regierungspräsident konnte sich bei der Abfassung seines Berichts auf einen Lagebericht des



Das Gebäude des heutigen Spar-Lebensmittelgeschäftes war die Synagoge im Judenviertel „Haag“ in Haigerloch (rechts im Bild).



Heutige Ansicht des Gebäudes „Im Haag“ in Haigerloch, in dem die jüdische Schule und die Lehrerwohnung untergebracht war (letztes Haus links).

Kreisschulrats von Hechingen stützen, der das Ausmaß der Schäden selbst in Augenschein genommen hatte. Wie der Kreisschulrat meldet, wird die jüdische Volksschule in Haigerloch derzeit von 9 Kindern besucht. Solange Lehrer Spier inhaftiert ist, könnten diese Kinder in die evangelische Schule des Ortes aufgenommen werden aber weil eine „geradezu feindselige Stimmung gegen die jüdischen Kinder“ unter den anderen Kindern im Ort herrscht, besteht dagegen sehr schwere Bedenken. Der Kreisschulrat schließt sich der Ansicht des stellvertretenden Bürgermeisters an: „... es wäre im Interesse der Schule wie der Gemeinde die beste Lösung, wenn Lehrer Spier aus der Schutzhaft entlassen würde.“ (Dok. Bd. 1, Nr. 279).

Die Haigerlocher Judengemeinde

Die geschlossene Siedlung der Juden in Haigerloch, die der Bericht des Regierungspräsidenten erwähnt, ist der Stadtteil „Im Haag“ mit etwa 30 Häusern. Der jüdische Friedhof, der am Fuße dieses Hanges liegt, grenzt an die Straße, die von Owingen auf Haigerloch nach dem Eisenbahntunnel zuführt. Ursprünglich bildeten die Juden eine eigene, selbständige Ortsgemeinde. Die verwaltungsmäßige Vereinigung mit der Stadt Haigerloch wurde 1837 verordnet; dabei erhielten die Juden auch staatsbürgerliche Rechte. Als religiöse Gruppe stellten sie nach dem Reichsgesetz von 1938 eine Kultusvereinigung mit dem Namen „Jüdische Gemeinde Haigerloch e. V.“ dar. Lehrer Gustav Spier gehörte 1939 zu den Vorstandsmitgliedern dieser Gemeinde. In ihr herrschte ein bemerkenswert reges Leben; im Jahre 1935 wurden zehn vereinsartige Gemeindegruppen gemeldet, darunter auch ein „Gesangsverein Liederkränz“. Die öffentliche israelitische Volksschule, die in Haigerloch existierte, war Anfang 1933 die einzige dieser Art in Hohenzollern. Sie wurde als Ein-Lehrer-Schule geführt, bestand also nur aus einer Klasse, in welcher alle Schuljahrgänge unterrichtet wurden. Mit der Stelle des Lehrers dieser Schule war die Stelle des Vorsängers in der israelitischen Kultusgemeinde organisch verbunden.

Die Person des Lehrers Gustav Spier

Gustav Spier war kein Einheimischer. Er wurde im Jahre 1892 in Zwestern im preußischen Regierungsbezirk Kassel geboren. Er besuchte das Jüdische Lehrerseminar in Kassel und ließ sich auch zum Kantor und Vorbeter ausbilden. Die vorgeschriebenen Prüfungen für Volksschullehrer legte er mit gutem Erfolg ab. Bevor er in den Lehrerberuf eintreten konnte, mußte er im Jahre 1912 für ein Jahr zum Militär. Als der erste Weltkrieg ausbrach, holte man ihn von seiner kleinen Ein-Lehrer-Schule an der Mosel zur Infanterie. Geehrt mit dem Frontkämpfer-Ehrenzeichen und dem Silbernen Verwundeten-Abzeichen schied er 1918 aus dem Dienst im Heer. Nach Jahren der Lehramtsstätigkeit in Westpreußen und in der Rhön kam Gustav Spier im Jahre 1924 nach Haigerloch. Im Jahre 1920 hatte er Hertha geb. Bloch geheiratet. Eine Tochter Ruth wurde den Eheleuten 1921 geboren, ein Sohn Julius Berthold 1925. Mehrere Versuche des Lehrers zum Wechsel an einen anderen Dienstort mit größerer Schule, so nach Nürnberg und Köln, sind in den folgenden Jahren gescheitert.

In Haigerloch war wegen sinkender Schülerzahl schon 1929 der Fortbestand der jüdischen Schule fraglich. In einer Mitteilung an den Kreisschulrat errechnet Lehrer Spier aber einen Anstieg in den nächsten 6 Jahren auf 18 Schüler insgesamt. Die durch die nationalsozialistische Judenverfolgung hervorgerufene Auswanderungswelle unter den Juden ließ es nicht dazu kommen. Sie führte wohl auch andersorts dazu, daß Gustav Spier trotz gün-

stiger Beurteilung durch den Schulrat bei Bewerbungen nicht zum Zuge kam.

Rückkehr aus der Schutzhaft, Auswanderungsversuch

Am 7. Dezember 1938 konnte sich Lehrer Spier beim Kreisschulrat aus der Schutzhaft zurückmelden. Wo er diese verbracht hat, wird stets verschwiegen. Das KZ Dachau wird nur im Bericht des Regierungspräsidenten nach Berlin genannt. Der Schulsaal in Haigerloch war zunächst noch polizeilich geschlossen. Die Judengemeinde mußte ihn wieder entsprechend herrichten. Erst am 21. 12. 1938 konnte dem Regierungspräsidenten die Wiedereröffnung der Schule gemeldet werden. Das darauffolgende Jahr 1939 wird ein recht bitteres für die Lehrersfamilie.

Am 1. 1. 1939 tritt die Verordnung in Kraft, daß Juden einen typisch jüdischen Vornamen zu führen haben. Wo das bisher nicht der Fall war, muß bei Männern der Zusatzname Israel, bei Frauen zusätzlich der Name Sara verwendet werden. Gustav Israel Spier erbittet im Februar 3 Tage Urlaub, der an den Osterferien wieder abgezogen werden kann. Er möchte in diesen Tagen seine 18jährige Tochter bis Hamburg begleiten. Sie wandert aus Deutschland aus. Die herzleidende Ehefrau ist leider nicht in der Lage der Tochter diesen Abschiedsdienst zu tun. Der Urlaub wird genehmigt.

Am 30. Juni 1939 berichtet der Regierungspräsident von Sigmaringen an den Reichsminister in Berlin, die öffentliche jüdische Schule in Haigerloch werde von ihren derzeit 5 Schülern in nächster Zeit zwei wegen Auswanderung und zwei wegen Wegzug verlieren. Er beantragt die Aufhebung der Schule. Abschließend schreibt er: „Der bisherige Lehrer wird demnächst auswandern und kann zunächst in den einseitigen Ruhestand versetzt werden“ (Dok. Bd. 1 Nr. 284). Tatsächlich wird die Schule zum 1. 10. 1939 aufgehoben. Lehrer Spier wird zum 30. Juli 1939 in den Ruhestand versetzt. Da er erst 47 Jahre alt und erst 20 Jahre im Schuldienst tätig war, bedeutet dies eine starke Verringerung seines Einkommens, von dem er mit seiner Frau und dem jetzt 14jährigen Sohn lebt.

Die Personalmappe des Schulamtes endet mit dem Erlaß über die Versetzung in den Ruhestand.

Bei Auswanderung aus Deutschland gingen alle Rechte auf Besitz und Vermögen verloren, auch auf Pensionsgelder. Die Finanzierung der Auswanderungsreise mußte durch ausländische Verwandte oder Freunde erfolgen. Durch den Kriegsbeginn verminderten sich die Möglichkeiten der Auswanderung. Aus Archivunterlagen läßt sich feststellen, daß Gustav Israel Spier mit Frau und Sohn nicht ausreisen konnten, sondern bei der großen Deportation der Juden aus Württemberg und Hohenzollern am 1. 12. 1941 nach Riga transportiert wurde, was für alle drei Glieder der Familie eine Reise in den Tod bedeutete.

Ein Opfer der „Endlösung der Judenfrage“

Nach Kriegsausbruch 1939 verschärften sich die Schikanen gegenüber der Juden noch mehr. Es gab befristete Ausgehverbote, Arbeitseinsatz, Einzug der privaten Radioapparate, weniger Zuteilung von Lebensmitteln, Ausschluß von der Versorgung mit Textilien und Schuhen, Entzug eines Telefonanschlusses und später auch Verbot des Benützens öffentlicher Fernsprechkablen, Zahlung von Sonderabgaben, Beschlagnahme von Wohnungen. Am 1. 9. 1941 zwang man die Juden, einen gelben Judenstern in Herzhöhe auf der Kleidung aufgenäht zu tragen. Ohne Sondererlaubnis durften sie keine öffentlichen Verkehrsmittel mehr benutzen.

Wie sehr dies Lehrer Spier zu schaffen machte, läßt sich nur ahnen.

Nach Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion im Juni 1941 ging Hitler mit seinen Gehilfen in der Lösung der Judenfrage von den bisherigen Maßnahmen zur „Endlösung“ über. Sie sah eine Ausrottung der jüdischen Bevölkerung im deutschen Machtbereich vor. Man fing an, die Juden in große Arbeitslager im Osten abzuschicken. An den schlechten Lebensbedingungen dort sollten sie zugrundegehen.

Die Geheime Staatspolizei gab im November 1941 Anweisung zum Sammeln von 1000 Juden aus Württemberg und Hohenzollern auf dem Killesberg in Stuttgart und zu deren Abtransport am 1. Dezember in das Lager Jungfernhof bei Riga (Lettland). Den jüdischen Familien wurde gesagt, daß sie umgesiedelt würden. Handwerkszeug und Küchengeräte durften als örtliches Gemeinschaftsgepäck für einen angeblich begleitenden Gütertransport bereitgelegt werden. In der Anordnung des Landrats von Hechingen heißt es unter anderem: „Als Handgepäck soll nur mitgenommen werden ein Rucksack oder kleine Handkoffer, Tasche usw. mit den allernotwendigsten Kleidungs- und Wäschestücken und Eßgeschirr sowie dem Proviant für zwei Tage und zwei Teppiche; Gesamtgewicht etwa bis zu 15 kg ... Wegen der Liquidierung des eingezogenen Vermögens trifft am Montag ein Beamter des Finanzamtes Sigmaringen hier ein ...“ (Dok. Bd. 2 Nr. 476).

Am Donnerstag, 27. November 1941, wurden an den fahrplanmäßigen Zug der Landesbahn drei Personenwagen der Reichsbahn angehängt, Abfahrt in Hechingen 11.21 Uhr, Abfahrt in Haigerloch 12.07 Uhr. 130 genau erfaßte Juden aus Hechingen und Haigerloch wurden darin nach Stuttgart befördert.

Am 4. Dezember kamen die Zwangsverschleppten in Riga an. Das Lager Jungfernhof war ursprünglich ein großes landwirtschaftliches Gut, in dem bereits andere Deportierte aus Deutschland sich befanden. Die Neuankömmlinge wurden auf die sehr schadhafte Scheunen und Ställe verteilt, die viel zu wenig Raum für die Menschenmenge boten. Was die wenigen Überlebenden später von der Arbeit und Behandlung in diesem Lager berichteten, ist grauenvoll. Von den 828 Juden, die am 1. 12. 1941 aus Stuttgart deportiert worden waren, erlebten nur 35 die Befreiung nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches. Einer von ihnen war der 22jährige Egon Levi aus Haigerloch. Er starb aber kurz nach der Rückkehr in die Heimat. Im Haigerlocher Judenfriedhof wurde ihm und den anderen hingeopferten Juden aus der Stadt ein Denkmal gesetzt.

Bei Lehrer Gustav Spier und seiner Frau Hertha vermerkt das Gedenkbuch der Archivdirektion Stuttgart: deportiert am 1. 12. 41 nach Riga, für tot erklärt. Beim Sohn Julius steht: deportiert am 1. 12. 41 nach Riga, verschollen.

Benützte Literatur:

Die Archivdirektion Stuttgart hat mit dem Verfasser Paul Sauer folgende Werke herausgegeben, die für den vorliegenden Bericht herangezogen wurden: Dokumente über die Verfolgung der jüdischen Bürger in Baden-Württemberg durch das Nationalsozialistische Regime 1933 - 1945, 2 Bände, Stuttgart 1966; Die Schicksale der jüdischen Bürger Baden-Württembergs während der nationalsozialistischen Verfolgungszeit 1933 - 1945, Stuttgart 1968; Die Opfer der nationalsozialistischen Judenverfolgung in Baden-Württemberg 1933 - 1945, Ein Gedenkbuch, Stuttgart 1969.

Die Mondviole

(*Lunaria redivivia*)



Im felsigen Schlucht- und Bergwald unserer Alb leuchten Ende des Sommers die runden, großen, glänzenden, silberweißen Samenscheiben der Mondviole (Silberblatt), die die flachgedrückten Samen enthalten. Durch die Scheibe wird die Flugfähigkeit erhöht, da sie besonders leicht ist und vom Wind fortgetragen werden kann. So heißt die Pflanze Lunaria (von luna = Mond) wegen der runden, großen, glänzenden Scheidenwand und der mondformigen Samen. Durch die hellvioletten Blüten und den sonderbar zauberhaft wirkenden Duft werden die Insekten angelockt. In den Schluchten überragt sie mit ihrer 40 bis 100 cm Höhe die übrigen Kräuter des Waldbodens, so daß sie auch für ein Kerbtierauge deutlich bemerkbar ist. Früher traf man die Mondviole häufig in Bauerngärten und ihre „Silberblätter“ schmückten im Winter manche Wohnstube.

Fritz Scheerer

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 27

29. November 1980

Nr. 11



Blick vom Keimbachtal auf Stadtkirche, Klostergebäude und Schule.

Das ehemalige Kloster Binsdorf

Von Fritz Scheerer

Eine eindrucksvolle Baugruppe bietet vom Keimbach her, am Rande des Steilabfalls gelegen, einen prächtigen Anblick: die Binsdorfer Pfarrkirche zum Hl. Markus und das ehemalige Dominikanerinnen-Kloster (s. Bild). Das vor 700 Jahren, um 1280, gegründete Kloster wurde 1806 im Zuge der Säkularisation aufgehoben. Es ist ein stattlicher, langer Bau, der mit seiner Ostfront auf der Stadtmauer aufsitzt und heute als Pfarrhaus und Jugendheim dient.

Die Lage des Städtchens Binsdorf auf einer Hochfläche, die sich rund 600 m erhebt und beinahe ringsum in einer Terrasse gegen die stark geneigten Talhänge abbricht, gibt dem Ort am östlichen Rande derselben eine freie, schöne Lage, die eine ausgehende, freundliche Aussicht an die Alb und zum Schwarzwald bietet. Das Rundpanorama zeigt in fast greifbarer Nähe die Berge der Schwäbischen Alb vom Dreifaltigkeitsberg bis zum Hohenzollern und Dreifürstenstein, zum Schönbuch, über dem bei Nacht und bei guter Sicht das Licht des Stuttgarter Fernsehturms aufblitzt. Aus dem Neckartal grüßt die Wurmlinger Kapelle, und nach Westen begrenzen die Berge des Schwarzwaldes den Horizont. Zwischen den Quellen des Keimbachs auf gutem Baugrund von Angulatensandstein und Arientenkalk wurde die Siedlung angelegt.

Schon in frühester Zeit siedelten zu Binsdorf und Umgebung Menschen. Aus dem Beginn der Metallzeit (Bronzezeit) stammt ein Kupfer-Flachbeil. Scherben von Tongefäßen aus der Bronze- und Hallstattzeit („Engelen“) lassen auf eine Siedlung schließen. In der Flur „Saibswiesen“ liegen die Fundamente eines römischen Gutshofes mit Badegebäude und Brunnen. Von drei Stellen der Markung (Ostrand des Ortes, Flur „Lehenbühl“ südlich der Straße Geislingen – Rosenfeld, östlich der Fischermühle und der Stunzach) sind alamannische Gräber bekannt. Binsdorf selber wird dann in einer Urkunde, auf den 1. September 843 datierten Urkunde, die im 11. Jahrhundert von dem bekannten Fälscher Udalrich verfertigt worden ist, erstmals im Besitz des Klosters Reichenau befindlich erwähnt. Udalrich dürfte jedoch eine echte Urkunde anderen Inhalts vorgelegen haben, denn die Namensform Pinnestorf, die verwendet wurde, scheint der Karolingerzeit anzugehören. Das Kloster bezog Naturalien, die der dortige Abt Walfried zur Bestreitung des klösterlichen Haushalts bestimmte: „de Pinnestorf 10 modios leguminum, 100 caseos, 1 ovem, 4

haspas de filis, 5 de canal, 1 cadum de melle“ (Wirtemb. Urkundenbuch 1,124). Auch in späterer Zeit erscheint Binsdorf, als es schon in Händen der Grafen von Hohenberg war, als Lehen von dem Kloster Reichenau. Noch 1386 befehnte Abt Werner zu Reichenau den Heinrich von Binsdorf und seinen Sohn Märklin mit hiesigen Leuten und Gütern.

Das Dorf Binsdorf gehörte wohl schon im 9. Jahrhundert, sicher aber im 11. Jahrhundert ganz dem Kloster Reichenau. 1024/27 lautet der Ortsnamen „Binztorph“, 1246 „Binzdorf“. Der Name darf wohl davon abgeleitet werden, daß an vielen Stellen der Markung Binsen wachsen. Binsdorf dürfte zu den zahlreichen – dorf-Orten am obern Neckar gehören (Göllsdorf, Lackendorf, Seedorf, Beffendorf, Ependorf, Oberndorf, Ostdorf, Hochdorf und Dachdorf abgegangen), die im 6./7. Jahrhundert gegründet wurden. Es lag in der Nähe des Heerwegs, während die wohl vom Kloster Reichenau erbaute Markuskirche ihren Platz nicht im Dorf, sondern etwas entfernt am Talhang erhielt. Dort hatten die Grafen von Zollern eine 1406 erwähnte, aber dann abgegangene Burg erbaut und fügten vor 1280 eine stadtähnliche Anlage hinzu, die sich an das Dorf anschloß. Das Städtchen führte eigenes Siegel mit dem zollerischen Wappen. Der Name des Dorfes, das bald darauf abging, wurde übernommen.

Am 29. November 1315 erteilte König Friedrich dem Grafen Rudolf von Hohenberg gehörigen Dorf (villa) Binsdorf auf Bitten des Grafen alle Freiheiten und Rechte, die die Stadt Oberndorf besaß (Regesta Hohenbergica Nr. 356). Damit wurde die Siedlung zu einer vollgültigen Stadt erhoben. Das Städtlein wird eine erweiterte Burg dargestellt haben (s. Gardner). Die Zollern, die bis um 1400 Inhaber des Patronats waren, dürften also die Stadtgründer schon vor 1280 gewesen sein.

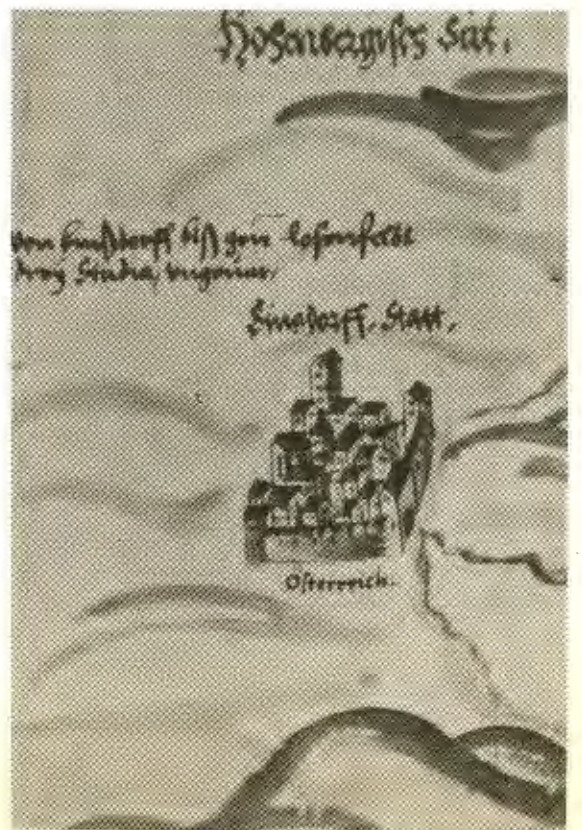
Das Vorhandensein des Städtchens vor 1315 wird indirekt auch durch die 1280 erfolgte Gründung einer Klausur auf dem aussichtsreichen Platz erwie-

sen, denn solche Sammlungen waren damals in den Städten zu finden, kaum in den Dörfern.

Das Binsdorfer Frauenkloster wurde bis nach der Reformationszeit „Klausur“ genannt. Die Gründung erfolgte im Jahre 1280, wie überliefert ist. Als Stifter werden genannt: eine Witwe Katharina Schenk (vielleicht ist sie eine Schenkin von Zell-Andeck-Staufenberg), ein Graf Friedrich von Zollern, ein urkundlich nicht nachzuweisender Graf Eberhard oder Hermann von Hohenberg. Die Klausur stand bei der Kirche an der der Stelle der Burg.

Zunächst war die Klausur ein Beginnenhaus (Beginnen = asketische Frauen ohne Gelübde), das sich 1312 dem Dominikanerorden unterstellte. Den Rottweiler Dominikanern (Bettelmönche, von Dominikus 1216 gestiftet, Tracht weißer Rock mit schwarzem Mantel und Kapuze) war späterhin die Betreuung der Frauenklausur übertragen. Das Kloster blühte rasch auf und erhielt durch zahlreiche Schenkungen und Stiftungen den erforderlichen materiellen Hintergrund. Es kam in den Besitz vieler Güter auf der Markung, die später in einem Maierhof, der etwa 70 Morgen Äcker und 45 Morgen Wiesen umfaßte, zusammengelegt wurden. Außerdem besaß es 50 Morgen Wald auf der Markung.

Auch auswärts war das Kloster reich begütert. Es bezog Einkünfte aus eigenen Gütern, aus Zinsen, Landgarben und Küchengeländen aus Erlaheim (1330 einen Hof, 1332 ein Gut von den Bubenhofen und vor 1330 ein Gut von den Herren von Gammeringen), aus Erzingen (einige Lehen), Weilheim-Waldstetter (vom Endingerhof) 2/3 (36 Jauchert Acker, 12 Mannsmahd Wiesen), Lautlingen (3 Erblehen), Leidringen (kleinere Güter), Sulz, Gruol (11,5 J.), Haigerloch (5 J.), Trillfingen (1 Hof mit Haus, 4 Höfe ohne Haus), Weildorf (rund 40 J.), Höfendorf (30 J.), Rangendingen (Höfe ohne Haus), Hart (1 Hof mit 43 J.), weitere Güter in Rottenburg, Ergenzingen, Baisingen, Bieringen, Hirrlingen, Dettingen, Wendelsheim, Wurmlingen und Hirschau. 1333 wurde ein Salzgeld aus der Salzpferne in Sulz erworben. Eigene Güter waren die zu Binsdorf, die Höfe zu Ergenzingen, Trillfingen und Erlaheim und die Weinberge zu Hirschau und Wurmlingen. Die jährlichen Einnahmen betrugen um das Jahr 1800 1610 Gulden. Infolge der vielen Schenkungen blühte die Sammlung im 14. Jahrhundert rasch auf. Vor 1390 konnte ein großes Haus aufgebaut werden und war bald für eine Mutter, später Priorin genannt und 12 Schwestern ausgestattet worden, zudem wurde die



Binsdorf 1573 (Gadner).

Klausur 1344 durch Hermann von Ow von allen Steuern, städtischen Auflagen usw. befreit und kam in den Genuß des Gemeindefreistandes.

1314 bekam die Klausur die Erlaubnis in der Kirche Chor zu halten. Um 1500 ließen sich die Frauen in Konfraternität des Kartäuserordens aufnehmen und hielten guten Kontakt mit der Kartause Güterstein bei Urach. Die Nonnen hatten späterhin auch Neigungen zu Württemberg, denn 1525 ließen sie einen Hauptmann des Herzogs Ulrich von Württemberg durch die Pforte in der Stadtmauer entweichen, wofür sie von dem österreichischen Landesherrn mit einer Strafe von 60 Gulden belegt wurden. 1545 wurde das Kloster verwahrt, weil es württembergische Mädchen aufgenommen hatte, wodurch, wie die Regierung befürchtete, die neue Lehre eingeschleppt werden könne.

Im Kloster waren durchschnittlich 10 bis 14 Chorfrauen. 1784 stammten 8 von 11 Nonnen aus dem heutigen Bayern. Von den Klosterämtern waren von den Nonnen besetzt: Priorin, Subpriorin, Gastmeisterin, Gärtnerin, Pförtnerin, Schaffnerin, Kellermeisterin, Köchin, Milchmeisterin; Laienschwestern waren eine oder zwei vorhanden, meistens aber keine. 1784 versuchte die Regierung, die Frauen zu nutzbringender Tätigkeit anzuhalten, da sie als ein „toter Körper“ betrachtet wurden. So weigerten sie sich auch in diesem Zusammenhang, eine Handarbeitschule für Mädchen einzurichten.

Im Jahre 1806 wurde das Kloster aufgehoben. Damals waren im Kloster eine Priorin und neun Chorfrauen. Das Klostergebäude wurde an die Binsdorfer Kirchenpflege um 6000 Gulden verkauft. Sämtliche Güter und Einkünfte fielen an den württembergischen Staat und die Nonnen erhielten eine Rente. Die letzte Nonne starb in Binsdorf 1838 im Alter von 91 Jahren.

In der Neuzeit waren im Klostergebäude eine Konventstube, 16 Zellen, 1 Provinzialzimmer, 2 kleine Gastzimmer, 1 Gesindestube, 2 kleine Schlafkammern, 1 Krankenzimmer, 1 Backstube, 1 Milchgewölbe, große und kleine Keller, 1 Wagenschopf und 1 Schafstall. Daneben stand eine Doppelscheuer, 1 Stall und 1 Gartenhaus. Zum Nonnenchor in der Pfarrkirche führte ein gedeckter Gang. Der Klosterbau hat alle Stadtbrände (1799, 1904) überstanden. An der Stelle der früheren, 1904 abgebrannten Klosterscheuer steht seit 1905 in der Nordostecke der Hinteren Gasse – im Volksmund „Süßer Winkel“ genannt – das Schulhaus. Im Erdgeschoß des früheren Klosters befindet sich in einem Saal bemerkenswerter Stuck aus der Mitte des 17. Jahrhunderts mit Dominikaner-Wappen, Festons und geflügelte Puttenköpfe und ein kleines Standkruzifix aus dem 18. Jahrhundert. Aus der Zeit um 1700 stammt ein stuckiertes, elliptisches Deckenmedaillon.

Gaunamen unserer Heimat

Von Rudolf Linder, Albstadt 2

In mittelalterlichen Urkunden, die den südwestdeutschen Raum betreffen, tauchen Gebietsbezeichnungen auf, welche sich zum Teil bis heute erhalten haben. Die älteren, lateinisch abgefaßten Dokumente verwenden für derartige Gebietsbezeichnungen das Wort *pagus*, das die Römer von den Griechen übernommen haben. Cäsar benutzte diesen Begriff nicht als Landschaftsbezeichnung, sondern im politischen Sinn als eine Vereinigung einer größeren Anzahl von Orten eines Bezirks (vgl. „*omnis civitas Helvetia in quatuor pagos divisa*“ = alle Städte Helvetiens sind in vier Gaue eingeteilt). Häufig ist in den Quellen der *pagus* mit dem althochdeutschen Wort *gauwi* (=Gau) wiedergegeben.

In der Regel sind die Gaunamen nach der geographischen Lage (Westergau), nach Flüssen (Nagoldgau), nach Städten (Augestigau = Augsburggau) oder nach alemannischen Unterabteilungen benannt. So siedelten z. B. nördlich des Bodensees die Lentien- (Linzgauer).

Nördlich des Hochrheins – einem Teilstück des spätrömischen Limes – zwischen dem Schwarzwald und dem Linzgau, finden wir weitere Gaue, deren Namen sich nicht in das obige Schema einordnen lassen: der Klettgau, der Randen, der Hegau und die Baar. Außer ihrer benachbarten Lage scheinen diese Gaue nichts miteinander gemein zu haben. Bedenkt man aber ihre strategische Funktion, die sie ursprünglich hatten, und vergleicht man den Wortsinn dieser Gaunamen, so kommt man zu einem erstaunlichen Ergebnis. Alle vier Gaue liegen im Süden des ehemaligen römischen Dekumatlandes (agri decumates: Tacitus, Germania Kp. 29). Dieses Gebiet umfaßte den unter den Flaviern ungefähr 74 n. Chr. kolonisierten Winkel zwischen Rhein und Donau. (vgl. *Arae Flaviae* = Rottweil).

Es wurde im Norden durch den obergermanisch-rätischen Limes geschützt, der ungefähr 150 n. Chr. unter Antonius Pius die letzte Grenzkorrektur erfuhr. Das Dekumatland diente als Ost-West-Passage für die römischen Legionen, die möglichst schnell vom Kriegsschauplatz am Rhein zu dem an der Donau (und umgekehrt) verlegt werden mußten. Der Bataveraufstand vom Jahre 69 n. Chr. hatte das Verkehrshandicap deutlich gemacht, als die Trup-

Zum Bild des Klosters gehört die Stadtkirche, deren malerische Silhouette schon 1573 Gadner zum Zeichnen reizte (s. Bild). Kirche und das mächtige Klostergebäude gehören zu dem Stadtbild.

Seit 1390 wird der Hl. Markus als Kirchenheiliger genannt. Das Jahr 1372 brachte entscheidende Neuerungen für die Pfarrei. Graf Friedrich von Zollern verzichtete endgültig auf das Patronat und gründete ein Stift mit einem Pfarrer und zwei Kaplänen. Dies wurde am 24. Mai 1372 vom Konstanzer Bischof bestätigt. Zusammen mit Gemeinde und Klausur stiftete er eine neue Kaplanei auf dem Altar von St. Katharina und der 11 000 Jungfrauen. Der Pfarrherr wurde mit Probst betitelt und die beiden Kapläne fungierten als Chorherren.

Das Stift erhielt ein Siegel, dessen Abdrücke noch an Urkunden hängen. Nach der Wahlordnung von 1372 nominierten Priesterschaft, Gemeinde und Klausur bei Freiwerden einer Stelle einen Geeigneten, der dann vom österreichischen Landesherrn dem Konstanzer Bischof präsentiert wurde. Während der Reformationszeit wurden Neigungen zu Neuerungen rasch unterdrückt. Ein Kaplan wurde bestraft, weil er der neuen Lehre angehangen hatte, und die Nonnen mußten verwahrt werden (s. oben).

Die Binsdorfer sollen es nach einem etwas sagenhaften Bericht gewesen sein, die die Erlaheimer beim alten Glauben erhalten hätten. Da die Erlaheimer nirgends Anschluß an eine katholische Gemeinde gefunden hätten, beschlossen sie zur Reformation überzutreten. Sie sollen bereits im Begriff gewesen sein, im festlichen Zug zur Isinger Kirche zu gehen. Als die Binsdorfer dies bemerkten, seien sie ihnen mit Kreuz und Fahnen entgegengezogen, um sie in die Binsdorfer Kirche zu führen. An der Stelle, an der sich die beiden Züge getroffen hätten, habe man die jetzt dort stehenden drei Kreuze errichtet.

Die heutige Pfarrkirche Binsdorfs zum Hl. Markus am östlichen Ende des ursprünglichen Städtchens wurde 1835 an der Stelle der alten Kirche in feinkörnigem Keupersandstein in Basilikaform mit rundem Chorschluß neu erbaut. Der an der Nordseite stehende viereckige Turm mit Zeltdach stammt nur teilweise von der alten Kirche. Er wurde 1885/87 neu erstellt. In ihrer Ausstattung hat die Kirche immer wieder Veränderungen erfahren. 1908 wurden die Seitenwände von Prof. Karl Caspar mit Szenen aus der Heilsgeschichte ausgemalt. Ein monumentales Wandbild hinter dem neuen Altar fügte Eckard Seeger hinzu, das den auferstandenen Christus mit Markus und Johannes dem Täufer darstellt.

Der Klosterbau von allen Bränden verschont (1799 = 48 Gebäude, 1904 = 125 Häuser abgebrannt) und die weithin sichtbare Kirche bieten vom Keimbach aus einen herrlichen Anblick, der immer wieder Künstler zu liebevoller Darstellung reizt. Anmutig und anziehend ist diese alttümliche Schauecke des Städtchens.

pen noch nicht den kürzeren Weg der Rhein-Donau-Straße von Augsburg (Augusta Vindelicum) nach Mainz (Mogontiacum) nehmen konnten. Da *decuma* Zehent bedeutet, hat man *agri decumates* mit Zehntland übersetzt. Die Römer bezeichneten jedoch die Ost-West-Achse in den Lagen und Städten, ebenso die Wege durch Äcker in Ostwestrichtung mit *decumanus*, so daß wohl der von Tacitus 98 n. Chr. verwendete Begriff die letztere, nämlich strategisch-verkehrstechnische Bedeutung hat.

259/260 n. Chr. durchbrachen die Alamannen den Limes, als die Grenzwachen durch Truppenabzüge nach Pannonien geschwächt waren. Das Limesgebiet, das inzwischen von den Provinzen *Germania superior* bzw. *Raetia* gehörte, wurde von den Römern aufgegeben. Im Gegensatz zu früheren Einfällen (233 - 235 n. Chr.) fehlte diesmal das Überraschungsmoment: man konnte bisher kaum Münzschatzfunde für diese Zeit feststellen; der größte Teil der Siedler muß sich schon vorher aus dem unsicheren Gebiet zurückgezogen haben.

Immerhin gelang es den Römern, die weit nach Süden vorstoßenden Alamannen zurückzudrängen, und nach zwei Jahrzehnten der Unsicherheit wurde von den Römern unter Probus eine neue Grenze geplant und unter Diokletian (ungefähr 290 n. Chr.) weiter verstärkt. Dieser spätrömische Donau-Iller-Rhein-Limes war zwar gegenüber dem aufgegebenen „Landlimes“ um rund die Hälfte länger, war aber besser zu verteidigen und instandzuhalten. Nur

ein kurzes Stück (rund 60 km) zwischen Kempten (Cambodunum) und Bregenz (Brigantium) war nicht auf natürliche Weise durch Flüsse (bzw. den Bodensee) geschützt. Es mußten also nur an besonders gefährdeten Limesabschnitten (z. B. Kempten-Basel ohne südliches Bodenseeufer) neben den Kastellen zusätzliche Wachttürme (*burgi*) angelegt werden.

Die Alamannen konnten zunächst nicht davon ausgehen, daß die Römer das Land für immer aufgegeben hätten. Noch in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts betrachtete Rom das Limesgebiet als römisches Reichsgebiet, und bis zum Jahre 378 n. Chr. waren die Römer wiederholt in dieses Gebiet eingedrungen. Bei der von den Römern oft angewandten Zangenstrategie lag die Operationsbasis im Süden, am Hochrhein.

Technisch waren die Alamannen nicht in der Lage, einen Gegenwall zu bauen. Auch hat dies ihrem Wesen nicht entsprochen. Statt dessen errichteten sie, wie es später seit Karl d. Gr. üblich war, an den Grenzen „Marken“. Diese Grenzmarken nahmen wohl wie die karolingischen Marken unter dem restlichen Gebiet eine Sonderstellung ein.

Bereits um 300 n. Chr. siedelten die Alamannen in unmittelbarer Nähe des neuen Limes. Das Besondere ist, daß die Alamannen zwischen den natürlichen Barrieren des Schwarzwalds (*Silva Marciana*) und des Bodensees (*Lacus Venetus*) einen doppelten Verteidigungsring von Grenzmarken errichteten. In der vorderen Linie finden wir von Westen nach Osten den Klettgau, den Randen und den Hegau. In der zweiten Verteidigungslinie liegt die Baar (oder mehrere?). Diese Gaue wurden von Gaufürsten (lat. *reguli* = Verkleinerungsform von *rex* = König) geleitet, die unter sich in Verbindung blieben und oft gemeinsam operierten.

Der Name Alamannen tauchte erstmals 213 n. Chr. in der Literatur auf, als Kaiser Caracalla alamannische Reitergeschwader besiegte. Das Zitat von *Asianus Quadratus*: „*Alamanni homines sunt forte congressi et inter se conmixti*“ hat man wohl unzutreffend übersetzt mit „die Alamannen sind ein zusammengelaufenes und gemischtes Volk“. *Congressus* hat u. a. die Bedeutung einer Vereinigung zum Zwecke des Angriffs. Das Wort *forte* verstärkt diese Absicht. Nach außen trat nunmehr der Angriffsbund in Erscheinung und die einzelnen Stämme traten zurück. 405 n. Chr. traten Sueben wieder in Erscheinung, und im 9. Jahrhundert sagte Abt Walafried von der Reichenau, daß Sueben und Alamannen die Bezeichnung für ein und dasselbe Volk sei.

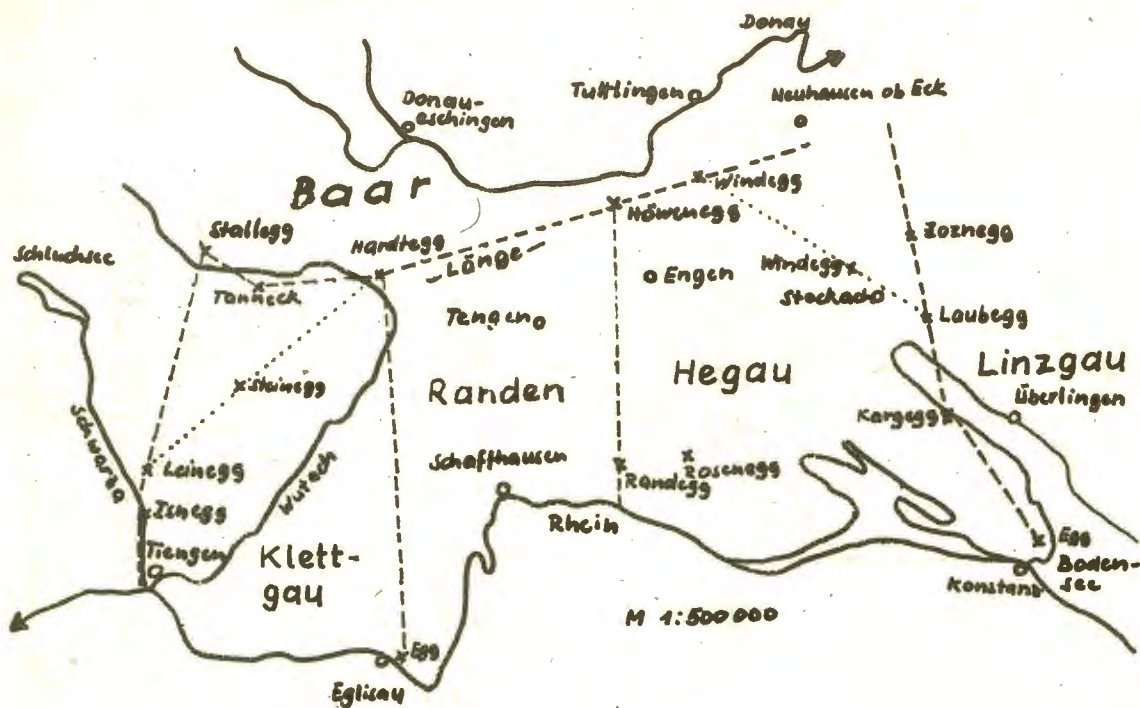
Die Gaunamen, welche die Alamannen für ihre südlichen Gaue wählten, beweisen, daß sie sich der Sonderstellung dieser Gaue bewußt waren. In Ermangelung einer eigenen Grenzbefestigung wollten sie den Römern damit zeigen, daß für ihr Land der Rhein die Grenze sei. Etwas anderes konnten sie den Römern nicht entgegensetzen.

Nach diesem geschichtlichen Rückblick, der notwendig war, um das Folgende zu verstehen, soll nun auf die Gaunamen eingegangen werden.

Östlich des Schwarzwalds, im Flußgebiet der Wutach, liegt der Klettgau mit dem einstigen Hauptort Tiengen. Ein Teil des früheren Klettgaus gehört jetzt zum schweizerischen Staatsgebiet. In der Mundart sagen die Einwohner zum Klettgau Chläggi. Vergleicht man beide Wörter, so stellt man fest, daß im Mundartlichen das *t* fehlt. In alten Urkunden wurde aber der Name zum Teil auch ohne *t* wiedergegeben. (Chlegowe). Chleg ist verwandt mit Gelägg, Geläck: das bedeutet ein eingehauenes Zeichen in einen Baum. Das war wohl vor der Erfindung der Grenzsteine die einfachste Art, den Verlauf einer Grenze optisch zu kennzeichnen. Aus dem eingehauenen Zeichen entwickelte sich dann die Bedeutung für eine Grenze oder eine Mark. Auch das Wort Klecks (=Fleck) geht auf chleg (gelägg) zurück.

Übrigens hat das Wort Mark denselben Sinngehalt wie das Wort chleg: ein eingehauenes Zeichen. Später wurde daraus der Begriff der Viehmarke (eingebrenntes Zeichen in Tiere, um das Eigentum anzuzeigen) und die Marke des Kaufmanns (als Herkunftsbezeichnung für seine Ware). Auch unsere D-Mark ist damit verwandt und das Zeitwort merken. Schon im Gotischen heißt *marka* Grenze; daraus wurde althochdeutsch *marcha* und mittelhochdeutsch *marc*. Nördlich von Schaffhausen liegt der Randen mit seinem Hauptort Tengen. Dieser Gau ist kleiner als seine Nachbargaue. Die meisten Orte finden sich an der Grenze zum Hegau hin. Sowohl althochdeutsch als auch mittelhochdeutsch bedeutet *rant* ein schützendes Gestell oder eine Einfassung. Dieser letztere Begriff ist uns heute noch geläufig. Wir wissen, was der Rand eines Abgrundes für einen Sinn hat; und wenn etwas außer Rand und Band gerät, so werden die Grenzen durchbrochen und die Bindungen aufgelöst.

Östlich vom Klettgau schließt sich der Hegau an mit dem Hauptort Engen. Mundartlich heißt der Hegau Hegge. Hegau soll von Hewengau kommen, benannt nach dem Hewen bei Engen. Andererseits bedeutet aber althochdeutsch *hegg(gan)* „mit einem Zaun, mit einer Hecke umgeben“. Das althochdeutsche Wort *hege* ist also das Synonym zu Umzäunung, Einhegung, also auch Grenzland.



Nach der geplanten Reichsteilung Karls d. Gr. (Kapitular „*Divisio regnorum*“ von 806 n. Chr.) könnte man schließen, daß damals der Randen als Gau nicht mehr vorhanden war. Die Grenzen der Gebiete von Karl (ältester Sohn) und Pippin sollten verlaufen: „von der Donauquelle den Limes entlang bis an den Rhein, zwischen dem Hegau und dem Klettgau bis an den Ort, der Enge heißt, von da rheinaufwärts bis zum Alpenkamm“. Nach dieser Urkunde waren also der Klettgau und der Hegau benachbart.

Nördlich der genannten drei Gaue schließt sich die **Baar** an. Heute verstehen wir darunter die ungefähr 700 m hoch liegende Hochfläche zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb. Die Baar reichte ursprünglich vom Schwarzwald über die Schwäbische Alb bis in die Gegend von Ulm. Sie gehörte im 6. und 7. Jahrhundert n. Chr. zum Herrschaftsbereich des alamannischen Hochadels-geschlechts der Bertholde. Angeblich wurde diese Baar im 7. Jahrhundert in zwei Hälften geteilt: in die Westbaar oder Bertholdsbaar mit dem Hauptort Rottweil und in die Ostbaar oder Folcholdsbaar mit dem Mittelpunkt um Riedlingen.

Nach herrschender Ansicht ist Baar gleichbedeutend mit „ertragreiche Gegend“ oder auch „zinsertagendes land“, abgeleitet von althochdeutsch erberan = Ertrag bringen (vgl. erben). Nun gibt es aber im Althochdeutschen das Wort bara, das dieselbe Bedeutung hat wie die bereits genannten Gaunamen: umhegtes Stück Land. Mittelhochdeutsch ist barre gleichnamig mit Schränke, woraus sich das Turngerät Barren ableitet. Betrachten wir die strategische Funktion dieses Gaues, der sich als Riegel (Barriere) hinter die drei vorderen Gaue und den Linzgau schob, so kann man annehmen, daß Baar auch Grenzland bedeutet, also von Anfang an Gaunamen im obigen Sinn und nicht Landschaftsbezeichnung war.

Westlich der genannten vier Gaue liegt ein weiterer Gau, dessen Name erhalten geblieben ist: der **Breisgau**. Seit ältester Zeit haben sich die Grenzen dieses Gaues kaum verändert. Der Breisgau liegt zwischen dem Schwarzwald und dem Hoch- bzw. Oberrhein und endet im Südosten etwa bei Säckingen, im Norden bei der Ortenau. Ursprünglich hieß er nach dem Flüssen Neumagen, das vom Belchen kommt, 'Provincia Neomagensis', ab dem 4. Jahrhundert soll Breisach (Monte Brisiaco) den Namen dazu hergegeben haben. Die älteste Form von 643 lautet Brisachgowe.

Im Mittelhochdeutschen heißt aber brise Einfassung bzw. Einschnürung an Kleidungsstücken. Auch dieser Name würde zu den vier anderen Gauenamen dem Sinn nach passen, zieht sich doch dieser Gau wie die Einfassung eines Kleides etwa 100 km entlang des Rheins um das Rheinknie bei Basel herum hin. (Der Schwarzwald wurde ja erst später besiedelt.)

Der Vollständigkeit halber sei noch ein anderer Name erwähnt: **Scherra**. Dieser Name taucht Ende des 8. Jahrhunderts urkundlich auf. Die Grafschaft Scherra umfaßte das Gebiet zwischen Emmingen ab Egg, Trossingen, Onstmettingen, Vilsingen. Früher trugen mehrere Orte in diesem Gebiet den Zusatz auf der Scheer, heute ist dies nur noch bei Harthausen auf der Scheer der Fall. Der Name Scherra wird als Landschaftsname gedeutet für eine Gegend mit schroffen Felsen (althochdeutsch scorra = schroffer Fels), wie wir sie in unserem Gebiet am Albtrauf und in Albälern kennen.

Andererseits hat das ahd. *sceran* = scheren und *scar* = Messer folgende Bedeutungsbereiche: 1. Einschnitt, Kerbe (vgl. Scharte: das *sc* wurde mhd. zu

sch; vgl. auch engl. scar = Narbe) 2. Das Abgeschnittene, daraus auch die Schar (= Abteilung) und der Anteil. Es ist wohl nicht anzunehmen, daß aus dem o lautlich ein e, aus Schorra also Scherra wurde. So hat sich zum Beispiel bei Burladingen und bei Bitz der Flurname Schorren erhalten.

Zur Erklärung des Wortes Scherra könnte man von beiden Bedeutungen ausgehen: Würde man sich der ersten Bedeutung zuneigen, so hätte Scherra denselben Sinngehalt wie chleg oder marcha, würde also auch Grenzland bedeuten. Legt man jedoch zur Deutung den zweiten Sinngehalt zugrun-

Werden und Vergehen unserer Landschaft

Von Fritz Scheerer

Jede Landschaft hat ihre eigene Formsprache: die Sprache der Steine, die Sprache der Landschaftsgeschichte. Dabei ist unsere Heimat ein wechselvolles Land. Die Gesteine, die dieses aufbauen, sind verschiedenster Entstehung und Zusammensetzung, dementsprechend dann die Formen der Landschaft und die Auswertung durch den Menschen. Dazu wurde die Erdkruste wiederholt bewegt: Aufwölbungen mit nachheriger starker Abtragung, Einmündungen mit kräftiger Ablagerung, Hebungen und Grabenbrüche. Wer nun diese Landschaft verstehen will, muß sich mit ihrem Werden und Vergehen befassen, mit ihrer Erd- und Landschaftsgeschichte.

Schon die Alten haben in dem Winkel zwischen Schwarzwald und Donau die sich fächerartig verbreitende Stufenlandschaft beschrieben und die grundverschiedenen Bauelemente erkannt: Grund- und Deckgebirge (s. Zeichnung). Der **Schwarzwald** ist die Landschaft des Buntsandsteins, der auf dem Grundgebirge aufsitzt. Die **Gäulandschaft** wird von Muschelkalk und Lettenkolhe (Lettenkeuper) gebildet, die teilweise noch mit Löß bedeckt sind. Darüber steigen die meist bewaldeten **Keuperberge** auf. Die Platte des Schwarzjura bildet das Albvorland, über dem der braune und weiße Jura der **Alb** aufsteigt, an deren Trauf die Kalkfelsen weit ins Land hinausleuchten. Der Moräneschutt des **Tertiärs** schiebt sich noch stellenweise von Oberschwaben über die Donau auf die Alb.

Das **Grundgebirge** bildet den unregelmäßigen Sockel des darüber in mächtigen Gesteinsplatten abgelagerten Deckgebirges. Die stark umgewandelten und gefalteten Gneise des Schwarzwaldes mögen wohl eine Milliarde Jahre alt sein und haben manche Gebirgsbildung hinter sich. Die letzte erfolgte im Karbon, in der Steinkohlenzeit. Dabei drangen große Glutmassen in das junge Gebirge und bildeten die mächtigen Granitstöcke wie im Gebiet um Triberg und an der oberen Kinzig, die aber erst zum Vorschein kamen, als das darüber aufsteigende Gebirge abgetragen war. Der Schutt sammelte sich in den Mulden des Rotliegenden (Schramberg usw.), und von zahlreichen Vulkanausbrüchen zeugen die rötlichen Porphyre (südlich Baden-Baden). Am Ende der Erdaltzeit waren die Gebirgskämme abgetragen, die Mulden weitgehend aufgefüllt (bei Schramberg über 500 m). Eine Landschaft mit geringem Relief war entstanden, wie sie an der oberen Kinzig sehr schön sichtbar ist.

Das Deckgebirge besteht aus Trias (Buntsandstein, Muschelkalk, Keuper), in unserer Alb aus Jura und südlich davon in Oberschwaben aus Tertiär und Diluvium. Das östliche Randgebiet des Schwarzwaldes wird vom roten **Buntsandstein** gebildet. In dem flachen Germanischen Binnenbecken wurde sein Sand von der höher gelegenen Umrandung (dem Vindelischen Gebirge) vom rinnenden Wasser zusammengeschwemmt, vom Winde verweht.

Wo das leuchtende Rot des Buntsandsteins in das Gelbgrau des **Muschelkalks** übergeht, endet der

de, so könnte man annehmen, daß eine ursprünglich große Baar durch Herausschneiden eines Mittelstücks (nämlich der Scherra) nicht nur zwei, sondern drei Teile entstanden wären.

Beachtenswert ist auch, daß im südwestdeutschen Raum oft die Bezeichnung Egg (Eck) oder eine Zusammensetzung mit dem Wort Egg vorkommt. Zum Teil liegen diese Punkte ziemlich genau auf einer Geraden. Betrachtet man die abgedruckte Kartenskizze, so gewinnt man den Eindruck, als seien die Grenzen der drei südlichen Grenzgaue durch verschiedene Eckpunkte festgelegt worden. Es sieht so aus, als hätte man aus einem großen Gebiet drei „Bauplätze = Landnahmeplätze“ gebildet. So wäre z. B. die nördliche Grenze des Randen durch die Punkte Hardtegg und Höwenegg im Norden und durch Egg bei Eglisau und Randegg im Süden bestimmt worden. Diese Landmarken liegen zum Teil auf weithin sichtbaren Bergrücken (z. B. Windegg beim Witthoh 860 m oder Höwenegg 814 m). Dank der exponierten Lage wurden später auf manchen dieser Landmarken Burgen erbaut. Andererseits sind natürlich nicht alle Burgen, deren Namen auf -egg endet, derartige Landmarken.

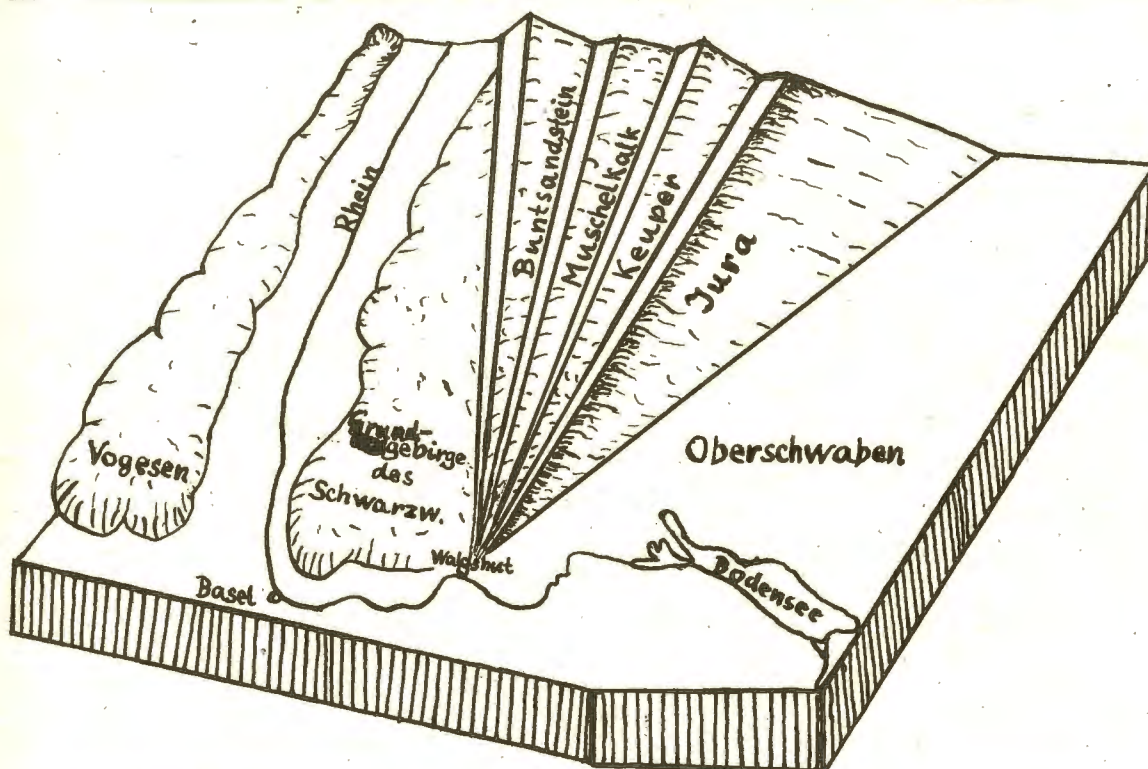
Abschließend kann man wohl diese Schlußfolgerung ziehen: Die Gaunamen im Süden unserer Heimat waren ursprünglich Bezeichnungen für Grenzmarken. Sie sind also kurz nach der Besetzung des Limesgebiets durch die Alamannen entstanden. Die Alamannen siedelten erst in der 1. Hälfte des 6. Jahrhunderts in der Nordschweiz, und so lange war der Hochrhein die Grenze nach Süden. Die Gaugrenzen wurden streng geometrisch festgelegt, sie sind also Ausdruck eines politischen Willens. Es wurden aber trotzdem geographische Gegebenheiten berücksichtigt: der landschaftliche Charakter des Hegaus ist verschiedenes von dem des Randens oder des Klettgaus. Es fällt auch das Vorkommen von Ortsnamen wie Tengen oder Hohentengen in diesen Gauen auf, also Bezeichnungen für die damaligen Dingsstätten. Die Gawe wurden im Laufe der Zeit politisch zerstört. Übrig blieb nur die geographische Bezeichnung für Landschaften.

Schwarzwald und beginnt das Hecken- und Schlehengäu. Mit dem Muschelkalk ergreift das Meer Besitz von dem Germanischen Becken. Es lieferte den Kalk, der durch Vermittlung von Tieren und Pflanzen ausgeschieden wurde, auch durch stärkere Verdunstung. Zeitenweise war diese durch Einingung zum Weltmeer so stark, daß es zur Ausscheidung von Gips und Steinsalz kam (Stetten bei Haigerloch, Sulz, Wilhelmshall bei Rottweil, Bad Dürheim usw.).

Der Muschelkalkplatte sind die **Keuperberge** aufgesetzt, so von Renfrizhausen bis Trossingen. Bei der Entstehung ihrer buntfarbigen Mergel, Tone und Sandsteine war die Verbindung mit dem Meer meist unterbrochen. Das abflußlose Becken wurde von den Beckenrändern mit Geröll, Sand und Ton beliefert. Mit der **Jurazeit** war unser Gebiet dem großen Weltmeer angegliedert. Ein reiches Tierleben zeugt davon: Seelilien, Ammonshörner, Fische und Echsen. Dunkle Tone und Kalke, braune Eisen-sandsteine kennzeichnen den Schwarzjura des Albvorlandes, den Braunjura des Albanzijs und den Weißjura des Albtraufs und der Albhochfläche. Gegen Ende der Jurazeit zog sich das Meer nach Südosten zurück. Unsere engere Heimat war und blieb Festland; das harte Felsgerüst war fertig.

Auf der schildförmigen Aufwölbung bildete sich ein **Flußnetz** heraus, vorwiegend nach Südosten gerichtet in die Mulde des Alpenvorlandes (Bära, Urschmiecha, Lauchert usw.), denn im Tertiär wurden die Alpen gefaltet. Vor ihnen entstand in großer Randtrog, in den das Weltmeer einbrach, das vor etwa 20 Millionen Jahren bis auf die Alb reichte, wo man noch das alte Strandriff mit Bohrmuscheln, Austern, Schnecken erkennen kann (Irndorf, Stetten a. kalten Markt, Winterlingen, Harthausen, Neufra usw.). Gleichzeitig brach der Oberrheintalgraben ein, dessen Ränder (Schwarzwald-Vogesen, Odenwald-Hardt) aufstiegen. Auch von diesem Graben ergriff das Weltmeer Besitz. Die beiden Senken wurden weitgehend aufgefüllt.

In der Erdneuzeit bildete sich auch das heutige Flußnetz heraus. Im Alpenvorland sammelte die Donau die Wasser von den Nordalpen, sowie vom alten aufgewölbten Schild zu einem mächtigen Flußnetz. Der Aufwölbung wurde der Einbruch des Rheintalgrabens gefährlich. Die mit großem Gefäll



Schematisches Blockbild der Süddeutschen Schichtstufenlandschaft. Die einzelnen Staffelteile haben immer einen breiten Rücken, der vom Schwarzwald gegen Oberschwaben einfällt, so daß jede neu aufgesetzte Stufe tiefer liegt. Die höchste Stufe ist der Jura.

dorthin strömenden Flüssen gruben sich rasch ein, griffen nach rückwärts ins danubische Gebiet und verlegten die Wasserscheide bis in die Alb zurück.

Die Abtragung hing auch von der Widerständigkeit der Gesteinsplatten ab. Je härter und mächtiger diese waren, desto deutlicher entstanden Kanten und Stufen bei der Ausräumung, mit der mächtigsten der Schwäbischen Alb. Die Stufenränder wurden von den Tälern zerschnitten. Die Neckarzuflüsse drangen erobert ins Donaunetz vor, dessen Flüssen geköpft wurden (s. Heimatkundliche Blätter Sept. und Okt. 1979): bei Spaichingen, Eschach-Faulenbach, bei Gosheim und Tübingen Bära-, Schlichem, Lautlingen Riedbach-, Eyach, Stieh Schmiecha-, Klingensbach, Burladingen Fehla-, Stäzel. Breite Talpässe führen heute durch die Alb.

Die letzte große Umwälzung unseres Raumes hat das Menschengeschlecht schon miterlebt. In den

letzten 600 000 Jahren, im Diluvium, gollen aus den Alpentoren gewaltige Eismassen heraus und breiteten sich im Vorland aus. Der Rheingletscher reichte zeitweise zwischen Sigmaringen-Riedlingen bis über die Donau, während der letzte große Vorstoß nur bis Schussenried reichte.

Nun die Einzellandschaften! Der **Schwarzwald** steigt im Feldberg 1493 m empor und zeigt die ältesten Gesteine, die zutiefst liegen sollten. Man erkennt daran die starke Heraushebung, Aufwölbung, noch mehr, wenn man bedenkt, daß über seinem Gneis noch rund 1000 m Deckgebirge lagerten, die abgetragen worden sind. Die **Buntsandsteinplatte** erhebt sich in einer deutlichen Stufe über den wellig-kuppigen Grundgebirgsschwarzwald und senkt sich langsam gegen Südosten (bei Röttenberg 670 m, im Neckartal bei Oberndorf 450 m).

Über dem Buntsandstein steigt die **Muschelkalktafel** als Schichtstufe empor, sehr deutlich in den Steinbrüchen bei Fluorn oder südlich Dunningen. Diese breite Platte bei Winzeln ist altes Siedlungsland mit Ortsnamen auf -ingen (Dunningen, Bösing, Waldmössingen, Hochmössingen usw.). Die Gegend ist wasserarm, weil der Kalk verkarstet ist. In starken Quellen treten die versickerten Wasser zutage (Aistaig usw.). Löß erhöht noch die Fruchtbarkeit dieses alten Siedlungslandes.

Der mittlere **Keuper** steigt wieder als Stufe auf (östlich Bochingen, Trichtingen, Dietingen). Die Platte des **Schwarzjura** darüber bildet das Albvorland, altesiedeltes Gebiet mit hohen landwirtschaftlichen Erträgen und großen Dörfern (Kleiner Heuberg, Ostorf). In den Albvorbergen im Braunjura herrscht wieder der Wald. Die Kalkfelsen des Weißjura leuchten am Trauf bei uns aus dem dunklen Nadelwald, der am Trauf entlang vom Schwarzwald bis zum Hunsrück vorherrschend ist und der noch „den düsteren und drohenden Eindruck dieser Felsenhöhen“ verstärkt. Dazu tauchen in der Balingen Alb die gewaltigen Felsklötze ohne Schichtung aus den Wohlgeschichteten Kalkbänken auf, es sind die herauswitternden Schwammstotzen der Lochen, des Gräbelesberg und des Böllat. Die Alb erreicht hier ihre höchste Höhe, obwohl nur die unterste Stufe des Weißjura entwickelt ist. Donauwärts sinken die Schichten stark ein, so daß rückwärts vom Rand die zweite Stufe zur Entwicklung kommt (um Obernheim, bei Meßstetten usw.). Im Donautal sind bereits die Riffe des oberen Weißjura herrschend geworden und tragen dort wesentlich zu seiner landschaftlichen Schönheit bei, die in Deutschland ihresgleichen sucht. Die Albhochfläche mit ihren Feldern, steinigen Weiden und Waldbuckeln ist verkarstet. Das Wasser ist in Spalten und Klüften versunken und fließt zu den tiefen Tälern (Ehestetten, Donautal usw.), wo es in starken Quellen zutage tritt.

Unsere Heimat ist nicht reich an Bodenschätzen. Die Zeiten, wo die Bergwerke des Schwarzwaldes (Wittichen, Reinerzau) Silber, Blei, Kupfer und Kobalt lieferten, sind vorbei. Die Hochöfen, welche die Bohnerze der Alb und des Muschelkalks verhütteten, sind erloschen. Der Wert des Salzes ist stark gesunken. Dagegen findet man reichlich Baustoffe: Kalk und Gips. Große Zementwerke und Ziegeleien entstanden.

Die stark bewegte Landschaft stellt hohe Anforderungen an den Bahn- und Straßenbau. Ein Glück, daß die Flüsse in den ansteigenden Stufen Pässe geöffnet haben für Bahn und Straßen. Stark wurzeln die Bewohner in ihrer Landschaft und freuen sich, wenn sie ihre schöne Heimat erwandern können.

Von den Fluren um Pfeffingen

Von Fritz Scheerer

Pfeffingen liegt im obersten Eyachtal, umgeben von steilen Bergen am Zusammenfließen von Wünsch-, Eschen-, Buh-, Kiesertal-, Irren- und Rohrbach, nahe am Nordrand der Schwäbischen Alb. Seine Markung gehört ganz dem Einzugsgebiet des Neckars an. Die mächtige Burgfelder Berginsel legt sich nach Nordwesten schützend vor Pfeffingen. Nur im Norden erstrecken sich die Pfeffinger Fluren mit dem Irrenberg unmittelbar bis an den Nordrand des Gebirges. Die große abgerundete Markung (1343 ha) gehört ganz der Hauptstufenfläche der Alb, den „Wohlgeschichteten Kalken“ des unteren Weißjura an, in die die Eyach und ihre Nebenbächlein sich in den darunter liegenden Mergeln bis auf die Tone des obersten Braunjura eingetieft hat.

Die Eyach entspringt heute in einer Höhe von 833 m. Ihr Tal bis zum Ort war einst nur ein linkes Seitental des Haupttales, das durch die jetzige Pforte zwischen Pfeffinger Böllat und Auchtberg in etwa 800 m Höhe kam und zur Urschmiecha im Lautlinger Paß (742 m) führte. Die Ureyach entsprang hoch über Streichen und dem Roschbachtal, sehr wahrscheinlich sogar noch vor dem Hunsrück und dem Irrenberg. Dieses oberste Urtal wurde dann von Zillhausen her angezapft und seine Wasser fanden über Büthen- und Schalksbach einen kürzeren Weg, nun aber nicht mehr zur Urschmiecha (Riedbach) und damit zur Donau, sondern zum Eroberer Eyach und damit zum Neckar. Durch rückschreitende Erosion ist es der gefällstarke Eyach dann auch gelungen, die Urschmiecha noch weiter zurückzudrängen und das Nebenflüßchen der Urschmiecha, die heutige Pfeffinger Eyach (Pfeffingen-Lautlingen), abzuzapfen und die Wasserscheide (Rhein/Donau) bis oberhalb Lautlingen gegen Ebingen zu verlegen (s. oben).

So hat die Eyach mit ihren Nebenflüssen stark in den Albkörper hereingegriffen, die Hochfläche, auf der Burgfelder liegt, aus der Alb herausgeschnitten und dazu an den Rändern zerlappt. Die Schwammfelsen des Böllat, der Schalksburg und des Heersbergs schauen wie Eckpfeiler weit ins Land hinaus, während die weniger Widerstand leistenden Wohlgeschichteten Kalke herausgenagt wurden und so die Bergwände muldenartig gegen die Hochfläche einspringen. Die Quelle der Eyach wurde bis etwa eine halbe Stunde Wegs nördlich von Pfeffingen zurückverlegt.

Ort und Markung

Der Name Pfeffingen tritt erstmals 793 als „Faffinga“ in einer Schenkungsurkunde an das Kloster St. Gallen auf, als ein gewisser Berthold in vielen Orten unserer Gegend Schenkungen machte. Darunter waren auch hiesige Güter. Diese Schenkung war eine Vorsichtsmaßnahme zur Erhaltung des Familienbesitzes. Die Güter sollten dem Zugriff anderer entzogen sein, denn klösterliches Gut galt als unantastbar. Wenn man das Verschenkte vom Kloster wieder zurückerhielt, blieb es im Grunde im Besitz der Familie erhalten. Welcher Besitz in den genannten Urkundeorten verschenkt wurde, ist nicht genannt. Es kann aber sein, daß der Grundbesitz des ganzen Ortes jeweils in Frage stand.

Der Namen der Siedlung, die wohl am Zusammenfluß von Eyach und Westerbach an dem flachen Abhang des Auchtberges lag, wird heute von „Pfaffe“ hergeleitet wie Münchingen von Mönch oder Bischoffingen von Bischof. Vermutlich gehörte „Faffinga“ einem Pfaffen oder wohnte dieser hier (Jänichen). So dürfte die Siedlung etwa gleich alt sein wie die -hausen-Orte um Burgfelden (Zillhausen, Stockhausen, Margrethausen und die abgegangenen Betzenhausen, Waldhausen, Haubolts- und daher aus dem 7. Jahrhundert stammen. Kirchlich gehörte Pfeffingen im ganzen Mittelalter zur Pfarrei Burgfelden und politisch zu Schalksburg-Burgfelden.

Im Dreieck Westerbach, Hohe und Niedere Straße, wo große Bauernhäuser sind, dürfte das Urdorf Pfeffingen gelegen sein, zu dem dann Kirch- und Pfarrgasse hinzukamen. Im 11./12. Jahrhundert er-

hielt das kleine Dorf eine Kapelle. Zwischen 1565 und 1575 wurde der Sitz der Burgfelder Pfarrei nach Pfeffingen verlegt, so daß sich das Filialverhältnis umkehrte.

Die Markung war, wie zu Anfang des 14. Jahrhunderts erwähnt wird, in der Zelgen „Westerus“ oder „Westhart“, „Gen Husen“ (Margrethausen) oder „Zwischen den Mülmen“ (Mühlen) und zu „Yhent“ (Eyental) eingeteilt. Im Südosten auf dem Kornberg scheinen größere Ackerstücke einer Sondermarkung zugehört zu haben, da dort um 1496 eine eigene Zehntmarkung von etwa 75 Jauchert sichtbar wird, in der vielleicht ursprünglich eine Siedlung lag. Im Westen, Osten und Norden ist die Markungsgrenze wahrscheinlich immer unverändert geblieben. Auf die Burgfelder Hochfläche hinauf, wo die Bezirke „Burgfeld“ und „Böllat“ liegen, griff die Markung schon wohl von jeher. Aller Wahrscheinlichkeit nach lag südlich von Pfeffingen gegen Margrethausen eine Siedlung „Muli“ oder „Müli“, da im 13./14. Jahrhundert öfters Personen „de Muli“ oder ähnlich genannt werden. Markungsstreitigkeiten mit den Nachbarorten hat Pfeffingen nur wenige gehabt.

Gewässernamen

Die Hauptwasserader Pfeffingens ist die Eyach. Sie entspringt in 833 m Höhe an der Grenze der Impressamergel/Wohlgeschichtete Kalke (L/B). In Pfeffingen (760 m NN) sammelt sie mehrere Quellbäche, die aus kurzen Talkerben des Albrandes entspringen. Über früheren Ursprung siehe oben. Ihre Talhänge, der bei Pfeffingen geräumige Talgrund und die zahlreichen Seitentäler haben einen dichten Mantel aus Weißjuraschutt. Soweit die Steilheit es zuläßt, werden sie in Ackerfluren genützt.

Schluß folgt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen

Jahrgang 27

31. Dezember 1980

Nr. 12

Vierhundert Jahre Schloß Haigerloch

Von Fritz Scheerer

Das romantische Felsenstädtchen Haigerloch im Eyachtal, vielfach auch „Perle Hohenzollerns“ genannt, besitzt großartige Kultur- und Kunstdenkmäler. Auf schroffen Felsen erheben sich rechts der Eyach auf einer Felsenzunge das Schloß und die Schloßkirche, während von der auf dem gegenüberliegenden Bergsporn links der Eyach schon 1095 erwähnten Burg nur der sogenannte „Römerturm“ erhalten ist, der in seinen Untergeschossen aus dem 11. bis 12. Jahrhundert stammt. Der achteckige Turmaufsatz mit seiner welschen Haube wurde 1746 nach Entwürfen von Christian Großbayer gestaltet.

Unter den Hohenbergern entstand rechts der Eyach um 1200 eine zweite größere Burg, da für das ritterliche Gefolge und den Hofstaat links der Eyach der Platz zu klein geworden und auf der Burg immer enger geworden war. Am Fuß der Burg entwickelte sich im Tal eine Siedlung mit Marktplatz. Beide Burgsiedlungen sind dann von den Hohenbergern zur Stadt erhoben worden (s. auch Heimatk. Blätter 1979 S. 196).

Im Jahre 1575 teilte Graf Karl I. seine Besitzungen unter seine Söhne. Der älteste Sohn, Graf Eitelriedrich, erhielt die Stammgrafschaft Hechingen, Graf Karl die Lehen Sigmaringen und Veringen, Graf Christoph die allodiale Herrschaft Haigerloch mit Wehrstein, die die Grafen von Zollern 1488 als Pfand und dann 1497 als Eigen im Tausch gegen die Graubündische Herrschaft Rhäzüns erworben hatten. Wie sein Bruder Eitelriedrich in Hechingen schuf sich Graf Christoph in Haigerloch durch Um- und Ausbau der alten Burg auf dem rechten Eyachufer eine Residenz und fügte die stattliche Schloßkirche an.

Das Schloß

1580/85 wurde die mittelalterliche Burg über der Unterstadt zum Schloß ausgebaut und erweitert. Auf dem Kern der um 1200 erstellten Burg entstanden im wesentlichen unter Graf Christoph die heutigen Bauten. Er ist der Schöpfer der monumentalen Bauten auf dem Schloßberg, denn er und seine Gemahlin Katherina entschlossen sich zum Neubau.

Um einen langgestreckten Hof, der nach Süden offen ist, gruppieren sich die Gebäude. Der winkelförmige Hauptbau begrenzt den Schloßbau im Süden. In Renaissancestil entstanden die weiträumigen Bauwerke mit hohen Giebeln und saalartigen Innenräumen. Nördlich vom Hauptbau, der Hofkaplanei, steht die um 1580 errichtete Zentscheuer (Fruchtkasten) mit achteckigem Wendeltreppenturm. Im Obergeschoß ist eine große zweischiffige Halle. An die Zehntscheuer schließen sich die Hofkaplanei und der im Oberbereich achteckige Torturm an. Die Obervogtei schließt den Schloßkomplex im Norden ab. Durch einen gedeckten Gang ist mit ihr der „Neue Bau“ verbunden, der durch eine interessante Stuckdecke im 18. Jahrhundert ausgestattet wurde. 1662 ließ Meinrad I. den Hauptbau um ein Geschoß durch den Vorarlberger Baumeister Michael Beer erhöhen. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde noch ein Torturm angefügt, und die Räume des obersten Geschosses erhielten eine schwere, reiche Deckenstuckierung in Wessobrunner Art. Die letzten baulichen Veränderungen wurden Ende des 17. Jahrhunderts vorgenommen von Graf Franz Anton. Er erweiterte auch den Schloßgarten. Die Burgvogtei wurde 1861 abgebrochen. Das Torwarthäuschen brannte 1772 aus.

Die Stadt Haigerloch wurde zum Herrschaftsmittelpunkt, zum Sitz einer zollerischen Linie. Doch diese Linie erlosch schon 1634 mit Graf Karl. Ihr Besitz fiel an die Sigmaringer Zollern, an Joseph II. Unter Fürst Joseph Friedrich von Hohenzollern-Sigmaringen wurde Haigerloch um 1740 nochmals Hauptresidenz und kam eine Glanzzeit für die Stadt, in welcher besonders die bildenden Künste blühten (s. unten). Als baufreudiger barocker Fürst schuf er Meisterwerke von höchstem Rang. Ein besonderer Vorteil für die Herrschaft war, daß dem Fürsten für seine großartigen Bauten die reichen Privatmittel zur Verfügung standen, die ihm seine drei Gemahlinnen einbrachten. Nach seinem Tod im Jahre 1769 erhielt dann Sigmaringen den Vorrang im Fürstentum.

In Haigerloch blieb das Oberamt bis 1925. In das Schloß wurde das Landwirtschaftsamt verlegt. In

anderen Teilen wurden einige Wohnungen eingerichtet. Das umrankte Torhäuschen, der ehemalige Fruchtkasten, der alte Torturm usw. erregen heute noch auf dem idyllischen Schloßplatz die Bewunderung der Besucher. In den Gebäuden konnten auch eine Landwirtschaftsschule und eine staatliche Verwaltungsschule untergebracht werden. Zum 17. Male wurden 1979 unter der schönen Kulisse der alten Gebäude in den Sommermonaten die Haigerlocher Schloßkonzerte durchgeführt. Und wenn dann im Frühjahr zur Pfingstzeit das Ganze während der Fliegerblüte mit einem wahrhaft märchenhaften Rahmen umgeben ist, bietet sich dem Besucher ein unvergeßliches Bild, bei dem auf dem schroffen Fels die 1584 begonnene Schloßkirche wie ein mächtiges Schwalbennest an den steilen Felsen klebt (s. Bild). Wuchtig, wehrhaft wirkt die Architektur des Schlosses, auf steilem Felsen aufgebaut als ein Wahrzeichen standesherrlicher Machtfülle, das Eyachtal bekrönend und schützend.

Die Schloßkirche

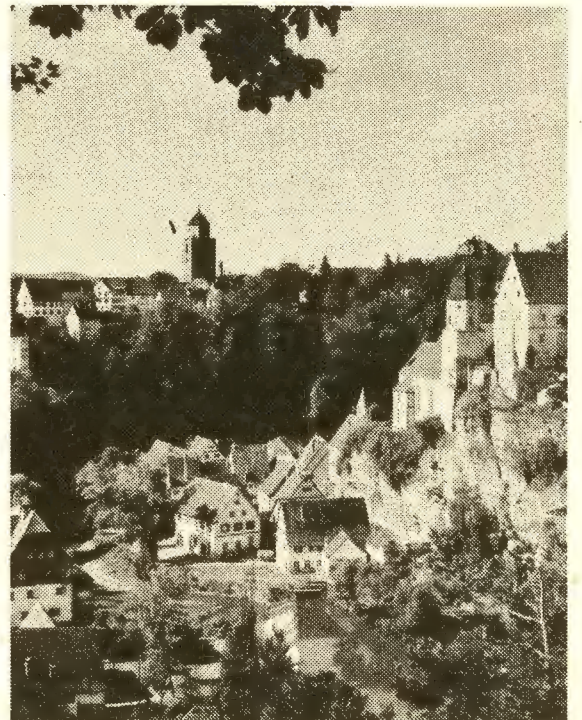
Unmittelbar im Anschluß an die Schloßbauten und etwas tiefer gelegen wurde die Schloßkirche auf dem nach Süden in das Eyachtal vorspringendem steilem Felsen erbaut. Unwillkürlich zieht sie den Blick auf sich. Sie schaut auf die Stadt herunter. Allein ihre Fundierungsarbeiten nahmen nach 1584 sieben Jahre auf den schroffen Felsen in Anspruch.

Graf Christoph schritt nach dem Schloßbau zum Bau der Schloßkirche. Die Unterstadtkirche, dem heiligen Nikolaus geweiht, aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, litt immer wieder unter den Wassern der Eyach. Graf Christoph begann so 1584 mit dem Bau der Schloßkirche mußte aber ihre Vollendung seinem Sohn überlassen (Johann Christoph), denn er starb 1592.

Die Kirche wurde 1584 bis 1609 nach den Plänen von Hans Stockher in gotisierenden Formen erbaut. Sie besteht aus einem einschiffigen Langhaus und einem mit drei Seiten des Achtecks geschlossenem Chor. Die Kirche wurde dann um die Mitte des 18. Jahrhunderts barockisiert. Aus der Erbauungszeit noch erhalten das 4,50 m hohe schmiedeeiserne Chorgitter und als bedeutendes Renaissancewerk der figurenreiche Hochaltar. Seine Altarplastik (s. unten) stammt überwiegend von Virgil Moll aus Überlingen, der auch den Hochaltar in der ehemaligen Hechinger Schloßkapelle schuf, von dem sich heute Teile in der Junginger Kirche befinden.

In seinem reichen, dreigliedrigen Aufbau enthält der Hochaltar übereinander zwischen kannelierten Säulen eine Dreifaltigkeit, eine Anbetung der Hirten, eine von Engeln umschwebte Muttergottes auf der Mondsichel und ein Kruzifix, an der Seite zahlreiche Figuren. Eine Besonderheit ist der Tabernakel in Form einer Kuppelkirche.

Der Hochaltar ist die Hauptzierde der Kirche, die sich durch geistlichen Aufbau und vortreffliche Gliederung und vollkommenste Harmonie auszeichnet. Es sei erinnert an die lebensgroßen Figuren der heiligen Dreifaltigkeit (Gott Vater, Gott Sohn, über ihnen schwebend der heilige Geist in Gestalt einer Taube). Daneben als Ehrenposten Petrus mit den Himmelsschlüsseln und Paulus mit dem Schwert. Oberhalb und seitwärts die heilige Jungfrau Ursula und heilige Verena, zu Füßen der Jungfrau Ursula Johannes, der heilige Rochus, zu seinen die vier Evangelisten, denen sich die vier Kirchenlehrer beigesellen. Den Abschluß bildet eine Kuppel mit Laterne. Über das Ganze breitet sich ein duftiger Blütenregen feinsten Ornamentik als Ketten, Stäbe und dgl. Der große Hochaltar ist der bedeutendste Renaissancealtar der Gegend.



Fürst Johann Friedrich, der besonders gern in Haigerloch weilte und zeitweise seine Residenz hier aufgeschlagen hatte, veranlaßte den Umbau der Schloßkirche nach dem Geschmack seiner Zeit. Je zwei Joche wurden zusammengezogen und mit einer Flachkuppel versehen und im Sinne des Barock umgestaltet. Der Wessobrunner Stukkateur Nikolaus Schütz zog für die Ausführung den jungen Haigerlocher Baumeister Großbayer heran. Die Seitenaltäre in Stuckmarmor und die Kanzel sind lebenswürdige Arbeiten des Bildhauers Franz Magnus Hobs (Genzmer). Als dritter Künstler wirkte Maler Meinrad von Ow mit, der die Deckengemälde schuf und die Darstellungen aus den Legenden der Heiligen Christophorus und Katherina. Im Schiff ließ Fürst Joseph die 7 Altäre und die Kanzel anbringen. Die Stuckarbeiten dürften von Michael Feuchtwanger, die Fresken an den Decken und Wänden von Meinrad von Ow stammen. In dem Mittelbild der Kuppel sind Darstellungen aus dem alten und neuen Testament, über der Empore musizierende Engel, im Deckengemälde die vier Erdteile, in der fürstlichen Loge der heilige Meinrad usw. Die beiden überlebensgroßen aus Holz geschnitzten Statuen stellen den Grafen Christoph mit dem Modell der Schloßkirche und den Erneuerer, den Fürsten Joseph, in reicher Rokokotracht vor dem Bilde der Stadt Sigmaringen dar. Fürst Joseph war es auch, der ab 1755 die Wallfahrtskirche St. Anna, eine reizvolle Baugruppe von europäischem Rang, auf der gegenüberliegenden Eyachseite erbaute. Der Baumeister Michael Fischer schuf hier ein einzigartiges Kleinod spätbarocker Kunst von seltener Schönheit.

Im Jahre 1683 wurde die Schloßkirche zur Pfarrkirche Haigerlochs erhoben. Bis dahin zählte die Oberstadt zur Pfarrkirche Weildorf, während die Unterstadt in Trillfingen ihre Pfarrkirche hatte.

Aus der Glanzzeit der fürstlichen Residenz Haigerloch stammen auch einige stattliche Bürgerhäuser, wie das Gasthaus zum „Schwanen“ mit dem Sandsteinrelief Adam und Eva und dem malerischen Giebelbau, den der Baumeister Großbayer als sein Wohnhaus errichtete.

In den letzten vier Jahren sind die Gotteshäuser schön restauriert worden (Schloßkirche und St. Anna). Auch den weltlichen Gebäuden, den Residenzen der Grafen von Hohenzollern-Haigerloch und der Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, wurden und werden dringend notwendige Erneuerungsarbeiten durchgeführt. In ihrer vierhundertjährigen Geschichte stehen Schloß und Schloßkirche in engster Verbindung mit der Entwicklung der Stadt Haigerloch und prägen heute noch ihr Gesicht.

Eine Schulstube für 300 Kinder Die Ebinger bauen ein neues Schulhaus

Dr. Walter Stettner

Das einstige Ebinger Pfarrhaus auf den Spitalhof war 1550 während des Interims, als hier kein Pfarrer war, zum Schulhaus umfunktioniert worden. Im Jahr 1716 war diese Schule „wegen ihres Alters und ihrer Bauqualität und auch wegen der täglich zunehmenden Zahl der Kinder dermaßen eng und klein, daß es unumgänglich notwendig“ war, das Schulhaus gänzlich abzubauen und eine neue, erweiterte Schule erstellen zu lassen. Die Kosten für den Neubau wollte die Stadt nicht allein tragen, sondern die Stiftungen mit heranziehen, denen auch schon früher von der Stuttgarter Regierung Beiträge zum Bau anderer Schulen und Kirchen auferlegt worden waren. Das bedurfte im Zeichen des Absolutismus der Zustimmung der Regierung. Sie wüßte dazu die Einreichung eines „Risses“ und Kostenvoranschlags. Der Riß ist noch im Stuttgarter Hauptstaatsarchiv erhalten. Er sah im Erdgeschoß vorne einen Viehstall, eine Scheuer und einen Gang vor, der nach hinten zur Schulstube führen sollte. Die Schulstube sollte etwa ein Viertel größer werden als die bisherige. Im ersten Stock war für den Präzeptor vorn eine Wohnstube mit Stubenkammer, dahinter Küche und hintere Stube, Laube und hintere Kammer geplant. Der ganze Bau sollte vorne eine Breite von 34 Schuh (= 11 Meter), hinten von 43 Schuh (= 14 Meter) haben, also die Form eines Trapezes bekommen.

Gegen dieses Vorhaben wandte sich Stadtpfarrer Mag. Schmidt mit einer Eingabe an den Herzog: Das Schulhaus ist für 300 Schüler geplant, welche alle miteinander in einer Stube zu sitzen gezwungen sind. Die Ebinger sind sehr eigensinnig, denn trotz Einsprüchen von Amtmann und Pfarrer wollen sie wieder nur eine Stube, wenn auch etwas größer als bisher, machen, in der sich der Präzeptor samt zwei Schulmeistern kümmerlich behelfen müßten, auch Knaben und Mädchen nicht ohne dann und wann gegebenes Ärgernis untereinander sitzen müssen. In recitatione lectionum (beim Aufsagen der Aufgaben) entsteht von solchen drei Partien ein solches Getöse und Tumult, daß oft ein Schulmeister ein Kind, das er vor sich hat, wegen der Menge der Aufsagenden nicht versteht.

Fürs folgende fehlen mehrere Aktenstücke, auch ein Riß, aber so viel wird deutlich, daß die Eingabe des Stadtpfarrers nicht ohne Erfolg blieb. Man entschloß sich, „den Bau in drei Stockwerken und

gerad (also rechtwinklig) zu führen, mithin zu drei Schuelstuben einen ganzen Stock einzuräumen.“ Die Stiftungen hatten zunächst auf herzogliche Verfügung zu den Kosten von etwa 1700 fl. (= Gulden) 500 fl. beisteuern müssen; als der Bau dreistöckig errichtet wurde, stiegen die Kosten auf über 2500 fl. Dazu hatten die Stiftungen einen weiteren Betrag von 300 fl. zu leisten.

Für den Neubau mußten die Maurer hinten an der Schule am Bach (der zur Stadtmühle floß) eine neue Stockmauer aus lauter Quadersteinen aufsetzen. Den Zimmerleuten halfen beim Aufrichten des Neubaus zwei Tage lang 46 Bürger, für die Bedachung 148 Schulkinder. Das erforderliche Holz konnte nur teilweise aus den Stadtwäldern gewonnen werden; das fehlende Eichen- und Tannenholz kam von Veringenstadt, von Laufen und aus den Balingen Herrschaftswäldern. Dafür mußte in Laufen Zoll und dort sowie in Lautlingen ein Wegegeld entrichtet werden. Einiges konnte auch vom alten Schulhaus verwendet werden, die verzierten Stützen am heutigen Eingang stammen noch aus dem 16. Jahrhundert. Am 9. Dezember 1716 konnte der Amtmann nach Stuttgart melden, daß das Schulhaus bereits in völligem Stand sei und darin Schule gehalten werde.

Das Schulhaus, heutzutage als alte Schule bezeichnet, ist ein schmucker Bau. Nicht wenig tragen dazu das Glockentürmle und die Uhr bei, die beide ursprünglich auf dem unteren Torturm angebracht waren und nach dessen Abbruch den Roten Kasten zierten. Wann im Erdgeschoß Stall und Scheuer durch ein weiteres Schulzimmer ersetzt wurden, ist noch nicht erforscht.

Daß im alten Schulhaus, also dem Vorgänger des jetzigen Baus, bis zum Jahr 1716 in einer einzigen Schulstube bis zu 300 Kinder von drei verschiedenen Lehrern unterrichtet wurden, kann man sich heutzutage überhaupt nicht mehr vorstellen, so unglaublich ist es. Man kann da nur mit Hochachtung und zugleich mit tiefem Bedauern an die damaligen Lehrer und Schüler denken. Ob es wohl in den zahlreichen anderen Kleinstädten unseres Landes und in unseren Dorfschulen viel anders ausgesehen hat?

Quelle: Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 288 Bü. 1856.

Von den Fluren um Pfeffingen

Von Fritz Scheerer (Schluß)

Der Name Eyach (mundartlich „d' Eye“) kommt vom Althochdeutschen „iha“, einer Nebenform zu „iwa“. Das Grundwort ist „ach“ und heißt soviel wie fließendes Wasser (lat. aqua). Das Bestimmungswort bedeutet soviel wie Eibe (Taxus). Diese muß früher im Eyachtal ein häufiger Nadelbaum gewesen sein. Heute kommt er bei uns nur noch vereinzelt vor (Hangender Stein, Untereck, Schafberg usw.). Der Flußname Eyach bedeutet also „Eibenwasser“ (vgl. auch Eybach bei Geislingen/Steige).

Nahe beieinander auf der Pfeffinger Markung münden der Rohrbach und der Bronnentalbach in die Eyach. Der Name Rohrbach hängt mit Rohr, mundartlich „Raor“ zusammen, das Schilfstengel sind. Der Rohrbach ist deshalb der mit Schilfrohr bestandene Bach. Der Bronnentalbach erhielt seinen Namen von dem Tal, in dem ein Brunnen, d. h. eine Quelle sprudelt.

Der Kiesertalbach hat seinen Namen ebenfalls vom Tal, das er durchfließt. Ein Kieser wird der Besitzer des Tales gewesen sein. Der Westertbach vereinigt sich im Ort mit der Eyach. Er gibt die Richtung an, aus der er kommt. Außerhalb des alten Dorfes vereinigen sich mit ihm der Eschenbach und der Wüschtalbach. Am Eschenbach werden zahlreiche Eschen gestanden sein. Schwieriger zu erklären ist der Name Wüschtal (langes und kurzes Wüschtal). F. Wißmann bringt den Namen mit Wendtal, d. h. ein sich wendendes Tal in Zusammenhang, da der Name mundartlich Wendstall gesprochen wird (vgl. Wendeltreppe).

Bei der einstigen Waffefabrik ergießt sich der Buhbach in die Eyach. Seinen Namen dürfte er von den vielen Buchen haben, die einst in seinem Tal wuchsen. In Richtung Zillhausen heißt die sowohl Wald als auch früher Allmand umfassende Flur Roschbach, von der heute ein Teil Naturschutzgebiet ist. Es ist zum größten Teil sumpfig und rutschig. Schilfrohr und andere Sumpfpflanzen finden sich hier. Der dort fließende Bach ist der Uchtentalbach. (Markungsgrenze gegen Zillhausen). Die Pfeffinger heißen ihn „Schrofenbach“. Schrofen sind sonst rauhe, zerklüftete Felsen, hier fehlen sie aber. Dafür finden sich schiefrige, scharfe Gesteinsstücke in den Klingen. Das in den Bach hineinragende, enge Tal im ersten Zufluß zur Eyach ist das „Ennatelbächle“ (Innentalbächle).

In der Gasse gegen Zillhausen floß einst von den Äckern des Bohls in einem Rohr das „Heilige Brunnlein“, dessen Wasser man heilende Kräfte zuschrieb. Das frische, kühle Wasser gab dem Kaltbronnenbach am Weg nach Burgfelden den Namen.

„Berg (Auchtberg)“

Im Gegensatz zum „Tal“ spricht man vom „Berg“ und meint damit die nördlich des Dorfes liegende Bergmasse des Auchtbergs, der in den Irrenberg übergeht. Der Auchtberg trug die Nachtweide für das Zugvieh (mhd. ucht = Nachtweide), das tagsüber arbeiten mußte und in der Nacht die Weide bezog. Nach dem Abgang der Weidewirtschaft reitete oder rodete man Flächen („Reite“ = ein durch Rodung gewonnenes Land). Die Fluren „Stauden“ weisen auf Weideflächen hin, die teilweise mit Gebüsch, Gehölz und Baumgruppen bestanden waren. Vom Staudenwald kam man auf dem „Musmehlweg“ über den „Musmehlteich“ ins Tanheimer Tal zur Mühle, die auf Onstmettinger Markung lag. In ihr wurde auch Musmehl hergestellt. Die an die „Reite“ anschließende Fläche heißt Schlichte (= Ebene).

„Kerben“ weist auf Schlitz- und Spalten hin. „Beim Mehlsbaum“ erinnert an einen längst abgegangenen Mehlsbaum, ähnlich wie die große und kleine „Linde“ an Lindenbäume.

Der Irrenberg ist weit vom Dorf entfernte Bergfläche, die am Steilhang mit der „Riese“ endet. In Richtung Thanheim wurde früher der „Hessensteig“ öfters begangen. Alle Steigen sind steile Fahrwege. Hier dürfte ein Heß Besitz gehabt haben. Die „Schönhalde“, die heute teilweise bebaut ist, ist ein sonniger, warmer Abhang. Der Wüschberg wird

durch das Wüschtal vom Irrenberg getrennt. Den gegen dieses Tal hinziehenden Teil der Bergebene wird als „Hoka“ (Haken) bezeichnet. Ein am Trauf hinziehender Wiesenteil heißt „Zettel“, ein früherer Allmandstreifen rechter Hand der Straße zum Zitterhof ist der „Trieb“. Er war ein Durchgang für das Weidevieh, da in das anschließende „Kälberteich“ und in das „Innental“ getrieben wurde. Hier liegt auch der Zitterhof (895 m), den manche mit den Erdbeben der Zollernalb in Verbindung bringen wollen. Er ist aber erst eine Gründung des 19. Jahrhunderts (der jüngere erst 1877). Hier mag das Zittergras einst sehr verbreitet gewesen sein. Eine Wiesenfläche zwischen Eyach- und Innental wird „Ächtwiese“ genannt (vielleicht = echte Wiese). Das „Zitterried“ liegt an der Straße nach Onstmettingen (Riet = reuten, roden).

Um das obere „Eyental“

Durch den neuen Wohnbezirk „Anwandel“ ist die einstige „Obere Mühle“, die spätere Waffefabrik schon fast mit dem Ort verbunden. „In der Wasserscheide“ werden die Wasser zur Eyach und zum Klingenbach, der durch das Thanheimer Tal fließt und im „Kühlen Grund“ unterhalb Ostdorf mündet, geschieden. „Ob der Eitelsteig“ (Eyentalersteig) schließt sich an. Rechts davon liegt die Seelwies („Sailwies“), die einst Kirchengut war und durch das „Quältig Täle“ zur Eyachquelle hinabführt. Oben liegt der Haugenbühl, dessen Namen auf seinen früheren Besitzer zurückgehen wird. Die Bezeichnung „Beim weißen Stein“ dürfte von einem sprechenden Markstein kommen. An der Tailfinger Markungsgrenze liegt der Brechetsteig, der um 1925 erbaut wurde und nach seinem Erbauer im Volksmund „Reihnlehn“ genannt wird. Auf der Brechetsteig vom „Lindenloch“ herab wird manches Wagenrad gebrochen sein („Loh“ wird mit Lohe = Wald zusammenhängen). „Im Buh“ liegt im Buhtal (s. oben), das sich in die engen Täler des Onstmettinger und Tailfinger Teichs teilt.

Schöne Aussichtspunkte sind die verschiedenen Kapf: Buhkapf, Naupenkapf. „Unter Naupen“ ist weitläufig bebaut mit Ein- und Mehrfamilienhäusern. Eine Flur heißt „Am schrägen Weg“ (schräg!), eine andere dagegen „Im bösen Grund“ (keine gute Ackerfläche). Die vom Kälberteich bis zur alten Heusteige reichende Waldhalde ist der „Leurenshuh“ (vielleicht lang hinziehender Abhang). Auf der Heusteige fuhr man dereinst das Heu vom Berg ins Dorf, denn auf der Höhe gab es einst nur einmündige Wiesen. Der „Anwandel“ ist heute teilweise überbaut (Name hängt mit anwandel, angrenzen zusammen). Der „Seegarten“ erinnert an einen früheren See. Das „Ohmental“ könnte seinen Namen von Ohmd bekommen haben, ist aber heute ein Waldtal.

Wo die „Mannensteige“ von der Tailfinger Straße abzweigt, stand im 18. Jahrhundert ein Salbenofen. „Kohlhütte“ erinnert an die in Meilern gewonnene Holzkohle. Die „Kennensteige“ ist eine alte Straßenführung nach Tailfingen („Kennen“ ist wohl der älteste Ortsteil Tailfingens), während die Bronnensteig das Bronnental hinaufführt. Langental, Eichbühl, Sättle, Hohe Wiese, Unterm Horn sind Flurbezeichnungen, die jeweils mit der Lage und der Gestalt zusammenhängen. Wenn die „Schmalzgrube“ fetten, tonigen Boden hat, so hat der „Steinbusch“ steinigen Boden. Der Name Kornberg kommt vom Anbau der Äcker mit Korn (Dinkel). Das „Böse Gewand“ ist ein weniger gutes Ackerland.

In einer Weid- und Markungsbeschreibung von Tailfingen heißt es 1716: „Dieses Flecken Theilfinger Bahn und Markung fahet an, eine halbe Stund von dem Flecken hinaus, an dem Margrethenhäuser Fußweg, auff Kornberg, bey dem: Ersten unbezeichneten Drey Markhungsschaidstain, ist ain niderer, rawer, Langlechter, Kalkstein, hat oberher Ein Creutz, dabey stehet ein Säulin mit dreyen Creutzen signiert, zwischen Michael Stechers von Theilfingen, und Michael Stumpen, Dorfvoget von Margrethen Hausen äkern, und scheidet Theilfingen, Margrethen Hausen und Pfeffingen. Von Ermeltem Dreymarkhungs Schaidstein nun Laufft es wenig rechts hinein, biß auff das sogenannte Kiesertal, zu dem Zwayten . . . Bahnstein“.

Gegen Margrethenausen findet sich das „Hauser Feld“. Zoll wurde an der Grenze gegen das ritterschaftliche, nicht württembergische Margrethenausen beim „Zollstock“ erhoben. Über dem Tal liegt der „Heimbühl“ (Heim = Farren, Zuchtstier). „Brühl“ = feuchtes Wiesengrundstück, „Breite“ = Ackergelände sind „Bohl“ alte Flurnamen, deren Teile meist in der Hand eines Grund- oder Zehntherrn waren.

Gen Burgfelden und gen Western

„Auf Burgfeld“ bezeichnet das auf der Höhe gelegene Feld, das mit der Burgfelder Hochfläche zusammenhängt und zu der die „Burgfelder Steig“ führt. „Auf dem Lau“ ist ein Teil der Bergebene, der an den Wald grenzt (Lau = kleiner Wald). „Auf Böllat“ und „Vor Böllat“ deuten den steilen, hohen Berg an (914 m). Das „Ried“ wurde einstens gerodet (s. oben). Auf den „Heimenwiesen“ wurde das Futter für die Fassetierhaltung geholt. Sie waren wie die

„Allmand“ im Besitz der Gemeinde. „Aufm Haag“ war ehemals ein Heckenzaun. „Hinten im Roschbach“ ist eine Lagebezeichnung. Der „Scheibenbühl“ bezeichnet eine Ecke des Auchtbergs und der „Schnabel“ eine Spitze des Wünschbergs. Der „Sulzatel“ liegt im Sattel zwischen Böllat und Wünschberg. „Sulz“ bezeichnet hier eine sumpfige Stelle, was besonders zutrifft in der zur Rutschung neigenden Ornatenonen. So deuten auch „Baumsumpf“ und „Fleckensumpf“ auf solche Stellen.

Auf muldenförmige Bodengestaltung weist „Wannenbuch“. „Wer den Weg in den bebauten ‚Rauschen‘ (Roschbach) geht, hat die Steigung des Kautenbühls zu überwinden“ (Wißmann). Nach Keinath soll der Namen Kauten an einen in einem Frauengewand umgehenden Geist erinnern (Sage vom Kau-

tenweible). Der „Bohl“ ist eine alte Ackerflur (s. Heimatk. Blätter März 1980).

Nach diesem Gang an Hand von Flurkarten über die Fluren und durch die Wälder beim Eyachursprung erkennen wir, was die Menschen dieser Gegend trotz der Höhenlage in rund 1600 Jahren aus dem von ihnen bebauten Boden herausgeholt haben. Ein Teil ihrer Geländenamen mag bis in die Zeit ihrer Landnahme zurückreichen, ein anderer Teil in die des frühen und späten Ausbaus. Besiedlung und Flurnamen, Rodung und Ausbau machten dann mit der Zeit weitere Benennungen notwendig. Veränderte Formen und sich wandelnde Bedürfnisse des Lebens haben immer wieder neues Namen-gut entstehen lassen.

Nusplinger Auswanderung im 18. Jahrhundert

Von Georg Miller, Reutlingen

Der Landgewinn, den Österreich durch die Siege Prinz Eugens im Frieden von Passarowitz 1718 im unteren Donauraum erworben hatte, ging größtenteils wieder verloren. Im Frieden von Belgrad 1739 blieb dem Kaiser nur mehr Ungarn übrig. Durch die Türkenkriege und die wiederholten Aufstände der magyarischen Magnaten, die einen hohen Blutzoll erforderten, waren weite Gebiete in Ungarn stark entvölkert worden. Um diesen Bevölkerungsverlust wieder aufzuholen, entschloß sich die kaiserliche Regierung in Wien durch Neubesiedlung mit österreichischen Untertanen diesen Bevölkerungsverlust wieder auszugleichen.

In den österreichischen Ländern, zu denen auch die Herrschaft Kallenberg mit Nusplingen gehörte, wurde eifrig die Werbetrommel gerührt. Kaiserliche Werber durchzogen Städte und Dörfer und ermunterten die Leute durch mannigfache Versprechungen und Vergünstigungen zur Auswanderung. So wurde den Neusiedlern für fünf Jahre Befreiung vom Zehnten und anderweitigen Verpflichtungen zugesagt. Zur Beschaffung von Vieh, Geräten und für den persönlichen Bedarf bis zur Einbringung der ersten Ernte wurde den Siedlern ein Vorschuss gewährt, sofern der Mindestsatz von 200 Gulden, den jeder Siedler mitbringen mußte, nicht ausreichte. Für die Rückzahlung dieses Vorschusses wurde eine Frist von 3 Jahren gesetzt. Wo dies die Umstände nicht erlaubten, ließ man Nachsicht walten. Die Regierung übernahm auch die Reisekosten nach Ungarn. Sie bezahlte überdies einen Reisezuschuß von 6 Gulden je Familie. Dieser wurde je zur Hälfte in Wien und Pest ausgezahlt.

Der Auswanderungsauftrag der österreichischen Regierung fand einen überraschend starken Widerhall. Die jahrelangen Kriegswirren und die damit verbundenen Kriegslasten und Steuern, dazu die vielen sonstigen Abgaben an die örtlichen Feudalherren hatten zur völligen Verarmung der Bevölkerung geführt und jeden Glauben und jede Hoffnung auf eine bessere und glücklichere Zukunft erstickt. In dieser Ausweglosigkeit nahmen viele Nusplinger das Risiko einer Auswanderung auf sich. Im Laufe des 18. Jahrhunderts wanderten in Nusplingen 16 Familien und 5 Einzelpersonen, insgesamt 84 Personen, aus. Eine beachtliche Zahl, wenn man bedenkt, daß Nusplingen Mitte des 18. Jahrhunderts (1757) 481 Einwohner zählte und der Auswandereranteil rund 17 Prozent ausmachte.

Es waren Bürger, denen die Not ins Haus stand und die hart um ihr tägliches Brot zu kämpfen hatten. Die handwerklichen Berufe waren übersättigt und es herrschte landauf und landab große Arbeitslosigkeit. Nicht besser sah es im bäuerlichen Bereich aus. Die meisten Nusplinger Auswanderer waren Kleinlandwirte und Handwerker, deren Arbeit nur geringen Verdienst abwarf. Eine scheinbare Ausnahme in diesem Kreis bildete ein Müller, ein Ölmüller und ein Brantweinbrenner. Den Manumissions- und Nachsteuergebühren gemäß zu urteilen, die sie bezahlen mußten, hoben sich ihre wirtschaftlichen Verhältnisse wenig von den anderen Auswanderern ab.

Die Nusplinger Auswanderung hatte 3 Höhepunkte. Die erste Auswanderungswelle umspannte den Zeitraum zwischen 1730 und 1740. In dieser Zeit wanderten 16 Personen aus. Auswanderungsstarke Jahrgänge waren das Jahr 1744 mit 19 Personen und das Jahr 1786 mit 29 Personen. Der Rest verteilte sich auf die Jahre 1748, 1768, 1772 und 1784. Der erste Auswanderer Kaspar Khuolt, der schon 1712 Nusplingen verlassen hatte, kehrte enttäuscht nach wenigen Jahren wieder in die Heimat zurück.

Für die Organisation der Auswanderung war für die kallenbergischen Untertanen der hohenbergische Landvogt in Rottenburg als Kommissär der österreichischen Regierung zuständig. In seinem Amt wurden die Auswanderungswilligen listenmäßig erfaßt und der Abtransport vorbereitet und organisiert. Die erste Fahrt ging nach Günzburg/D. Dort befand sich das erste große Auswanderersammelager. Die großen Umschlagplätze für die Auswanderer nach dem Südosten waren Wien und Pest in Ungarn. Bis zuletzt wurden die Auswanderer

über ihr Endziel im unklaren gelassen. Erst kurz vor der Ankunft im neuen Heimatort erfuhren sie dessen Namen.

Die weite Entfernung zur alten Heimat und der völlig unzulängliche Postdienst in den ungarischen Siedlungsgebieten brachte es mit sich, daß in den meisten Fällen mit der Ausreise auch die Verbindung mit den Angehörigen und Bekannten abriß. So ist nur wenig über die Gegenden und die Orte bekannt, in denen sich die Nusplinger Auswanderer

angesiedelt hatten. Nur von einem Johann Horn weiß man, daß er sich 1772 mit seiner Frau und seinen sechs Kindern „unweit Fünfkirchen“, das zwischen der Donau und der Draumündung liegt, niedergelassen hatte und es eine Esther Kleiner mit ihrem Mann 1768 nach „Isszimmer“ im Komitat Stuhlweißenburg nordöstlich des Plattensees verschlug.

Die alte Heimat entließ ihre Auswanderer, nicht ohne sie kräftig zur Kasse zu bitten. Die Leibeigenen, und das waren die meisten Nusplinger Bürger, mußten vor ihrer Auswanderung bei ihrem Grundherrn die Entlassung aus dem Leibeigenschaftsverhältnis beantragen. Für die Genehmigung mußten sie die sogenannte Manumissionsgebühr bezahlen. Ihre Höhe richtete sich nach der Kopfzahl und dem Vermögen des Auswanderers. Im Volksmund hieß diese Manumissionsgebühr „Gläß“ (Gelaß, Entlassung). Die Auswanderung konnte erst erfolgen, wenn dem Auswanderer der Manumissionsbrief, für den er noch eine Sondergebühr bezahlen mußte, zugestellt worden war. Wer leibfrei war, bedurfte keiner besonderen Entlassungsgenehmigung und mußte auch keine Manumissionsgebühren bezahlen. Für ihn genügte ein Paß und eine Bestätigung, daß er leibfrei war. Ohne eine kleine Gebühr ging es natürlich auch da nicht ab (Recognition). Unter den Nusplinger Auswanderern werden ein Johann Horn und ein Anton Kleiner ausdrücklich als leibfrei erwähnt.

Die Nachsteuer, auch Abzug oder Ausfahrt genannt, war eine Steuer, die jeder bezahlen mußte, der aus dem Herrschaftsgebiet auszog. Dabei spielte es keine Rolle, ob der Auswanderer Freier oder Leibeigener war. Diese Nachsteuer betrug 10 Prozent des aus dem Herrschaftsgebiet abfließenden Vermögens. Sie wurde nach dem Wert der verkauften Liegenschaften und des elterlichen Erbes bemessen. Lohnersparnisse und was im Zeitraum zwischen dem Verkauf der Liegenschaften und dem Wegzug für Bekleidung und täglichen Unterhalt benötigt wurde, konnte von der Nachsteuer abgesetzt werden.

Vom Killertal

Von Fritz Scheerer

Im Killertal, dem Oberlauf der Starzel, liegen mehr oder weniger dicht hintereinander die fünf Gemeinden Hausen, Starzel, Killer, Jungingen und Schlatt. Die Starzel hat ihren Ursprung in starken Spaltenquellen des Zollerngrabens oberhalb von Hausen als kleines Rinnsal vom Burladinger Paß und in dem Abfluß einer Spaltenquelle oberhalb von Starzeln. Die beiden Quellbäche vereinigen sich bei Starzeln. Die höchsten Quellen liegen 793 m hoch.

Zwischen 200–300 m hohen Talhängen, die im Bereich der gebankten Kalke steil und darunter in den Mergeln und Tonen flacher geböscht sind, fließt die Starzel gegen die abwärts fallenden Schichten in einem engen Tal voller Eigenarten zwischen der herben Landschaft der Hochalpen mit ihren Wäldern und Matten, das sich von Schlatt an in einem aufgeschotterten Talgrund verbreitert. Zwei abgerutschte Schollen bilden bei Jungingen beiderseits kleine Vorberge.

Im Bereich der Alb führt das Starzeltal den Namen Killertal nach dem Dorf Killer, das erstmals 1255 als Kilwilare (=Kirchweiler) erwähnt wird. Killer war im Mittelalter Pfarrort für Hausen, Starzeln und Jungingen und der auf Junginger Markung abgegangene Weiler ob Schlatt. Der Name des Pfarrsprengels wurde also zur Bezeichnung des oberen Starzeltales. Nördlich des alten Dorfkerns Killer lag die abgegangene Wasserburg der Herren von Killer, von denen Heinrich von Killer Reiterführer in Italien war. Er führte seit 1375 den Namen „Affenschmalz“. 1488 wurde der große Pfarrsprengel aufgelöst. Hausen und Jungingen wurden selbständige Pfarreien, Starzeln wurde nach Hausen eingepfarrt und 1530 wurde auch Killer eine Filiale von Hausen. Einen Rest von Zentralität behielt Killer nur noch bis in das 16. Jahrhundert als Mittelpunkt des Amtes Killer mit Hausen und Starzeln.

Holzgewerbe und Hausierhandel

Jahrhunderte hindurch lasteten auf der Bevölkerung Armut und Not. Eine Landwirtschaft, die die Familie ernährt, ließ sich im Killertal nicht betreiben. Die Ackerböden im schmalen Tal im Braunjura waren schwer, dürrig und unfruchtbar, auf den Höhen steinig. Die Dorfmark war zu klein, um die Bevölkerung ausreichend zu ernähren. Für die anwachsende Bevölkerung hieß es daher, die ungenügende Existenz zu ergänzen. Ein Nebenverdienst war vonnöten. Wenn sich das volkreiche Killertal wirtschaftlich entwickeln konnte, so lag es an seinem einzigen Reichtum, an dem beweglichen, fleißigen, findigen und unternehmungsfreudigen Menschenschlag.

Zusätzlichen Verdienst fand die kleinbäuerliche Bevölkerung zunächst in der Herstellung von **Holzwaren**. Aus Holz schnitzten, hobelten und drechselten die Killertäler seit dem 18. Jahrhundert Holzwa-

ren für den Haushalt und die Landwirtschaft, um sich eine bessere Lebensgrundlage zu schaffen. Es wurden fabriziert Koch- und Waschlöffel, Kartoffel-drücker, Wellhölzer, Nudel- und Hackbretter, Schüsseln, Teller, Gebäckmödel, Kleiderbügel, Siebe, Rechen, Gabeln, Faßhahnen und vieles andere mehr. Erst mit dem Aufkommen der Industrie wurde das Holzgewerbe zurückgedrängt. Bei den Wäscheklammern trat eine Verdrängung durch Klammern aus Plastikmaterial ein.

Die selbstgefertigten Holzwaren verkauften die Killertäler im **Hausierhandel**. Das ambulante Gewerbe nahm vermutlich schon im 18. Jahrhundert in Hausen i. K. seinen Anfang, wo einige Einwohner Enzianwurzeln ausgruben und mit diesen auf den Handel gingen. Die spekulativen „Kochlöffelbuben“ nahmen aber bald auch andere Artikel auf wie Florrücken (wollene Halstücher und Halsbänder), die zum Teil aus der Ebinger Gegend bezogen wurden, sowie Obst und Schnitze aus dem Steinlachtal. Im 19. Jahrhundert erfuhr das Warensortiment einen weiteren Wandel. Die Killertäler Hausierer ergänzten die Holzwaren durch Textilien, die leichter waren und bessere Gewinne abwarfen. Die Hausierer brachten Geld ins Tal, so daß sich die wirtschaftlichen Verhältnisse verbesserten. Um die Jahrhundertwende sah der badische Schriftsteller Heinrich Hansjakob in Jungingen „Wohlhabigkeit aus allen Fenstern schauen“. Der Gesamtwert der Waren, die bei „Messen“ während eines Jahres umgesetzt wurden, belief sich 1900 allein in Jungingen auf rund 300 000 Mark.

Der Hausierhandel nahm ungewöhnliche Formen an. Nach einer Statistik von 1900 waren unter den 3000 Einwohnern der fünf Killertalgemeinden und Beuren 700 Hausierer, männliche und weibliche. Die große Mehrheit der Bevölkerung ging also auf den Hausierhandel, ohne indes die Landwirtschaft aufzugeben. Auf der Alb, im württembergischen Oberland und Unterland, im Allgäu, Vorarlberg, in Bayern, in der Schweiz und im Elsaß usw. waren die Killertäler Hausierer unterwegs. Heute ist der Killertäler Handel fast ganz verschwunden. Schon nach dem 1. Weltkrieg war ein Rückgang des ambulanten Gewerbes eingetreten. Nahezu 200 Jahre war die Hausiertätigkeit eine wichtige Erwerbsquelle der Killertäler Bevölkerung.

Peitschenherstellung

Auch die einstmalige bedeutsame Peitschenindustrie des Killertales gehört der Vergangenheit an. Sie kam von Prag und Wien nach Ringingen und breitete sich von dort auf sämtliche Killertalgemeinden aus. Killer wurde das „Peitschendorf“, der Mittelpunkt dieser Fertigung. In ihrer Blütezeit zählte man an die 40 Betriebe mit mehr als 300 Beschäftigten. Heute kann nur noch ein Nekrolog geschrieben werden unter der Überschrift „Traktoren und Autos brauchen keine Peitschen“.

Für die Peitschen lieferten ursprünglich die heimischen Halden und Wälder das Rohmaterial, die Haselnußhecken und Eschen. Die Peitschen wurden für die Hausierer eine begehrte Handelsware. Im 19. Jahrhundert wurden sie sogar Exportgut nach Übersee. Als die Ansprüche der Kundschaft größer wurden, bezogen die Peitschenmacher ihr Material aus Südtirol. Das eschenähnliche Zirbelholz, die „Sulgenstecken“, wurden verarbeitet. Schließlich benutzten die Peitschenhersteller das elastische Manila- und Malakka-Rohr. Die Fertigung reichte von der eleganten Reitpeitsche in feinsten Ausführung mit Silbergriff bis zur derben Fuhrmannspeitsche. Es gab glatte, gedrehte, baumwollumsponnene und lackierte Peitschen. Im Hausierhandel lieferten die Peitschenmacher ihre Erzeugnisse nach allen Teilen Deutschlands und nach Übersee. Nach dem 2. Weltkrieg ging für das Zentrum der Peitschenherstellung im Killertal die Sonne unter. Der Auslandsmarkt hatte die Produktion von Peitschen an sich gerissen. Im Inland ging die Pferdehaltung im Zuge der Motorisierung zurück und damit auch der Bedarf an Peitschen. Die Betriebe mußten sich nach anderen Fertigungen umsehen. Einzelne Firmen gingen auf Gardinenfabrikation über oder wurden modische Gürtel für Damen und Herren, auch Spazier-, Wander- und Skistöcke fabriziert. Eine der ältesten Peitschenfirmen lehnte sich an die Trikotagenindustrie an. Lieferanten der Peitschenmacher waren die Riemenschneider von Schlatt, die auch Näh-, Binde- und Schuhriemen fertigten.

Junginger Feinmechanik

Durch das Wirken des Pfarrers Philipp Matthäus Hahn (1739-1790), der in den Jahren 1764-1770 in Onstmettingen tätig war, wurde die feinmechanische Industrie im Bereich Albstadt - Balingen und in Jungingen begründet. Hahn kann mit Fug und Recht als Universalgenie bezeichnet werden. Er übte zwei Berufe aus: den eines pietistisch geprägten Pfarrers und den eines genialen Erfinders. Seine Erfindung der gewichtslosen Neigungswaage wurde zum Ausgangspunkt der heute blühenden Waagenindustrie in unserem Kreis.

In den folgenden Jahrzehnten konnte sich die Stellung der Feinmechanik nicht nur in Onstmettingen festigen und auf andere Orte des Oberamts (Balingen, Ebingen) übergreifen, sondern auch im Killertal in Jungingen Fuß fassen. Der Junginger Schmiedesohn Ludwig Bosch erlernte in Onstmettingen das feinmechanische Handwerk. Dieses verpflanzte er 1852 in seinen Heimatort und gründete mit seinem Bruder eine Werkstatt zur Herstellung von mannigfachen Metallzeugnissen, aus der ein bedeutendes Unternehmen heranwuchs. Später spezialisierte sich der Betrieb auf Waagen und Gewichte und stellt heute hochwertige Analysen- und Präzisionswaagen sowie Feingewichte her. Die Werkstatt Bosch wurde durch ihre Ausbildungstätigkeit zur Keimzelle anderer feinmechanischer Betriebe in Jungingen.

Zwei Junginger Feinmechaniker betrieben im Elsaß, in Straßburg, die Werkstätte J. und A. Bosch. Sie stellten optische, medizinische und physikalische Instrumente her, die in viele Länder exportiert wurden, darunter an 100 seismographische Stationen. Doch das Ende des 1. Weltkriegs machte ihrer Tätigkeit im Elsaß ein Ende - sie wurden enteignet und ausgewiesen. In ihrer Heimat schufen sie sich eine neue Existenz. Albert Bosch gründete 1921 mit Teilhabern die Firma Bosch u. Speidel und stellte medizinische Apparate und Instrumente her. Die Fabrikation umfaßte Blutdruckmesser, Blutdruckschreiber, Oszillographen zur Untersuchung gefäßkranker Patienten und Stethoskope usw. Die Firma wurde 1965 aufgelöst. In der Firma Bosch u. Speidel war Willy Bosch Teilhaber und kaufmännischer Leiter. Er gründete mit seinem Sohn Edwin 1965 die Firma Bosch u. Sohn GmbH u. Co. Fabrik medizinischer Apparate, die sich innerhalb weniger Jahre einen guten Ruf erwerben konnte. Das Produktionsprogramm umfaßt u. a. Blutdruckmeßgeräte, elektronische Blutdruck und Pulsfrequenzmeßgeräte, elektronisch gesteuerte Fahrrad-Ergometer bis hin zum einfachen Heimtrainer.

Die 1919 gegründete Firma Kasimir Haiss fertigt neben Blutdruckmessern andere medizinische Instrumente (Augentonometer zum Messen des Augendrucks, Lumbalpunktations-Bestecke u. a. mehr). Blutdruckmesser sind auch die Spezialität der Firmen Rudolf Riester und Friedrich Bosch, während Josef Winter vorwiegend Augentonometer herstellt.

Ein weiterer Zweig der Feinmechanik in Jungingen ist die Herstellung von Bordinstrumenten für die Luftfahrt und zur Flugüberwachung (Höhenmesser, Fahrtmesser, Höhenbeschreiber, Variometer usw.) durch die Firma Gebr. Winter. Aus einem Handwerksbetrieb hervor ging die Firma Büschel-Kontaktbau Bumiller-Zink, die betriebssichere Hochfrequenz-Steckverbindungen für die Elektrotechnik, Radartechnik und Hochfrequenz-Technik fertigt. In einer Filiale der Ebinger Firma G. Hartner wurden Waagentile hergestellt. Zwei Lederbetriebe liefern Etuis, Taschen für medizinische, optische und andere Meßgeräte.

Die Gemeinde Jungingen, die 1975 mit Hechingen eine Verwaltungsgemeinschaft bildete, nimmt so innerhalb der Industrie unserer engeren Heimat eine besondere Stellung ein. Denn ihre Firmen mit zum Teil hundertjähriger Tradition und Erfahrung stellen neben hochwertigen Präzisionswaagen vor allem medizinische Geräte und Instrumente sowie Feinmeßapparate und ähnliche Erzeugnisse her, die zu über 70 Prozent in mehr als 90 Länder exportiert werden.

Aber nicht nur hochwertige feinmechanische Erzeugnisse werden von Jungingen exportiert, auch auf große Männer kann Jungingen stolz sein. Ein Junginger Kleinbauernsohn aus einer Händlerfamilie, Friedrich Deckel, konnte es in München mit seinem Unternehmen bis zu einer Weltfirma bringen. (1871 in Jungingen geboren, 1948 gestorben). Bei Gebr. Bosch ging er in eine Feinmechanikerlehre. In München gründete er 1905 eine Feinmechaniker-Werkstatt, aus der ein Großunternehmen mit Tausenden von Beschäftigten wurde, das durch die Entwicklung des Compur-Verschlusses für Fotoapparate, einer Universal-Werkzeug-Fräsmaschine und andere Produkte hochentwickelter Präzisionstechnik zur Weltgeltung gekommen ist. Friedrich Deckel wurde bayrischer Kommerzienrat und 1928 Dr. Ing. h. c. der Technischen Hochschule München.

Am Rande möge noch ein Hinweis gestattet sein: Nämlich aus der 1501 ausgestorbenen Familie der Herren von Jungingen stammen die beiden Deutschordenshochmeister Konrad (1393-1407) und Ulrich (1407-1410). Das edelfreie Geschlecht der Herren von Jungingen, das 1075 erstmals erwähnt wird, hatte seine Burg südlich des Dorfes auf dem „Bürgle“, unterhalb des Himberg, wo noch Wall und Graben vorhanden sind. Im 13. Jahrhundert überließen sie ihren Besitz im Killertal dem Johanniterorden. Sie bauten im Lauchertal im Zentrum Jungingen eine neue Herrschaft auf. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts erbten sie die Herrschaft Hohenfels (nördlich des Bodensees), wohin sie dann ihren Sitz verlegten.

Jungingen zählt zu den hohenzollerischen Gemeinden, in denen die Industrie früh aufgekommen ist. Wenn seine Einwohnerzahl 1871 erst 675 betrug, die von einer armen Landwirtschaft und dem Hausierhandel lebten und eine verhältnismäßig kleine Markung hatten (933 ha), so ist heute der Ort eine Industriegemeinde mit rund 1500 Einwohnern, die Turn- und Festhalle, Frei- und Hallenbad hat und Hauptort des Killertales ist.

Andere Gewerbe- und Industriezweige

Aus der Zeit vor dem 1. Weltkrieg stammen Junginger Trikotfabriken. Aus dem Tailfinger Raum mit seiner textilen Zusammenballung erfolgte auch ein Hinübersteigen dieses Industriezweiges in das Starzel- und Fehltal. Aus dem alten Killertal früher mit dem Hausierhandel verbundenen Holzgewerbe entstanden holzverarbeitende Gewerbebetriebe wie in Schlatt die Drechslereien. Zum ältesten Industriebetrieb in Schlatt zählt das Ziegelwerk. Weiterhin kamen hier Betriebe der Präzisionsmechanik und der Elektrotechnik sowie mehrere Textilbetriebe. Aus einer Arbeiterbauerngemeinde entwickelte sich der Ort zur gewerblichen Gemeinde, so daß die Auspendlerquote von Arbeitern sehr niedrig ist. Auch Hausen ist eine gewerbliche Gemeinde geworden.

Zusammenfassend kann festgestellt werden: In sämtlichen Killertalorten, wo eine Bevölkerung mühsam dem Boden einen kargen Ertrag abrang und sich mit einer kleinen Landwirtschaft über Wasser hielt, um sich das Notwendige zum Leben zu verschaffen (aber nicht viel mehr), sahen sich die Menschen gezwungen, sich einen Nebenverdienst zu verschaffen, mochte die Entlohnung dabei anfangs noch so mager sein. Eine Wende trat dann erst Ende des 19. Jahrhunderts ein mit dem Aufkommen der Industrie. Die ersten Industriebetriebe knüpften an vorhandene gewerbliche und hauswerkliche Fertigungen an (Weberei, Strickerei). Die Metallindustrie fing frühzeitig mit der Junginger Feinmechanik an und rückte dann nach dem 2. Weltkrieg (mit Hechingen usw.) in der Beschäftigtenzahl weit nach vorn. Es konnte sich eine wirtschaftlich soziale Revolution in Hohenzollern im Zeitraum eines Jahrhunderts vollziehen. So führte auch im Killertal die Industrie ein neues Zeitalter herauf.

Inhaltsverzeichnis 1980

	Seite
Zur Baugeschichte der Ebinger Martinskirche (Dr. Walter Stettner)	241
Die Balingen Malerfamilie Weiß (Fritz Scheerer)	242
Aus der Geschichte der Kath. Kirchengemeinde Winterlingen (Pfarrer Jäger)	242/243
Zur Geschichte Ebingens (Dr. Walter Stettner)	243/244
Von unseren Städten im Mittelalter (Fritz Scheerer)	244, 247/248
Wasserversorgung der Stadt Balingen vor 1900 (Fritz Scheerer)	245/246
Heringstein (Dr. Walter Stettner)	246
Kloster Lorsch (Kurt Wedler)	246/247
Der „Bohl“ in unserer Gegend (Fritz Scheerer)	249/250
Zwei Gerichtsverhandlungen in Ebingen (Dr. Walter Stettner)	250/251
Vom Heufeld der Zollernalb (Fritz Scheerer)	251/252
Die Reformation auf dem Kleinen Heuberg (Fritz Scheerer)	252/254
Flora unserer Waldschluchten (Fritz Scheerer)	253
Confessio-Krypta-Gruft (Kurt Wedler)	254/255
Wolf und Hans (die älteren) von Bubenhofen (Fritz Scheerer)	255/256
Burgfelden im Mittelalter (Fritz Scheerer)	257/258
Georg Herwegh (Fritz Scheerer)	258/259
Das Landkapitel Ebingen-Schömburg (Fritz Scheerer)	259/260, 263
So schreibt man's nach Duden (Rudolf Kerndter)	260
Hermann Bantle zum Gedächtnis (Fritz Scheerer)	261
Über den großen Balingen Stadtbrand (Rudolf Töpfer)	262, 266/267, 272
Der Schatz im Burgstall Beuren (Felix Burkhardt)	263/264
Abgegangene Siedlungen um den Zoller (Fritz Scheerer)	264, 267/268
Von den Belemniten unseres Jura (Fritz Scheerer)	265/266
Vor 50 Jahren: Sollen Zeugnisse ausgestellt werden? (Adolf Klek)	266
Das mittelalterliche Schulwesen im Kreis Balingen (Christoph Wagner)	269/270
Besiedlung unserer Heimat in fränkischer Zeit (Fritz Scheerer)	270/271
Der Große Heuberg (Fritz Scheerer)	273/274
Odenwald und Spessart und Wandel der Gesellschaft (Dr. Walter Stettner)	274/275
Hans Stierlin (1590-1672) (Dr. Erwin Fritz)	275
Schulen im Kreis von Reformation bis 30jähriger Krieg (Christoph Wagner)	276
Geologische Wanderung vom oberen Neckar zur Alb (Fritz Scheerer)	277-279
Schicksal des jüdischen Lehrers von Haigerloch (Adolf Klek)	279/280
Das ehemalige Kloster Binsdorf (Fritz Scheerer)	281/282
Gaunamen unserer Heimat (Rudolf Linder)	282/283
Werden und Vergehen unserer Heimat (Fritz Scheerer)	283/284
Von den Fluren um Pfeffingen (Fritz Scheerer)	284, 286
Vierhundert Jahre Schloß Haigerloch (Fritz Scheerer)	285
Ebinger bauen ein neues Schulhaus (Dr. Walter Stettner)	286
Nusplinger Auswanderung im 18. Jahrhundert (Georg Miller)	287
Vom Killertal (Fritz Scheerer)	287/288
Gundelrebe (252), Knoblauchherdrich (256), Mailglöckchen (260) Spitzweggerich (264), (Kurt Wedler) Gelber Fingerhut (268), Pflanzliche Monstrositäten (272), Niedriges Habichtskraut (276), Mondviole (280), (Fritz Scheerer)	

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.